Clara
Hamann

# WOHNEN,
# Gastlichkeit:

Integratives Wohnkonzept

Clara Hamann, BSc

# Wohnen, Gastlichkeit:
# Integratives Wohnkonzept

**MASTERARBEIT**

zur Erlangung des akademischen Grades

Diplom-Ingenieurin

Masterstudium Architektur

eingereicht an der

**Technischen Universität Graz**

Betreuer
Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Architekt Andreas Lichtblau

Institut für Wohnbau

Graz, Jänner 2018

## EIDESSTATTLICHE ERKLÄRUNG

Ich erkläre an Eides statt, dass ich die vorliegende Arbeit selbstständig verfasst, andere als die angegebenen Quellen/Hilfsmittel nicht benutzt, und die den benutzten Quellen wörtlich und inhaltlich entnommenen Stellen als solche kenntlich gemacht habe. Das in TUGRAZonline hochgeladene Textdokument ist mit der vorliegenden Masterarbeit identisch.

Datum

Unterschrift

# Inhalt


10 Einleitung

## THEORIE

15 Das Alter

29 Sorgende Gemeinschaft

37 Wohnen im Alter

45 Wohnmodelle

73 Der Quartiersansatz

## ANALYSE

93 Referenzprojekte

105 Gastlichkeit

111 Waizenkirchen

127 Der Bestand

## ENTWURF

161 Basis

169 Konzept

189 Entwurf

223 Pläne

251 Fazit

## ANHANG

254 Interviews

282 Literatur

289 Abbildungen

295 Dank

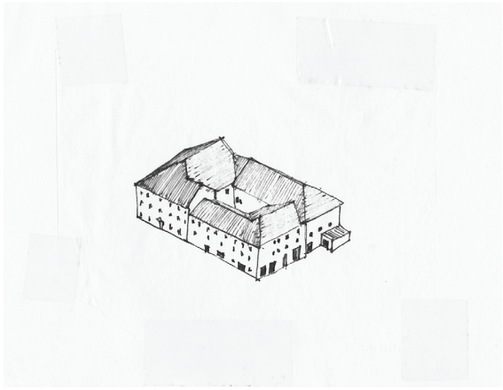


ABB. 1 Skizze: Der Gasthof

# EINLEITUNG

Diese Diplomarbeit ist für mich der Anlass, mich mit einem aktuellen Thema in meiner Heimatgemeinde zu befassen: Wohnen im Alter. Neben seiner gesamtgesellschaftlichen Relevanz hat dieses Thema in Waizenkirchen (Oberösterreich) eine zusätzliche Aktualität, da ab 2019 der Neubau des Alten- und Pflegeheims ansteht. Mit meiner Arbeit möchte ich einen Beitrag zu einer umfassenden Betrachtung eines Themengebiets leisten, das statt punktuellen Einzelmaßnahmen vielmehr eine systemisch gedachte Herangehensweise braucht, um zukunftsfähig zu sein.

Ausgangsbasis meiner Arbeit sind eine zuerst recht allgemeine theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema (mit der bewussten Entscheidung, statt demografischen Zahlen und statistischen Vorhersagen eher Wahrnehmungen und Bedürfnisse in den Fokus zu rücken) und Gespräche mit Personen, die vor Ort mit dem Thema Alterswohnen befasst sind: Gabriele Kerschhuber, MBA (Sozialkoordinatorin des Bezirks), Arch. DI Christoph Gärtner (das Architekturbüro Gärtner+Neururer realisierte in den letzten Jahren besonders in OÖ zahlreiche Altenheime), Brigitte Wiesinger, MSc. (die eines dieser Heime leitet), sowie Wolfgang Degeneve, Bürgermeister Waizenkirchens und Gerhard Mair, Leiter des örtlichen Alten- und Pflegeheims. Bei Besuchen im Altenheim und im Betreubaren Wohnen konnte ich gute Unterhaltungen mit den BewohnerInnen und BetreuerInnen führen und einen kleinen Einblick in ihre Wohnwelten bekommen.

„(...) Bauten, die einen Ort prägen, ohne die man sich diesen Ort gar nicht vorstellen kann. (...) Die Baukulturen, die Städte, Dörfer, Häuser, mit denen ein Mensch aufwächst, sind Teil seiner Lebensgeschichte und auch ein Teil des Raumes, in dem sein Leben eingebettet ist.“*
(Peter Zumthor)

*Thimm 2010, 144.

Es konkretisierte sich die Idee, im Rahmen des Entwurfs über einen Ort nachzudenken, der über das Wohnen hinaus zu einem Impulsgeber für sein Umfeld werden kann; der nicht nur Wohnraum bietet, sondern auch Räume und Möglichkeiten, die dem gemeinschaftlichen Zusammenleben nützen.

Auch Waizenkirchen ist vom Leerstand betroffen; durch den aufgrund der Arbeit ein Stück weit distanzierter gewordenen Blick konnte ich an meiner eigenen Wahrnehmung feststellen: Die leerstehenden Häuser und Geschäftslokale werden zu blinden Flecken: Ausgeblendet aus der mentalen Ortslandschaft, die dadurch zunehmend schrumpft.

Selbstverständlich sollte auch gegen den bereits existierenden Leerstand etwas getan werden — den Weiterbestand von noch Funktionierendem zu sichern ist aber meist lohnender als eine spätere Reaktivierung des Leerstands.

Deshalb beschäftigt sich mein Entwurf mit dem Gasthof „Zum weißen Lamm“, um dieses Potential des noch Funktionierenden zu nutzen.

Dem Entwurf voran ging ein langer Prozess des Sich-Vertraut-Machens mit dem Bestand. Eine Vielzahl an Daten und Erzählungen ist überliefert, Fotos dokumentieren vergangene Zeiten. Die vielen Niveaus und ein verwinkeltes Erschließungssystem machten das Verstehen des Gebäudes zur Herausforderung. Nur teilweise ist altes Planmaterial vorhanden; das und die Inkongruenz der vorhandenen Pläne machten ein teilweises Aufmessen des Bestands nötig.

Für die Entwicklung des Entwurfs war diese Auseinandersetzung mit dem Gebäude essentiell.

Das alteingesessene Gasthaus am Marktplatz ist immer noch in Betrieb — ein Großteil des übrigen Hofs steht aber bereits leer und auch, wie das Gasthaus in Zukunft weitergeführt werden kann, ist unsicher.

Im Lauf seiner langen Geschichte wurde der Gasthof immer wieder angepasst und neue Nutzungen in das bestehende Ensemble integriert; genauso soll auch mein Entwurf keine Neuprogrammierung sein, sondern ein Wiedereröffnen von Möglichkeiten. Bereits Vorhandenes wird um zusätzliche Optionen ergänzt, unter Vermeidung von starren Definitionen. Schließlich soll auch in Zukunft noch Raum für Weiterentwicklung sein.

# Theorie

Das Alter
Sorgende Gemeinschaft
Wohnen im Alter
Wohnmodelle
Der Quartiersansatz

Wo der besseren Lesbarkeit halber auf eine explizite Erwähnung verzichtet wurde, gelten personenbezogene Bezeichnungen selbstverständlich gleichermaßen für das weibliche wie für das männliche Geschlecht.

# Das Alter

Über die Wichtigkeit zeitgemäßer Altersbilder.
Versuch einer theoretischen Auseinandersetzung mit
einem Lebensabschnitt im permanenten Wandel.

So überraschend es im ersten Moment klingen mag: Alt-Sein ist mittlerweile die längste Lebensphase überhaupt.[1] Dass uns dieser Satz zunächst unplausibel erscheint, zeigt, wie wenig wir die differenzierten Formen des Alters wahrnehmen. Im alltäglichen Diskurs dominiert immer noch ein aus der Vergangenheit transportiertes *Altersbild*, das eine von Hilfsbedürftigkeit und Defiziten geprägte Lebensphase impliziert. Diese Sichtweise ist jedoch in keiner Weise mehr zeitgemäß und steht daher einer grundlegenden Auseinandersetzung mit wichtigen Herausforderungen unserer Zeit im Wege.

### Unser Bild vom Alter

Grundlage für einen zeitgemäßen Umgang mit dem Thema Altern muss es also sein, zuallererst unsere Altersbilder — unsere Vorstellungen vom Alter — zu aktualisieren.

> *„Altern ist immer auch ein soziales, gesellschaftliches Konstrukt und nicht nur eine biologische Tatsache. Aus dem chronologischen Alter, der rein additiven Summe aller Lebensjahre, lassen sich keine direkten Rückschlüsse auf die physische Konstitution, die allgemeine Lebenssituation und Lebenszufriedenheit eines Individuums ableiten. ‚Das Altern' ist daher kein eindeutig beschreibbarer Zustand oder Vorgang, sondern ein individuell sehr unterschiedlich verlaufender Prozess einer physiologischen und psychologischen Veränderung, mit der eine Verringerung der biologischen Kapazität und Funktionstüchtigkeit einhergeht."*[2]

Kommt das Thema „Alter" zur Sprache, wird aber meist nicht so differenziert gedacht, sondern fast schon reflexartig zuallererst einmal auf die Alterspyramide verwiesen. „Die Rektangularisierung der Überlebenskurve"[3] als Sinnbild unserer alternden Gesellschaft: Ein apokalyptisches Zukunftsszenario? Da ist vom „Krieg der Generationen", von „Gerontokratie" und einer „gewaltigen Schieflage zwischen den Generationen"[4] die Rede — auch, wenn manche Forscher die düsteren Prophezeihungen relativieren (etwa Professor Sven Voelpel, Forschungsschwerpunkt demographischer Wandel) oder vereinzelt sogar als eine positive Entwicklung sehen (zum Beispiel Gerd Bosbach, Professor für Statistik und Empirische Wirtschafts- und Sozialforschung an der Hochschule Koblenz). Wie heißt es so schön? „Prognosen sind schwierig, vor allem wenn sie die Zukunft betreffen."[5]

Die Anzahl der Über-80-Jährigen wird in Oberösterreich im Vergleich zu 2015 bis zum Jahr 2030 um 45% zunehmen (zum Vergleich: Anstieg 2004-2015: 28,9%).*

* Oberranzmeier 2011, 16.

1 Vgl. Schenk 2008, 17.
2 Feuerstein 2008, 17.
3 Ebda., 63.
4 Ettinger, Karl: 1970/80er. Wer die Pensionslast schultern muss, 25.02.2016, http://diepresse.com/home/innenpolitik/4932809/197080er_Wer-die-Pensionslast-schultern-muss, 26.4.2017.
5 Dieses Zitat wird vielen zugeschrieben, u.a. Mark Twain, Winston Churchill oder Kurt Tucholsky.

Die Gesellschaft altert, aber der Pflegebedarf steigt nicht im selben Ausmaß: In Oberösterreich soll zwischen 2015 und 2030 die Anzahl Pflegebedürftiger um 26% zunehmen (2004-2015: 18,2%).*

* Oberranzmeier 2011, 17.

Tatsache ist jedenfalls das, was Demographen als „Trend zur sicheren Lebenszeit“[6] bezeichnen: Wir werden immer älter! Genau gesagt: „Zweieinhalb Jahre pro Jahrzehnt, drei Monate pro Jahr, sechs Stunden pro Tag.“[7] Und: Im Gegensatz zur Alterspyramide, die in der alltäglichen Lebensrealität höchstens als imaginiertes Damoklesschwert über unseren Köpfen schwebt, werden andere Aspekte des demographischen Umbaus der Gesellschaft jetzt schon spürbar. Mit dem Älterwerden der Gesellschaft geht nämlich auch ein Strukturwandel des Alters einher.

Dazu gehören die *Feminisierung des Alters* (trotz der langsamen Angleichung der Lebenserwartungen gibt es besonders viele alte Frauen), die *Singularisierung des Alters* (immer mehr alte Menschen leben allein; einerseits aufgrund der unterschiedlich hohen Lebenserwartungen und andererseits, weil der Anteil allein Lebender in allen Altersgruppen steigt) und die *Verjüngung des Alters* (die heutzutage aus dem Erwerbsleben ausscheidenden Menschen sind in keiner Weise hilfsbedürftig und „alt“ im herkömmlichen Sinn).[8]

„Die Alten“ werden also immer älter, während sie gleichzeitig immer jünger bleiben. Die Gesamtgesellschaft hat diesen Wandel noch nicht realisiert: Obwohl sich vor allem in den letzten dreißig Jahren die soziale Wirklichkeit und das Selbstbild der Älteren entscheidend verbessert haben, hat sich der kulturelle Alters-Stereotyp quasi nicht verändert.[9] Er ist nach wie vor negativ besetzt und geprägt vom sogenannten ‚Defizitmodell‘: Aus einer dichotomen Perspektive heraus wird das Alter gleichbedeutend mit Verlust, Hinfälligkeit und Krankheit wahrgenommen – im Gegensatz zum jungen, aktiven Dasein.[10] Und das, obwohl die tatsächlich erbrachte Leistung dieser Bevölkerungsgruppe dazu deutlich im Widerspruch steht, schließlich übernehmen Senioren heute vielfältige Aufgaben — sie sind in formeller genauso wie in informeller Arbeit tätig und stark gesellschaftlich engagiert.[11] Dies ist die große Ressource der demografischen Alterung: Durch den langen Lebensabschnitt der Pension gibt es so viel „gesellschaftlich verfügbare Zeit“ wie nie zuvor.[12]

Diese Zeit-Ressource muss jedoch aktiviert und gepflegt werden. Zuallererst muss ein allgemeines Bewusstsein dafür entstehen, dass gerade alte Menschen über die Fähigkeit vermögen, gesellschaftliche Verantwortung und Aufgaben zu übernehmen — sprich: Arbeit zu leisten.

6 Feuerstein 2008, 63.
7 Gaschke, Susanne: Entspann dich, Alter! 7.3.2011, http://www.zeit.de/2011/15/DOS-Senioren, 25.4.2017.
8 Vgl. Feuerstein 2008, 92f.
9 Vgl. Schenk 2008, 17.
10 Thimm 2013, 56.
11 Vgl. Sozialministerium 2013, 12; vgl. Deutscher Bundestag 1998, 189.
12 Vgl. Höpflinger/Van Wezemael 2014, 155.



Das kann ein erster Schritt weg vom defizitorientierten Altersbild sein. Doch: Wie sieht ein zeitgemäßes Altersbild aus? Gibt es „Das Alter“ als den einen, beschreibbaren Zustand überhaupt noch?

## PLURALISIERUNG DES ALTERS

Was die Marketingindustrie schon lange weiß und auch die Wissenschaft immer mehr zu untersuchen beginnt, setzt sich langsam auch in der allgemeinen Wahrnehmung durch: Die Alten sind eine so heterogene Gruppe wie noch nie. „Erst im allerhöchsten Alter werden biologische Faktoren so bestimmend, dass sich individuelle Alternsverläufe einander annähern.“[13] Davor spaltet sich die Gruppe der Älteren in eine Vielzahl von Untergruppen auf; es gilt: „Menschen werden mit steigendem Lebensalter nicht gleicher, sondern ungleicher“.[14] Zahlreiche Modelle versuchen, diese Heterogenität zu beschreiben — anhand der zwei grundsätzlichen Betrachtungsweisen möchte ich sie als Lebensstil- bzw. Lebensphasenmodelle bezeichnen:

Lebensstilmodelle betrachten – unabhängig vom biologischen Alter — die Tatsache, dass lebensgeschichtliche Einflüsse, Bildungsniveau, soziale Schichtzugehörigkeit und Vermögensverhältnisse einen entscheidenden Einfluss auf den Alterungsprozess ausüben. Lebenserfahrung, Einstellung und Milieu sind ein entscheidender Faktor dafür, wie wir altern![15]

> *„Während die einen sich aktiv um ihren späteren Lebensabschnitt kümmern, erfahren die anderen ihr Alt-Werden eher als unausweichliches Schicksal.“*[16]

Auch das Sozialministerium stellt bei der Beobachtung der Älteren fest: Da der Zugang zu Bildung und damit die Bildungsniveaus in Österreich sehr ungleich verteilt sind, entstehen soziale Gruppen, die sich von gleichaltrigen Mitgliedern anders sozialisierter Gruppen stark unterscheiden.[17] So verschwinden altershomogene Muster zunehmend und Freizeitverhalten, Weltanschauung und Werthaltungen gehen quer durch alle Altersgruppen. Ansichten und Verhaltensweisen, die bisher als „typisch jugendlich“ galten, kommen heute auch bei Älteren vor und solche, die traditionell den Alten zugeschrieben wurden, finden sich in der jüngeren Bevölkerung wieder.[18]

Häufig vorgenommen wird eine solche Einteilung nach Lebensstilgruppen insbesondere auch von der Marketingindustrie, die zum Beispiel zwischen „flotten“, „neugierigen“, „zufriedenen“ und „zurückgezogenen“ Alten unter-

13 Schenk 2008, 19.
14 Höpflinger 2008, 31
15 Vgl. Schenk 2008, 19.
16 Ebda., 19.
17 Vgl. Sozialministerium 2013, 49.
18 Vgl. Feuerstein 2008, 89.

scheidet.[19] **Aus architektonischer Sicht scheint diese Art einer Zielgruppendefinition eher fragwürdig:** Im Editorial einer archplus-Ausgabe zum Thema Wohnen etwa werden die Lebensstilmodelle als „pseudowissenschaftliche", alberne Trendstudien bezeichnet, die „nicht als Planungsgrundlage taugen".[20]

Lebensphasenmodelle betrachten das Alter anhand des Gesundheitszustandes und dem damit einhergehenden Grad an Hilfsbedürftigkeit. Die verschiedenen Phasen werden meist ähnlich unterteilt, aber vielfältig bezeichnet: Der Altersforscher François Höpflinger etwa unterscheidet *Gesundes Rentenalter, hohes Alter mit verstärkter Fragilität* und *pflegebedürftiges Alter und Lebensende*,[21] während anderswo in Anlehnung an die WHO-Definition von *jungem*, *mittlerem* (auch: *Alter im Übergang*) und *hohem Alter* zu lesen ist[22] oder das Rentenalter in eine *autonome,* eine *fragile* und eine *abhängige* Phase gegliedert wird.[23] Etwas ausgefallener klingt die Einteilung der Diabetesforschung, die manche Autoren übernommen haben: *Go-gos*, *Slow-gos* und *No-gos*.[24]

All die neuen Unterschiede haben aber auch neue Gemeinsamkeiten zur Folge: Tatjana Fischer, Raumplanerin an der BOKU Wien, beschäftigt sich mit den Auswirkungen des demographischen Wandels auf die Raumentwicklung. Sie stellte fest, dass sich unter den Älteren *neue Kollektive* bilden. Unter diesem Begriff versteht sie die „durch unterschiedliche Lebenslagen geprägten Anspruchsgruppen unter den Älteren" mit ihren „Gemeinsamkeiten und Verschiedenheiten in Bedürfnissen und Anliegen".[25] Sie beschreibt die zunehmende Heterogenität innerhalb der Altersgruppe anhand der **sehr unterschiedlich ausgeprägten Raumtüchtigkeit älterer Menschen:** Verschieden großen Aktionsradien, Erreichbarkeiten, Unterschiede im Zu- und Umgang mit Informationen und in der Nutzung neuer Technologien führen zu unterschiedlicher Struktur und Organisation des Alltags.

Dabei spielt auch die „sehr unterschiedlich ausgeprägte Bereitschaft der Älteren, sich mit dem ‚Altern und Älterwerden' rechtzeitig auseinanderzusetzen und (...) Hilfe in Anspruch zu nehmen" eine Rolle.[26]

Wichtiger erscheint ihr jedoch, herauszufinden, worin sich ältere Menschen ähneln; sie findet zahlreiche Gemeinsamkeiten: **Den Wunsch nach Wahrung der Privatsphäre und den Erhalt gewachsener sozialer Beziehungen, Ähnlichkeiten bei Wohnungswahl, Wohnzufriedenheit und Sesshaftigkeit, eine ähnliche Raumwahrnehmung und große Sensibilität, was räumliche Veränderungen im Wohnumfeld angeht.** Bemerkenswert sei außerdem die Fähigkeit älterer Menschen, Ausstattungsdefizite der Wohnumgebung zu kompensieren.[27]

Unter den im Rahmen ihrer Studie Befragten fand sie eine generell sehr geringe Bereitschaft zu einem Wohnstandortwechsel vor — möglicherweise, weil alle Befragten der Ansicht waren, sich auch zu Fuß im Wohnquartier versorgen zu können, sollte irgendwann ein Verzicht auf den eigenen PKW notwendig werden (obwohl dies objektiv gesehen in den meisten untersuchten Fällen eher nicht möglich wäre). Großer Wert wird auch auf die „Wahlfreiheit in Bezug auf Güter und Dienstleistungen des täglichen Bedarfs" gelegt. Auch bei den (sozial-)medizinischen Diensten wird Wahlfreiheit großgeschrieben (z.B. die Auswahl zwischen verschiedenen Trägerorganisationen bei der In-Anspruch-Nahme von Pflegeleistungen).[28]

Personen mit Lebensmittelpunkt in einer Landgemeinde nehmen vor allem Veränderungen im Ortsbild, die demografische Alterung, die Lockerung des Zusammenhalts innerhalb der Gemeinde und die Ausdünnung der Nahversorgung wahr. *

* Vgl. Fischer 2016, 242.

## KOMPENSATION ALS LEBENSKUNST

In der medizinischen Literatur hat sich ein Verständnis des Alters durchgesetzt, das den individuell verlaufenden Alterungsprozess immer in Zusammenhang mit den Umweltvariablen, die diesen beeinflussen, sieht:

> *„Der Bedarf an (professioneller) Unterstützung ist (...) nicht nur von den Kompetenzen einer Person abhängig, sondern auch von den im Umfeld fehlenden Ressourcen für die Kompensation."*[29]

Was damit gemeint ist, erklärt ein Beispiel: Ein alter Mensch, der nie gelernt hat zu kochen, erweckt, wenn er (etwa durch den Verlust des Partners) plötzlich auf sich allein gestellt ist, womöglich den Eindruck, nicht mehr selbstständig wohnen zu können. Dabei fehlt ihm lediglich eine Ressource zur Kompensation des plötzlichen Mangels: Kochen lernen, Essen auf Rädern, eine Haushaltshilfe, o.ä.

Die „Theorie der selektiven Optimierung mit Kompensation" (beschrieben vom Max-Planck-Institut für Bildungsforschung) könnte man auch als „Lebenkunst des Alterns" bezeichnen: Wenn im Alter die körperlichen Ressourcen abnehmen, entwickeln die Betroffenen (bewusst oder unbewusst und mehr oder weniger erfolgreich) Strategien, um diese Verluste auszugleichen.[30] Der Gerontologe Paul B. Baltes[31] erklärte dies einmal so:

Warum alte Menschen auch objektiv schlechte Wohnsituationen tendenziell als zufriedenstellend beurteilen, erklärt das sogenannte „Zufriedenheitsparadoxon": Gewöhnungseffekte, ein Bemühen um Aufrechterhaltung eines positiven Selbstbildes, der starke Wille, am Wohnstandort zu bleiben und die herangezogenen Vergleichsmaßstäbe – als einzige Alternative zur eigenen Wohnung wird oft nur der Umzug ins Heim gesehen – führen dazu, dass alte Menschen unabhängig von ihrer tatsächlichen Wohnsituation eine ähnliche (hohe) Wohnzufriedenheit angeben.*

* Vgl. Motel/Künemund/Bode 2000, 124f; vgl. Bundestag 1998, 167.

19 Vgl. Feuersten 2008, 90.
20 Kraft/von Mende/Kläser 2006, 17.
21 Vgl. Höpflinger 2008, 32f.
22 Vgl. Schenk 2008, 19.
23 Vgl. Huber 2008, 55f.
24 Zeyfang 2014, 189.
25 Fischer 2010, 469.
26 Ebda., 469.
27 Vgl. Fischer 2016, 242.
28 Vgl. ebda., 469.
29 Feuerstein 2008, 102f.
30 Vgl. Baltes 2004, o.A.
31 Paul B. Baltes (1939-2006) zählte zu den führenden Gerontologen weltweit und war u.a. Direktor des Max-Planck-Institut für Bildungsforschung

*„(...) der 80-jährige Pianist Artur Rubinstein (...) auf die Frage, wie er es schaffe, noch in seinem Alter so hervorragende Konzerte zu geben: Erstens spiele er weniger Stücke — ein Beispiel für Selektion; zweitens übe er diese Stücke häufiger — ein Beispiel für selektive Optimierung; drittens schließlich setze er größere Kontraste in den Tempi, um sein Spiel schneller erscheinen zu lassen als er noch zu spielen imstande sei — ein Beispiel für Kompensation."*[32]

## DAS ALTER WIRD IM KOPF GEMACHT![33]

So distanziert und analytisch wie im wissenschaftlichen Altersdiskurs ist eine persönliche Auseinandersetzung mit dem Thema Altern oft nicht möglich. Dabei sind rechtzeitige Überlegungen zum eigenen Altern wichtig: Wer über ein „dynamisches Selbstbild des Alterns" verfügt, hat das Gefühl, seinen Alterungsprozess mit beeinflussen zu können. Diese Menschen altern im Vergleich zu jenen, die über ein statisches Selbstbild verfügen, tatsächlich „besser".[34]

### Das Glück ist ein U

Die Leistungsfähigkeit des Gehirns wird anhand zweier Arten von Intelligenz beschrieben: Die *fluide Intelligenz* ist die Geschwindigkeit und Genauigkeit, mit der Informationen verarbeitet werden. Sie sinkt schon ab dem frühen Erwachsenenalter stetig. Das *kristalline Wissen* entsteht hingegen durch Übung, Denken und Lernen. Diese Art von Fähigkeiten kann der Mensch bis ins hohe Alter ausbauen (sofern er sie stetig ausübt und nicht von einer Krankheit beeinträchtigt ist). Auch die emotionale Intelligenz wächst im Laufe eines Lebens ständig. Ältere Menschen sind zum Beispiel in der Regel besser darin, Konflikte zu lösen oder zu vermeiden.[35]

Und um Lebenszufriedenheit geht es bei einer vierten Fähigkeit, die man ebenfalls erst mit zunehmendem Alter erwirbt: Die Anpassung der eigenen Erwartungen an die Realität. Das führt dazu, dass ältere Menschen trotz körperlicher und räumlicher Einschränkungen oft zufriedener sind und ein positiveres Selbstbild haben als jüngere.[36]

32 Baltes 2004, o.A.
33 Wehrmeyer, Ingken: Angst vor dem Älterwerden? Was ich von meiner 80-jährigen Freundin gelernt habe, 27.12.2016, https://editionf.com/Think-young-Das-Alter-wird-im-Kopf-gemacht, 6.10.2017
34 Voelpel, Sven. Wir werden im Laufe des Lebens immer glücklicher, 22.04.2017, http://www.deutschlandfunkkultur.de/altersforscher-sven-voelpel-wir-werden-im-laufe-des-lebens.990.de.html?dram:article_id=384346, 26.4.2017
35 Vgl. Baltes 2004, o.A.
36 Vgl. ebda., o.A.



Liegt also die Kunst des Alterns darin, den Fokus zu verschieben?

Schließlich können der Abnahme zweier Fähigkeiten (fluide Intelligenz und körperliche Gesundheit) gleich vier hinzugewonnene gegenübergestellt werden: Weisheit, hohe emotionale Intelligenz, Verhaltensstrategien (Selektion/Optimierung/Kompensation) und Lebenszufriedenheit.

Dass die Lebenszufriedenheit im Alter steigt, ist sogar wissenschaftlich bestätigt: Wie eine Studie zeigte, die Daten von einer halben Million Menschen in Europa und Amerika auswertete, bildet die Glückskurve im Laufe unseres Lebens eine U-Form. **Am Anfang und am Ende unseres Lebens sind wir am glücklichsten!** Etwa Mitte 40 ist der Tiefpunkt überstanden und mit der Zufriedenheit geht es wieder bergauf.[37] Um ihre Aussage zu untermauern, untersuchten die Wissenschaftler Daten der letzten 100 Jahre und zeigten so: Dass wir im Alter immer glücklicher werden, scheint allgemein gültig zu sein und ist nicht auf sogenannte *Kohorteneffekte* zurückzuführen.

Der Kohorteneffekt meint, dass Menschen aus verschiedenen Geburtenjahrgängen ein unterschiedliches „Generationenschicksal" erleben – denn die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen unterscheiden sich, und daraus ergeben sich je nach „Kohorte" unterschiedliche Chancen, Wertevorstellungen, Ansichten und vieles dergleichen mehr.[38] Da die Glückskurve aber bei allen untersuchten Generationen U-förmig ist, scheint sich das steigende Glücksgefühl mit zunehmendem Alter relativ zuverlässig einzustellen.

## ZEITGEMÄSSE ALTERSBILDER

Aus den Kohorteneffekten ergibt sich eine andere, große Herausforderung für die Generationen- und Altersforschung: **Wenn es um Altersbilder geht können wir nicht einfach von Bekanntem auf die Zukunft schließen.**

*„Das Verhalten und die Bedürfnisse der heute alten Menschen vermitteln [aufgrund der Kohorteneffekte, Anm.] wenig Auskunft über zukünftige Wohnbedürfnisse, und lineare Fortschreibungen aktueller Trends erweisen sich als problematisch."*[39]

Anders gesagt: Wir können nicht einfach davon ausgehen, dass die nächste Generation Älterer die gleichen Voraussetzungen, Bedürfnisse, Einstellungen, Wünsche, etc. haben wird wie jene, die jetzt gerade alt sind.

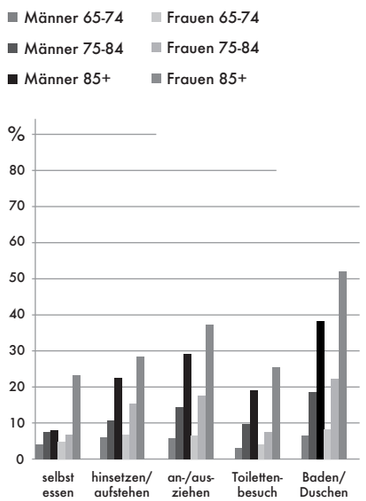
37 Blanchflower, David G./Oswald, Andrew J., 2007: Is Well-Being U-Shaped Over the Life Cycle? (February 2007). NBER Working Paper No. w12935, https://ssrn.com/abstract=965127, 26.4.2017
38 Vgl. Höpflinger 2008, 33.
39 Ebda., 41.

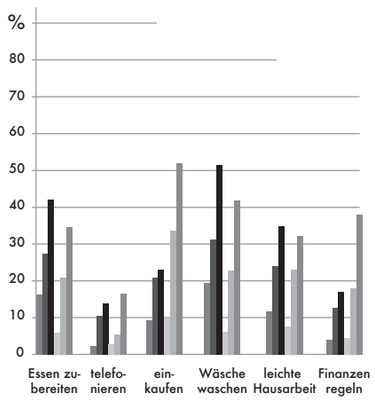
Deshalb müssen wir unsere Altersbilder kontinuierlich hinterfragen und aktualisieren. Das aus der Vergangenheit transportierte Bild vom Alter als defizitärem Zustand ist längst nicht mehr aktuell.

*„Entgegen der gängigen emotionalen Vorstellungen vom Alter ist davon auszugehen, dass wir es mit glücklichen Menschen mit ausgereiften Wertevorstellungen zu tun haben.“*[40] *(Dietmar Eberle)*

ABB. 2 Probleme älterer Menschen in Österreich im Bereich der *Activities of Daily Living*, nach Altersgruppen und Geschlecht

ABB. 3 Probleme älterer Menschen in Österreich im Bereich der *Instrumental Activities of Daily Living*, nach Altersgruppen und Geschlecht




## UNTERSTÜTZUNGS- UND PFLEGEBEDARF

Um Einschränkungen in der Alltagsbewältigung zu kategorisieren, können zwei Fähigkeitsgruppen von alltäglichen Tätigkeiten unterschieden werden. Nach diesem System wurden auch die Einschränkungen der älteren Generation in Österreich erhoben.

**1 | ADL (Activities of Daily Living):** Grundlegende Versorgung der eigenen Person: Körperpflege, sich an- und ausziehen, essen und trinken, aufstehen u. dgl.[41] Die ADL sind stark altersabhängig und besonders ab 85 Jahren treten hier deutliche Einschränkungen auf, bei Frauen noch stärker als bei Männern. Der überwiegende Anteil der älteren Menschen gibt an, in keinem Bereich der ADL eingeschränkt zu sein.[42]

**2 | IADL (Instrumental Activities of Daily Living):** Komplexere Tätigkeiten wie kochen, Wäsche waschen, telefonieren, Einkaufen gehen, etc.[43] Die IADL sind ebenfalls stark altersassoziiert, treten aber bereits früher auf. Hinzu kommt, dass es hier je nach Bereich starke geschlechterspezifische Unterschiede gibt, die meist sozialisationsbedingt sind. Heute alte Frauen haben häufiger Probleme mit Finanzangelegenheiten, während bei den Schwierigkeiten mit Haushaltsarbeit der Anteil der Männer überwiegt.[44]

40 Eberle 2013, 86.
41 Vgl. Winkler/Pochobradsky/Wirl 2012, 21.
42 Vgl. ebda., 22.
43 Vgl. ebda., 21.
44 Vgl. ebda., 23f.



**N.B.:** Die älteren Menschen in Österreich haben also vor allem bei den IADL hohen Unterstützungsbedarf; viel häufiger als im Bereich der tatsächlichen Pflege. Daraus kann geschlussfolgert werden, dass ein leicht zugängliches Netzwerk aus Menschen, die punktuell Unterstützung leisten können (etwa Nachbarn, Verwandte, Freiwillige) ein wichtiger Weichensteller für ein möglichst lange selbstständiges und selbstbestimmtes Leben sein kann.

Mobilitätseinschränkungen beeinflussen die IADL ebenfalls stark, daher ist auch der Wohnstandort (zentrale Lage, öffentliche Verkehrsmittel, hindernisfreie Umgebung,...) ein ausschlaggebender Faktor!

### Das vierte Alter

Wenn wir uns nun um aktualisierte, differenzierte Altersbilder bemühen wollen, *die der Realität gerecht werden*, müssen wir alle Aspekte des Alt-Werdens beleuchten. Es ist sicher gut, positive Seiten verstärkt zu betonen; trotzdem dürfen die unvermeidbaren negativen Seiten des Alterns nicht unangesprochen bleiben.

Paul Baltes etwa unterscheidet zwischen Drittem und Viertem Alter. Während die Wissenschaft für das Dritte Alter laufend positive Erkenntnisse gewinne, offenbare sich im Vierten Alter „unbarmherzig die biologische Unfertigkeit des Menschen“.[45] Anderswo ist vom *abhängigen* oder gar vom *pathologischen Alter* die Rede und tatsächlich ist es schwer, auch diese Aspekte in ein aktuelles Altersbild zu integrieren, ohne auf die überholte Vorstellung vom defizitären Alter zurückzufallen.[46]

Vor allem im stationären Bereich werden Menschen begleitet, die sich in dieser Phase des Alters befinden. Das Bemühen um zeitgemäße Altersbilder hat sich daher vor allem im Bereich der professionellen Pflege schon länger durchgesetzt, schließlich stehen die Betreuenden ständig vor der Frage, wie diesen Menschen „trotz unrevidierbarer Hilflosigkeit und Abhängigkeit (...) ein ‚eigenes Leben‘ zu ermöglichen ist“.[47]

Eine Möglichkeit, auch den leidvollen Seiten des Alterns in zukünftigen Altersbilder Raum zu geben, ist es, dichotome Unterscheidungen ganz zu vermeiden. An die Stelle eines *Entweder-Oder-Denkens* (autonom/abhängig, aktiv/passiv, normal/pathologisch, usw.), treten *Sowohl-Als-Auch-Konstellationen:* Der *energische Immobile*, der *hilfsbedürftige Produktive*.[48]

So, wie die schon länger bekannte *faltige Schönheit*.

45 Vgl. Baltes 2004, o.A.
46 Vgl. Pichler 2010, 422.
47 Ebda., 423.
48 Vgl. ebda., 424.

## ALTERS-BILDER

Mit Bildern vom Alter beschäftigte sich auch die Oberösterreichische Künstlerin Edith Maul-Röder. In ihrem Projekt *Strichcode 2* porträtierte sie 2007 im Altenheim Waizenkirchen elf annähernd Hundertjährige.

**Edith Maul-Röder**
lebt und arbeitet in Attersee a. A. und Wels OÖ
studierte und unterrichtete an der Prager-Fotoschule
seit 2011 Intendantin des Kunstfestivals Perspektiven-Attersee
Ausstellungen und Projekte im In- und Ausland, Buchprojekt und
großflächige Installationen im öffentlichen Raum / Kunst am Bau
Ankäufe: Privat, Stadt Wels, Galerie Zauner, Museum Angelehner





ABB. 4 (c) Edith Maul-Röder

ABB. 5 (c) Edith Maul-Röder

# Sorgende Gemeinschaft

Altersbilder im gesellschaftlichen Zusammenhang

Über welche Altersbilder wir verfügen, ist prägend für die Gesamtgesellschaft. Denn Altersbilder legen fest, welchen Spielraum Menschen haben, um am sozialen Leben teilzuhaben, ihre Stärken zu nutzen und Potentiale auszubauen; welche Rolle in der Gesellschaft sie haben und in wie weit sie diese aktiv mitgestalten können.[1] *„Die Art unserer Altersbilder bestimmen in erheblichem Maß die Zukunft des Alters.“*[2]

Gehen wir nun also von einer Vielzahl verschiedener Altersbilder aus, so entsteht daraus (vor allem im Sozial- und Gesundheitswesen) auch ein Bedürfnis für differenziertere Organisationsformen und Angebote.[3] In Österreich besteht die institutionelle Struktur der Pflegeversorgung immer noch aus den zwei traditionellen Säulen der stationären Einrichtungen (Heime) und der mobilen Dienste (Hauskrankenpflege), die weitgehend unabhängig voneinander agieren. Der langsame Umbau des Pflegesystems hat zwar bereits begonnen; erste Mischformen wie Kurzzeitpflege oder Tagesbetreuung werden aber noch nicht flächendeckend angeboten. Der Ausbau von alternativen Formen der Betreuung wird in Zukunft besonders wichtig sein, denn erstens möchten die Menschen möglichst lange selbstbestimmt leben und haben immer unterschiedlichere Pflegebedürfnisse, zweitens sind flexiblere Formen der Pflege zielgenauer und — ein für die Zukunft nicht zu unterschätzender Faktor — kostengünstiger.[4]

Wie unmittelbar sich die Altersbilder einer Gesellschaft auf die Realität auswirken können, zeigt das in Österreich sehr beliebte Modell 24-Stunden-Pflege. In Oberösterreich wurden im Jahr 2015 fünf Prozent der Pflegebedürftigen von 24-Stunden-Pflegekräften versorgt.[5]

Immer mehr PflegerInnen, vor allem aus Osteuropa, stehen zur Verfügung und da die Menschen am liebsten zu Hause alt werden, wird das Angebot auch — nicht zuletzt aufgrund attraktiver staatlicher Unterstützung (Anerkennung und Förderung seit 2006) — gerne angenommen.[6] Die Konsequenz daraus ist, dass Wohnheime und andere Projekte für SeniorInnen, die bereits vorgesehen waren, aufgrund der fehlenden Nachfrage nun nicht mehr realisiert werden.[7] Mir erscheint es doch sehr kurzsichtig, sich in so hohem Maße auf ein individualistisches Pflegemodell zu verlassen, das vor allem von externen Faktoren abhängig ist. Schließlich kann nicht davon ausgegangen werden, dass immer genügend qualifizierte Pflegekräfte zur Verfügung

1 Vgl. Thimm 2013, 56.
2 Ebda., 56.
3 Vgl. Feuerstein 2008, 93.
4 Vgl. Sozialministerium 2013, 28f.
5 Vgl. Amt der Oö. Landesregierung 2016, 29.
6 Vgl. Sozialministerium 2016, 46.
7 Vgl. Interview mit Maria Gabriele Kerschhuber MBA (Sozialkoordinatorin/-planerin SHV Grieskirchen), geführt von Clara Hamann, Grieskirchen, 20.4.2017

stehen werden. Erwähnt seien auch die unhinterfragt in Kauf genommenen Konsequenzen — je weiter die Herkunftsländer der PflegerInnen von Österreich weg sind — und dahin geht die aktuelle Entwicklung, desto länger sind sie dann auch von ihren Familien getrennt, bevor sie wieder einige Wochen Heimaturlaub haben.[8]

Seit Mitte der 90er-Jahre stehen immer weniger Heimplätze zur Verfügung (Mitte der 90er: 126 Heimplätze pro 1.000 Einwohner über 75, 2009: 105) während sich die Anzahl der Beschäftigten im Bereich der mobilen Dienste im selben Zeitraum fast verdoppelt hat (2006: 8,6 pro 1.000 Einwohner über 75, 2009: 15).[9] Auch innerhalb der stationären Pflege findet ein Strukturwandel statt: Während die Anzahl der Heimplätze insgesamt sinkt, steigt der Bedarf an Pflegeplätzen; das heißt, die Wohnplätze werden verdrängt. In keinem Bundesland wird mittlerweile mehr zwischen Wohn- und Pflegeplätzen unterschieden und in der Regel werden Heimplätze erst ab Pflegegeldstufe 4 (bzw. in der Praxis noch ab 3) gefördert.[10]

Den größten Teil der Pflege schultern nach wie vor die Familien: Von Angehörigen wurden 2015 ca. 85% der österreichischen PflegegeldbezieherInnen gepflegt,[11] aber der Wandel der Familienstrukturen wird sich weiter fortsetzen. Dadurch ist immer weniger familiäres „Pflegepotential" vorhanden, wie Andreas Kruse, Gerontologe an der Universität Heidelberg, in Studien feststellte. Zusätzlich sinkt auch die Bereitschaft, Angehörige zu Hause zu pflegen, ständig.[12] Umgekehrt geben auch ältere Menschen immer häufiger an, „niemandem zur Last fallen zu wollen" und messen ihren Kindern daher oft nur „flankierende Bedeutung" zu, wenn es um die häusliche Pflege und Betreuung geht.[13] Familieninterne Beziehungen gelten heute als entspannter und emotional positiver als früher[14] und auch die Tatsache, dass Kinder immer später selbst Eltern werden, trägt dazu bei, dass sich Kinder und Eltern heute näher sind als früher. Räumlich gesehen wird der Abstand zwischen den Familienmitgliedern hingegen tendenziell größer; Familie funktioniert immer mehr nach dem Prinzip „Intimität auf Abstand".[15] Systeme, die auf Vernetzung und Gemeinschaft setzen, sind daher zukunftsträchtig: Wo früher eine Großfamilie oder eine Dorfgemeinschaft war, kann heute ein selbst gewähltes Beziehungsgeflecht Rückhalt und Hilfe im Alter geben, indem „Fähigkeiten ausgetauscht und Defizite aufgefangen werden".[16]

Vernetzung, Netzwerke, Gemeinschaft: An diesen Punkten müssen wir ansetzen, um Versorgung und Vorsorge zukunftstauglich zu machen.

> *„Damit eine bedarfsgerechte Pflege und soziale Betreuung älterer Menschen in Zukunft überhaupt leistbar und finanzierbar bleibt, ist eine weitere Verlagerung der Pflege in die Wohngebiete notwendig. Hier, wo Alt und Jung zusammen leben, lassen sich Kontakte und gegenseitige Hilfe am ehesten organisieren und der - meist ungewollte - Umzug in Einrichtungen mit überwiegend professioneller Betreuung kann vielfach vermieden werden."*[17]

Auch das Land Oberösterreich ist sich dessen bewusst und macht — trotz der vorsichtigen Formulierung — deutlich, dass wir in Zukunft „eine allgemein sorgende Sicht der Gesellschaft" brauchen, da der Ausbau professioneller Betreuungs- und Pflegedienste angesichts der demographischen Entwicklung nicht ausreichen wird.[18] **Um der „harten, statistischen Seite" der Zukunft angemessen entgegenblicken zu können, müssen wir also auf die „soziale, weichere Seite" setzen:** *„die Software des Zusammenlebens, die Gepflogenheiten des Umgangs in einer Gesellschaft mit relativ vielen Älteren und relativ wenigen Jüngeren."*[19]

Die verlängerte Lebensdauer führt dazu, dass sich Ältere und Jüngere innerhalb der Familie bewusster erleben können.[20] Außerhalb der Familie begegnen sie sich aber seltener als früher, *„da sie ihren Alltag in der Öffentlichkeit an verschiedenen sozialen Orten, in unterschiedlichen Subkulturen verbringen."*[21]

Hier kommt die gebaute Architektur ins Spiel, denn es ist natürlich auch die räumliche Gestaltung, die unser Bild vom Miteinander der Generationen reflektiert.[22] Ob sie dieses umgekehrt auch beeinflussen kann, darüber gibt es zwei Meinungen:

> *„Wir haben eine Lebensspanne erlebt, wo das ‚Ich, ich, ich ...' und ‚Ich habe einen Anspruch' beherrschend war. Das prägte eine Generation, die meint, dass das Sorgen für die Alten nicht eine persönliche, sondern*

8 Vgl. ebda.
9 Vgl. Winkler/Pochobradsky/Wirl 2012, XV.
10 Vgl. ebda., 111f.
11 Vgl. Sozialministerium 2016, 37.
12 Vgl. Kruse 2013, 37.
13 Vgl. Fischer 2016, 246.
14 Vgl. Schenk 2008, 25.
15 Vgl. Fooken 1999, 210.
16 Obermüller 2008, 204.
17 KDA 2005, 11.
18 Vgl. Amt der Oö. Landesregierung 2017, 2.
19 Gaschke, Susanne: Entspann dich, Alter! 7.3.2011, http://www.zeit.de/2011/15/DOS-Senioren, 25.4.2017.
20 Vgl. Schenk 2008, 25.
21 Ebda., 25.
22 Vgl. Thimm 2013, 59.

*eine öffentliche, staatliche Pflicht sei. Diese Degeneration des sozialen Bewusstseins kann niemand mit Architektur kompensieren.“*[23]

*„Es sind Wohnformen, die unser Bild vom Miteinander der Generationen reflektieren und gleichzeitig beeinflussen. (...) Die Entwicklung von Wohn- und Lebensformen, die die Menschen darin unterstützen, möglichst lange ein selbstbestimmtes Leben zu führen, ohne dabei einseitig negative Altersbilder zu bedienen, kann somit als große gemeinschaftliche Herausforderung für die Zukunft angesehen werden.“*[24]

Auch ich bin der Meinung, dass Architektur sehr wohl die Fähigkeit besitzt, positive Veränderung (mit) zu bewirken, nämlich dann, **wenn Räume Möglichkeiten schaffen**: Handlungsalternativen statt vordefinierten Zwängen, Möglichkeiten für zufällige Begegnungen und Raum für Zusammenkünfte, Platz für verschiedene Nutzungen und für zukünftigen Bedarf.

23 Marg 2014, 27.
24 Thimm 2013, 56.

# Wohnen im Alter

Bauen für alte Menschen bedeutet Bauen für alle Menschen.
Ein Blick auf das Wohnen als mehrdimensionalen Prozess,
der besonders im Alter maßgeblich Handlungsspielräume
und soziale Beziehungen beeinflusst.

## WOHNEN – IM ALTER ANDERS?

Bedeutet Alltag im Alter vor allem Wohnalltag?[1] Der Beginn des Ruhestandes markiert oft den Beginn einer Phase, in der die Bedeutung der alltäglichen Wohnerfahrung steigt;[2] sei es, weil die täglich in der Wohnung verbrachte Zeit zunimmt oder weil Überlegungen zur Alterstauglichkeit der Wohnung angestellt werden.

Zum entscheidenden Faktor wird die Wohnung dann, wenn körperliche Einschränkungen auftreten; einerseits im Hinblick darauf, in wie weit sie eine weiterhin selbstständige Lebensführung ermöglicht. Von der Wohnung hängt aber auch die Möglichkeit zur Wahrung zentraler Bedürfnisse ab: Soziale Partizipation, Aufrechterhaltung des Freundes- und Bekanntenkreises, weiterhin Rückzugsmöglichkeiten und die Wahrung der persönlichen Identität. Es wäre falsch, „die Wohnung allein als räumliche oder gebaute Umwelt zu verstehen. Sie stellt darüber hinaus den zentralen Zugang zu einem spezifischen sozialen und infrastrukturellen Umfeld dar.“[3] Aktuell bezieht sich die Debatte um altersgerechtes Wohnen fast ausschließlich auf das physische Objekt „Wohnung“ und den einzelnen Bewohner. Das führt zu der problematischen Situation, dass wichtige Ebenen des Wohnens gar nicht Teil der Diskussion sein *können,* weil der aktuelle Diskurs sie nicht abbildet.

### Dimensionen des Wohnens

**1 | Das physische Wohnen / die gebaute Umwelt:** Funktionelle Räume mit der eigenen Einrichtung und persönlichen Objekten stellen den täglichen Wohnalltag dar (darüber hinaus beeinflusst das räumliche Wohnen auch, wie wir soziale Beziehungen gestalten können).[4]

**2 | Das soziale Wohnen / die soziale Umwelt:** Persönliche Beziehungen, Freundschaften - alle Menschen, die in der Wohnung ein- und ausgehen.[5]

**3 | Das persönliche Wohnen / die individuelle Lebenslage:** Feddersen/Lüdtke bezeichnen Wohnen als Teil der „modernen Identität“ - wie wir wohnen, ist heute Ausdruck des Selbst.[6] Das persönliche Wohnen sorgt für Privatsphäre und ein Gefühl von Sicherheit und Kontrolle über das eigene Leben.[7]

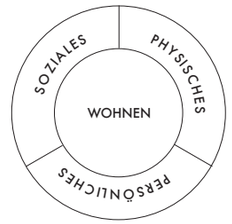



ABB. 6 Drei Wohn-Dimensionen

1 Vgl. Riernößl 2011, 18.
2 Vgl. Motel/Künemund/Bode 2000, 124.
3 Kruse 2013, 26.
4 Vgl. Imhof 2014, 169.
5 Vgl. ebda.
6 Vgl. Feddersen/Lüdtke 2009, 39.
7 Vgl. Imhof 2014, 169.

### Wortherkunft

„Wohnen“ bedeutet also mehr als nur den Aufenthalt in einer bestimmten Räumlichkeit. Auch auf sprachlicher Ebene wird das deutlich: Das germanische „wunian“ bedeutet, sich wohlzufühlen, etwas gern zu haben und gleichzeitig „umfriedet“ (also geschützt) zu sein. Seit dem Mittelalter wird diese Art der zufriedenen, geschützten Sesshaftigkeit als „Wohnen“ bezeichnet.[8] Auch das Wort „Bauen“ bedeutet eigentlich „Wohnen“:

> *„Die Art, nach der wir Menschen auf der Erde sind, ist das Buan, das Wohnen. Mensch sein heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen.“*[9]

Nicht nur sprachlich hat „Wohnen“ viel mit „Gewohnheit“ zu tun: Die eigene Wohnung ist dort, **wo Gewohnheiten für Vertrautheit sorgen** und das eigene Leben die gebaute Umgebung füllt.[10] „Im Wohnen (...) suchen elementare Bedürfnisse des Lebens (Sicherheit, Dauerhaftigkeit, Selbstständigkeit, Kontakt zu Mitmenschen) eine räumliche Manifestation und bauliche Konkretisierung.“[11]

Dies trifft soweit auf Menschen aller Altersgruppen zu. Doch inwieweit unterscheiden sich die Wohnbedürfnisse alter Menschen von denen jüngerer? Grundlegende Wohnbedürfnisse bleiben bestehen. Wenn sich also im Laufe des Lebens und besonders im Alter die Lebensumstände und die körperlichen Bedingungen verändern, müssen adäquate Mittel und Wege gefunden werden, um diese weiterhin zu erfüllen: **Eine altersgerechte Wohnung ermöglicht die fortdauernde Erfüllung grundsätzlicher und altersunabhängiger Bedürfnisse.**

Wenn man annimmt, dass die Grundbedürfnisse des Wohnens im Lauf des Lebens immer in etwa die selben bleiben, so wandelt sich mit zunehmendem Alter aber zumindest deren Interpretation. Im Alter - so drückt es ein Bericht des Deutschen Bundestags aus - seien etwa Begriffe wie Selbstständigkeit und Selbstbestimmung weniger im Sinne von Unabhängigkeit zu verstehen, sondern durch die „Eröffnung gewollter Handlungsspielräume“ aufrechtzuerhalten.[12]

Wie sich der Architekt Gerhard Auer den Erhalt seines Handlungsspielraums vorstellen könnte, hat er in „Fünf Thesen zum Wohnen im Alter“ festgehalten:[13]

8 Vgl. Feddersen/Lüdtke 2009, 39.
9 Heidegger 1951, 90.
10 Vgl. Feddersen/Lüdtke 2009, 39.
11 Huber 2008, 195.
12 Vgl. Deutscher Bundestag 1998, 121.
13 Vgl. Huber 2008, 200-203.



*Erste These: „[Die Wohnung, Anm.] muss einen* **Arbeitsbereich** *bereithalten - ob mehr drinnen oder draußen, ob als Gartenhaus oder Werkstatt, ob als Bibliothek oder Atelier, er soll die Fortsetzung oder den Neubeginn einer Tätigkeit ermöglichen.“*

*Zweite These: „Jede Selbstzufriedenheit ist (...) ein Ergebnis von Außenkontakten (...). Wie kann eine altersgerechte Wohnung dazu beitragen?* **Indem sie ‚einladend‘ ist!** *Durch ihren Bewohner vorweg, dann aber als ein Hintergrund, der für Besucher mehr bietet, als den Anblick einer Wohnzimmereinrichtung.“*

*Dritte These: „Jeder Kontaktsuche steht ein* **Bedürfnis nach Alleinsein** *gegenüber - der Legende nach soll es mit dem Alter zunehmen. (...) Ist uns aber - am Beispiel der Alten in mediterranen Dorfstraßen an Küchenfenstern - nicht auch eine Form des Interesses gegenwärtig, die man mit* **kommunikativer Neugier** *bezeichnen könnte?“*

*Vierte These: „***Die Stadtlage ist unschlagbar** *in Lebendigkeit, Angebotsvielfalt und Mobilitätshilfen.“*

*Fünfte These: „Alles in allem summieren sich in meinem altersgerechten Wohnen* **keine Simplifizierungen, sondern neue Ansprüche** *- und ein steigender Raumbedarf! Offensichtlich benötige ich nach meiner Pensionierung mehr interne und eigene Betätigungsräume, weil mir zuvor genügend externe zur Verfügung standen. Dürften die körperlichen Schonhaltungen auch zunehmen, hat das keine Rückgabe von Spielräumen zur Folge. Und selbst ein Abbau meines Denkvermögens sollte es niemandem erlauben, meine Gefühle und Wünsche in Frage zu stellen.“*

Dies ist eine sehr konkrete Wunschvorstellung einer Alterswohnung - doch wie können daraus allgemeine Grundsätze abgeleitet werden? Der/die nächste Befragte stellt vielleicht ganz andere Anforderungen an seine/ihre Alterswohnung. **„Maßstab für das Wohnen im Alter kann einzig und allein das Wohlbefinden des Bewohners sein.“**[14] Ausgehend von dieser Maxime und der neuen Vielfalt der Altersbilder kann der einzig sinnvolle Weg zu adäquaten Alterswohnmodellen nur in der **Wahlfreiheit innerhalb eines variantenreichen Angebots** liegen.[15] Altersgerechtes Wohnen darf nicht auf funktionelle Anforderungen reduziert werden; ganz im Gegenteil muss stets die Tatsache im Blick behalten werden, dass ein Großteil der Wohnbedürfnisse eben nicht durch reine Funktionalität erfüllt werden kann.

14 Feddersen/Lüdtke 2009, 13.
15 Vgl. ebda., 13.

Bauliche Standards können eine Wohnung zwar im Sinne einer Kompensation körperlicher Mängel altersgerecht machen - wenn diese dann aber wegen des erhöhten Platzbedarfs auf der grünen Wiese statt im Zentrum gebaut wird, ist dieselbe Wohnung im Hinblick auf soziale Kontakte und Selbstständigkeit widerum keineswegs altersgerecht.

### Die Alterswohnung: Ein Zuhause, keine Sonderwohnform

Wenn Menschen den Wunsch äußern, „daheim" alt werden zu können, ist damit vielfach gar nicht so sehr die herkömmliche dichotome Unterscheidung zwischen „(Pflege-)Heim" und „Daheim" gemeint.[16] „Daheim-Sein" ist vielmehr ein ausgeglichenes Zusammenspiel aus physischem, sozialem und persönlichem Wohnen, das die Gestaltung des Alltags entsprechend der eigenen Vorstellungen ermöglicht.[17] Wir müssen nur in uns selbst hineinhorchen: Zwar denken wir, wenn wir „daheim" sagen, spontan an eine konkrete Wohnung. Im Grunde ist es aber vielmehr der Ausdruck für eine Wohnsituation, welche Geborgenheit, Vertrautheit, Sicherheit und Autonomie garantiert. Präziser ausdrücken kann dieses Verständnis von „Daheim alt werden" der im Englischen synonym dafür verwendete Begriff: „Ageing in Place".

Ebenso differenziert zu sehen ist der Begriff der „Selbstständigkeit". Im Alterswohnen ist damit keine absolute, unabhängige Autonomie gemeint, sondern eine Autonomie, die gemeinsam mit Anderen entsteht. Diese „situative, verhandelte Autonomie" oder „unterstützte Selbstständigkeit" ist wichtig, weil bei Hilfsbedürftigkeit oder Krankheit nur durch sie der Alltag weiterhin gelingen kann. Das unterbrechen von gewohnter, alltäglicher Routine kann im Alter zu großer Angst und Trauer führen. Wohnen ist im Alter eng mit Gesundheit verknüpft und kann diese bis ins hohe Alter positiv beeinflussen. Ein unfreiwilliger Wohnungswechsel hingegen oder der Verlust von Privatheit, Entscheidungs- oder Handlungsfreiheit bedeuten den Verlust des „Daheim-Seins", was mitunter schwerwiegende gesundheitliche Auswirkungen haben kann.[18]

### Flexibilität und Unterstützung

Dies alles führt zu der Überlegung, dass altersgerechtes Wohnen möglichst flexibel sein muss. Ein Umzug kann verhindert oder hinausgezögert werden, wenn der Wohnraum auf das Älterwerden des Bewohners reagieren kann. Eine solche **Stabilität des Wohnens** schätzen alte Menschen, weil sie Sicherheit bietet.

16 Vgl. Hinterlehner-Becker 2011, 162f.
17 Vgl. Imhof 2014, 170.
18 Vgl. ebda., 173-175.



Wenn eine Veränderung der Wohnsituation nötig ist, gelingt diese in Begleitung von Fachpersonen leichter, weil diese die Bedürfnisse der Betroffenen und die Auswirkungen der geplanten Veränderungen abschätzen können.[19]

Eine solche Unterstützung wird jedoch nur dann gerne angenommen, wenn sie nicht nur Funktionalität im Blick hat: Es reicht nicht, die Umgebungsbedingungen an körperliche oder kognitive Einschränkungen anzupassen. „Die Betroffenen in ihrem Entscheidungsprozess zu begleiten, bedeutet zu verhandeln - dies auf Basis von unterstützter Selbstständigkeit und situativer Autonomie."[20] Der Erhalt von Privatheit, Entscheidungsfreiheit, individuelle Biografie und persönlichen Beziehungen muss Teil dieses Prozesses sein, sonst wird die angebotene Unterstützung als Bedrohung von außen wahrgenommen. Das soziale Unterstützungssystem (Angehörige, Freunde, Nachbarn) müssen ebenso mit einbezogen werden, schließlich verändert ein Wechsel der Wohnsituation auch das soziale Umfeld.[21]

Altersgerechte Wohnprojekte sollten den Menschen also fachgerechte Unterstützung bieten, die unterschiedlichen Dimensionen des Wohnens im Blick behalten und **den gelingenden Alltag ins Zentrum stellen.**[22]

Dazu braucht die Debatte um das Wohnen im Alter einen Maßstabswechsel: Von den „vier Wänden" hin zu den weit darüber hinausgehenden Netzwerken und tiefergehenden Bedeutungen. **Bauen für alte Menschen bedeutet Bauen für alle Menschen** - im doppelten Sinne: Erstens, weil grundlegende Wohnbedürfnisse wenig von einem bestimmten Alter oder einer Lebensphase abhängig sind und zweitens auch deshalb, weil das, was wir heute bauen, unsere eigene Zukunft mit bestimmen wird.[23]

19 Vgl. Imhof 2014, 176f.
20 Ebda., 2014, 175.
21 Vgl. ebda., 177.
22 Vgl. ebda., 177.
23 Vgl. Huber 2008, 184f.

# Wohnmodelle

Zeitgemäße Wohnformen jenseits der Dichotomie „Daheim oder im Heim“, die auf dem Bedürfnis nach Selbstständigkeit, Selbstbestimmtheit und Teilhabe an der Gemeinschaft aufbauen.

## BEGRIFFLICHKEITEN

„Ausgedient hat das schon in seiner Begrifflichkeit antiquierte Altenheim!“[1]

„AGEING IN PLACE“ ZUWENDUNGSINDUSTRIE COHOUSING BEGLÜCKUNGSINITIATIVE MEHRGENERATIONENWOHNEN BARRIEREFREIHEIT „BETREUTES WOHNEN“ ALTERSZENTRUM „COMMUNITY ORGANIZING“ BAPH FREIZEITALTER „MODERIERTE GEMEINSCHAFT“ „INTEGRIERTES WOHNEN“ WOHLFAHRTSKULTUR NACHBARSCHAFTSORIENTIERT „GHETTO-EFFEKT VS. CLUB-EFFEKT“ NETZWERKBEZOGEN VERGEMEINSCHAFTLICHUNG HAUSKOOPERATION INTERGENERATIV SENIORENWOHNANLAGE „BETREUBARES WOHNEN“ UMZUGSMANAGEMENT SENIORENRESIDENZ HAUSGEMEINSCHAFT „STANDARDISIERTE NORMALBIOGRAFIE“ GENERATIONENVERBUND ALTENWOHNGEMEINSCHAFT INTEGRATIONSWOHNANLAGE „WOHNEN MIT COMMONS“ WOHNPROTOTYP NICHTERWERBSARBEIT „INTENTIONALE GEMEINSCHAFT“ GESAMTVERSORGUNGSCHARAKTER GERIATRIEZENTRUM SENIORENDÖRFER EXPERTENSYSTEM SENIORENGENOSSENSCHAFT SONDERWOHNFORM „DIENSTLEISTUNGSBETRIEB STATT VERWAHRANSTALT“ PENSIONISTENWOHNHEIM „CONVIVIALITÉ – MIXITÉ“ FÜRSORGEEINRICHTUNG NORMALWOHNFORM

1 Ebner 2007, 14.

## WOHNMODELLE

„MAN KANN NUR DENKEN, WAS MAN KENNT, UND MAN KANN NUR WÄHLEN, WAS ES GIBT.“*

* Jann 2014, 159.

Während in den Städten schon einige Pionierbauten neuer Wohnmodelle realisiert wurden und werden, herrscht am Land Nachholbedarf. Die Szenarien für ein Wohnen am Land hinken den demographischen und soziologischen Erkenntnissen noch deutlich hinterher[2], man steht einer prognostizierten „Bedarfslawine an Senioren-Wohnwünschen“[3] weitgehend unvorbereitet gegenüber. Im Vergleich zu ihrer Elterngeneration ist die Babyboomer-Generation selbstbestimmter, was den Lebensentwurf angeht. Sie wird nach Wohnformen verlangen, die ein selbstbestimmtes Altern nach eigenen Vorstellungen ermöglichen.[4] Es entsteht langsam das Bewusstsein, dass Absicherung im Alter nicht nur finanzielle Altersvorsorge, sondern auch soziale Absicherung bedeutet. Absicherung gegen Einsamkeit und Hilflosigkeit im Alter kann man nicht am Konto ansparen.[5]

Außerdem lässt sich jetzt schon beobachten, dass jüngere Senioren-Kohorten viel eher gewillt sein werden, in eine altersadäquate Wohnung umzuziehen;[6] einerseits weil sie sich eher mit dem eigenen Altern auseinandersetzen als vorherige Generationen, andererseits auch, weil sie im Laufe ihres Lebens schon mehr Umzugserfahrungen und vermehrt auch Erfahrungen mit gemeinschaftlichen Wohnformen gemacht haben. Zurzeit verbleibt die Mehrheit der alten Menschen in der eigenen, angestammten Wohnung und gibt eine hohe Wohnzufriedenheit an — das lässt sich aber weniger auf die tatsächliche Wohnzufriedenheit zurückführen (mehr als zwei Drittel der Befragten geben zum Beispiel gleichzeitig an, dass ihre Wohnung nicht hindernisfrei ist), sondern eher auf den Mangel an attraktiven Alternativen (siehe oben: „Man kann nur denken, was man kennt, und...“).[7] Für einen altersbedingten Wohnuungswechsel gibt es zwei Grundmotive:

1 | **Pull-Effekte:** Es sind Wohnalternativen vorhanden, die deutlich attraktiver erscheinen, als die jetzige Wohnsituation.[8]

2 | **Push-Effekte:** Die Wohnsituation wird den gesundheitlichen Bedürfnissen nicht mehr gerecht. Die Betroffenen bemühen sich jedoch meist, diese Defizite möglichst lange zu kompensieren, um in der Wohnung verbleiben zu können.[9] Es ist also wahrscheinlich, dass ein letztendlich doch nötig gewordener Umzug als ungewollt und erzwungen wahrgenommen wird.

**Dass die Wohnveränderungsbereitschaft heute unter alten Menschen eher weniger stark ausgeprägt ist, darf also nicht zu der Annahme verleiten, dass kein Bedarf an neuen Wohnformen besteht.**[10]

### NEUE MODELLE DES PRIVATEN WOHNENS IM ALTER

BENÖTIGT WERDEN PARASITÄRE ODER SYMBIOTISCHE, JEDENFALLS EINZIGARTIGE WOHNLÖSUNGEN DER INTEGRATION.*

* Auer 2008, 204.

Einige der in Folge aufgeführten sind schon länger bekannt; als neu werden sie bezeichnet, weil sie sich alle als kritische Antwort auf die Defizite und die Variantenarmut der herkömmlichen Wohnangebote für alte Menschen verstehen. Das binäre System „stationär oder ambulant — daheim oder im Heim“ soll um eine Vielfalt an Wohnvarianten ergänzt werden. Ein möglichst selbstständiges Wohnen soll ermöglicht werden, wobei die Möglichkeit, je nach Bedarf Hilfe und Dienstleistungen in Anspruch nehmen zu können, ein Gefühl von Sicherheit erzeugt.[11] Sie alle sind in gewisser Weise auch gemeinschaftliche Wohnformen, weil der Wohnraum immer als Teil eines sozialen Gefüges gedacht wird. Der Schlüssel liegt darin, dass die aktuellen Projekte die Gemeinschaft nie zum Zwang machen oder als „Kompensation eines materiellen Mangels“ sehen, sondern als Erzeuger eines Mehrwerts. Ein Mehrwert, den auch „die perfekt eingerichtete Wohnung nicht bieten kann“, wenn das soziale Netzwerk fehlt: Kommunikation, Empathie, Vertrauen und Sicherheit.[12]

> *„In Gemeinschaft leben ist Lebensqualität. Aber wir sind es nicht mehr gewohnt. Ich habe allein, ich bin allein, ich kann allein.“*[13]

Das Bedürfnis nach Privatheit ist von Mensch zu Mensch unterschiedlich ausgeprägt, und so bietet auch die Bandbreite der Wohnformen die Möglichkeit, eine individuelle Balance zwischen Individualität und Kommunikation, zwischen Selbstständigkeit und Sicherheit zu finden. Jede der Wohnformen bietet ausreichend Rückzugsmöglichkeiten, immer aber vor dem Hintergrund, bei Bedarf die Gemeinschaft aufsuchen zu können. Das ist angesichts der bereits erwähnten Singularisierung des Alters ein wichtiger Punkt, denn immer mehr alte Menschen leben allein (unter den 70 bis 74-Jährigen beinahe die Hälfte und bei den über 85-Jährigen sogar mehr als 80%). Wenn auch Alleinleben nicht notwendigerweise Vereinsamung bedeutet, so finden

2 Vgl. Pollak 2011, 13f.
3 Auer 2008, 193.
4 Vgl. Wippermann 2011, 8.
5 Mensch 2013, 180.
6 Vgl. Höpflinger/Van Wezemael 2014, 231.
7 Vgl. ebda., 228.
8 Vgl. Jann 2014, 160.
9 Vgl. ebda., 160.
10 Vgl. Höpflinger/Van Wezemael 2014, 228.
11 Vgl. Huber 2008, 158.
12 Vgl. Göschel 2011, 22f.
13 Lindenthal/Mraz 2015

sich dennoch unter den Alleinlebenden signifikant mehr Vereinsamte. Alleinlebende sind zudem früher auf äußere Hilfen angewiesen.[14]

Zu guter Letzt verstehen sich die neuen Wohnmodelle immer auch als Teil ihrer Umgebung und nehmen durch verschiedene Maßnahmen auf das Wohnumfeld Bezug.[15] Das Verhältnis zwischen Wohnraum und umgebendem (öffentlichen) Raum ist ein anderes als in den meisten herkömmlichen Wohnmodellen.

BETREUBARES WOHNEN, BETREUTES WOHNEN, ALTERSGERECHTES WOHNEN, SERVICE-WOHNEN, WOHNEN MIT SERVICE, WOHNEN MIT DIENSTLEISTUNGEN, UNTERSTÜTZTES WOHNEN, WOHNEN MIT CONCIERGE,...

### BETRACHTUNGSSCHWERPUNKT: OBERÖSTERREICH

Das Land Oberösterreich regelt die Betreuung und Pflege älterer Menschen einerseits durch die Oö. Alten- und Pflegeheimverordnung (1996), von dieser sind sämtliche andere Wohnformen jedoch nur dann betroffen, wenn sie in ein Heim integriert sind. Nach dem Oö. Sozialhilfegesetz (1998) besteht immer dann ein Rechtsanspruch auf Pflege in einer stationären Einrichtung (d.h. in einem Alten- und Pflegeheim), wenn mobile Pflege oder teilstationäre Betreuung nicht ausreichen. Regionale Träger (Sozialhilfeverbände bzw. in größeren Städten die Magistrate) haben für ein ausreichendes Angebot an Pflege- und Betreuungsplätzen zu sorgen — sowohl im stationären Bereich als auch z.B. im Betreubaren Wohnen, der Tagesbetreuung, mobilen Unterstützung, Hauskrankenpflege... **Die Planung sämtlicher nicht-privater Wohnangebote ist also Zuständigkeit der regionalen Träger.**[16]

Von 1997 bis 2010 war das Betreubare Wohnen in der Oö. Bedarfs- und Entwicklungsplanung als Teil der „aktivierenden Betreuung und Pflege“ definiert. Es wurden die Voraussetzungen für diese Sonderförderung definiert und benötigte Plätze für jede Gemeinde errechnet. Dieses Modell wurde mit 2010 beendet.

Somit gibt es aktuell (außer den stationären Heimen) keine Regelungen und Richtlinien für Alterswohnmodelle.

Durch die ehemalige Forcierung des Betreubaren Wohnens konnte sich dieses zur einzigen etablierten Alterswohn-Alternative in Oberösterreich entwickeln. Daneben konnten bis jetzt nur vereinzelte Pilotprojekte (betreute Senioren-WGs, Hausgemeinschaften) realisiert werden. Ideen für alternative Alterswohnformen gäbe es auch in Oberösterreich viele, wie ich im Gespräch mit verschiedenen im Pflegebereich bzw. im Bereich der Sozialplanung Tätigen feststellen konnte. Dass davon nur wenige zur Umsetzung gelangen, liegt einerseits an der knappen Budgetlage und vor allem an den viel zu starren Förderrichtlinien.[17]

14 Vgl. Sozialministerium 2013, 28.
15 Vgl. Feuerstein 2008, 113.
16 Vgl. Oberranzmeier 2011, 7f.
17 Vgl. ebda., 114.



Darüber hinaus fehlt meiner Meinung nach ein öffentlicher Diskurs bzw. eine zukunftsorientierte Vorstellung des Zusammen-(?)Lebens und -wohnens; die wenigen Pilotprojekte wurden großteils von engagierten Gemeinden, Vereinen oder Personen initiiert und entstammen nicht einer Gesamtplanung von politischer Seite.

„Die Grundfrage ist seit einem Vierteljahrhundert von gleichbleibender Aktualität, nämlich: Wie korrespondieren die angebotenen räumlichen Lösungen mit den Veränderungsprozessen, denen unsere Gesellschaft unterworfen ist?“*

* Kraft/von Mende/Kläser 2006, 16.

Die folgenden Wohnmodelle werden zuerst in ihrer Grundidee beschrieben und — falls es dort bereits realisierte Projekte gibt — anhand von Beispielen in Oberösterreich konkreter betrachtet.

## DAS PRINZIP „TRAGENDE BETREUUNG“

Während die Altenheime immer mehr zu reinen Pflegeheimen werden, haben sich betreubare Wohnmodelle in verschiedenen Formen schon einen Fixplatz in der Palette der alternativen Wohnformen und Versorgungskonzepte gesichert.[18] In der Idealform werden eine Reihe von Anforderungen erfüllt: Auch eine intensivere Betreuung ist (bei Bedarf) möglich; vor allem auch für Menschen, die über weniger finanzielle Mittel verfügen, wird Wohnraum zur Verfügung gestellt sowie für jene, die dringend eine Wohnung benötigen; und die enge Zusammenarbeit mit einem Pflegeheim sollte eine Durchlässigkeit in beide Richtungen sicherstellen.[19] Diese Vielfalt an Ansprüchen kann besser erfüllt werden, wenn zwei verschiedene Typen von Alterswohnungen zur Verfügung stehen: Betreu*bare* Wohnungen für einen frühzeitigen Einzug (mehr Wohnfläche und weniger Bedarf an Serviceleistungen) und betreu*te* Wohnungen für einen späten Einzug für Menschen, die bereits beim Einzug viele der angebotenen Leistungen brauchen. Hier ist der Anteil an Alleinstehenden größer und daher sollten kleinere Wohnungen zur Verfügung stehen.[20] Ziel ist, dass ältere Menschen möglichst lange und möglichst selbstständig in den eigenen vier Wänden wohnen können. Pflege, Versorgung, Hilfe und Betreuung werden je nach individuellem Bedarf organisiert.[21] Nach der Art, wie die Pflegeleistungen erbracht werden, gibt es vier Organisationsformen von betreutem Wohnen:[22]

DIE BETREUTEN WOHNANLAGEN ERSETZEN ZUNEHMEND DIE ALTERSHEIME, DIE SICH IMMER MEHR ZU REINEN PFLEGEHEIMEN ENTWICKELN.*

* Huber/Hugentobler/Walthert-Galli 2008, 80.

1 | Solitäre Wohnhäuser oder -anlagen, in denen externe mobile Dienste mit der Pflege beauftragt werden.

2 | Wohnanlagen mit einem integrierten Pflege- oder Stützpunktbereich, der einige Stunden pro Woche besetzt ist.

18 Vgl. Barth 2007, 1.
19 Vgl. Sidler 2016, 6.
20 Vgl. ebda., 7.
21 Vgl. Barth 2007, 1.
22 Vgl. Feddersen/Lüdtke 2009, 23.

„In diesem Sinne sollte Selbstbestimmung als Verschmelzung von Autonomie und Verbundenheit verstanden werden, d.h. auf Basis der Integration in soziale Netzwerke soll der alte Mensch die Möglichkeit haben, trotz hoher Abhängigkeit autonom und allenfalls auch unvernünftig zu entscheiden."*

* Lutz/ Eichinger/ Hastedt 2012, 69.

3 | Anlagen, in denen die Pflege von hauseigenem Pflegepersonal erbracht wird. Dies können oft auch sehr große Anlagen mit Hotelcharakter sein, in denen es eine Rezeption als Ansprechpartner gibt.

4 | Kooperation mit einer Pflegeeinrichtung: Wohnhäuser in räumlicher Nähe eines Heims oder mit direkter Anbindung.

Zwar besteht die Gefahr, dass die Nähe zum Heim auf manche Menschen abschreckend wirkt;[23] dennoch hat die letztgenannte Organisationsform – Heime als Betreiber von betreuten Wohnungen – große Vorteile. Auch bei einer geringen Anzahl an betreuten Wohnungen sind rund um die Uhr Mitarbeiter zumindest in der Nähe. Auch häufigere Pflegeeinsätze sind möglich, weil die Wege zwischen Heim und Wohnanlage kurz sind – im Gegensatz zur Betreuung durch mobile Dienste, wo jedes Mal lange Anfahrtswege anfallen. Nachts sind Notrufeinsätze möglich (sofern das Heim mindestens zwei Nachtdienststellen hat). Außerdem sind zusätzliche Kooperationen unkompliziert möglich, wie etwa eine vorübergehende Aufnahme ins Heim zur Kurzzeitpflege oder eine Tagesbetreuung für beispielsweise einen dementen Ehepartner.[24]

### Durchlässigkeit zwischen den Wohnformen

Auch wenn die meisten Mieter in der Erwartungshaltung, dort nun bis zum Lebensende bleiben zu können, in ein betreutes Wohnen ziehen, ist das oft nicht möglich. Vor allem, wenn über den Tag verteilt häufig Hilfeleistungen (etwa beim Benutzen der Toilette) oder dauernde Beaufsichtigung nötig werden, ist ein Umzug in ein Heim oder eine Pflegewohngruppe manchmal unumgänglich. **Deswegen stößt das betreubare Wohnen bei hoher Pflegebedürftigkeit und besonders bei Demenzkrankheiten oft an seine Grenzen.** Je enger die Zusammenarbeit mit einem Pflegeheim und je flexibler die Angebote (Kurzzeit- oder Tagespflege) sind, desto eher gelingt es, die Angst vor dem Heimeintritt abzubauen bzw. diesen hinauszuzögern.[25] Eine möglichst hohe Durchlässigkeit zwischen Heim und betreubarem Wohnen sollte das Ziel sein und wird vielfach auch schon forciert – in Ländern wie der Schweiz bereits länger, aber mehr und mehr auch hierzulande.[26]

Eine Studie untersuchte 2001 die Erwartungshaltungen beim Einzug in ein betreubares Wohnen in Augsburg – und verglich sie mit jenen, die Bewohner drei Jahre danach hatten. Es zeigte sich: Vor allem was die Möglichkeiten der pflegerischen Versorgung betrifft, wurden viele Erwartungen enttäuscht. Viele mussten die anfängliche Vorstellung, bis ans Lebensende in der betreubaren Wohnung bleiben zu können, aufgeben. Deutlich übertroffen wurden die Erwartungen der Bewohner hingegen in Bezug auf die soziale Nähe und die gemeinschaftliche Unterstützung der Bewohner untereinander, die Möglichkeit von Mithilfe und Engagement im Haus, die Unterstützung durch die Ansprechpersonen und das Angebot an Freizeitaktivitäten.[27]

Die unterschiedlichen Begriffe sind grundsätzlich nicht gesetzlich reglementiert, unter verschiedenen Bezeichnungen wird deshalb eine Vielzahl unterschiedlicher Modelle vermarktet.[28] Nachfolgend einige Begriffserklärungen, vor allem auch mit Bezug auf Oberösterreich.

### BETREUTES WOHNEN

Seit 2012 ist europaweit und in Österreich eine (freiwillige) Zertifizierung über die **ÖNORM CEN/TS 16118** möglich. Darin werden Mindestanforderungen definiert:[29]

1 | an die Art und den Umfang der Dienstleistungen (gleichermaßen für die Grundleistungen wie auch für weiterführende Betreuungs- und Pflegeleistungen)

2 | an die Transparenz des Leistungsangebotes und des Anbieters

3 | an den Standort, das Wohngebäude und die Wohnung

4 | an die Vertragsgestaltung

5 | an ein Qualitätsmanagement

Die Norm ist ein Konsens verschiedener EU-Länder mit unterschiedlichen Auffassungen zum Thema Betreutes Wohnen, woraus sich ergibt, dass die Bestimmungen teils verpflichtend, teils nur als Empfehlungen formuliert sind (im Originaltext „shall" und „should").[30]

Die Norm trägt auch der Tatsache Rechnung, dass eine seniorengerechte Wohnung nicht nur funktionelle Standards erfüllen muss, sondern dass sie die wichtigste Voraussetzung für die Lebensgestaltung alter Menschen ist:

23 Vgl. Sidler 2016, 9 zit. n. Verbraucherzentrale NRW 2008,11.
24 Vgl. Sidler 2016, 9.
25 Ebda., 46.
26 Ebda., 44f.
27 Sidler 2016 zit. n. Saup 2001, 58 und Saup 2003, 115.
28 Vgl. Bundeskanzleramt Österreich: Betreutes Wohnen, www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/286/Seite.2860004.html, 3.5.2017
29 Vgl. Lutz/Eichinger/Hastedt 2012, 19.
30 Vgl. ebda., 68.

*Das Wohnkonzept sollte gemeinwesenorientiert sein.[31] Der Standort der Wohnanlage sollte die Voraussetzungen sowohl für eine selbstständige Lebensführung als auch für eine Integration in das Gemeinwesen bieten.[32]*

Das betreute Wohnen ist immer ein Verbund aus Wohnen und Betreuung, letztere passt sich in ihrem Ausmaß aber an den Unterstützungsbedarf der MieterInnen an. Von Heimeinrichtungen wird das Betreute Wohnen klar abgegrenzt, indem eine selbstständige und vor allem selbstbestimmte Lebensführung als zentrale Bedingung formuliert wird.[33]

### BETREUBARES WOHNEN

Diese Bezeichnung ist ein österreichisches Spezifikum und wird ansonsten im deutschsprachigen Raum nicht in dieser Form verwendet.[34] Das Land Oberösterreich führte 1997 eine Bedarfserhebung und -planung durch und definierte für „Betreubares Wohnen" verpflichtende Voraussetzungen.[35] Bis 2010 wurden in diesem Rahmen gemeinnützigen Wohnbauträgern erhöhte Wohnbauförderungsdarlehen gewährt.[36]

Dabei entstanden bis zu 90% wohnbaugeförderte Mietwohnungen (normale Wohnbauförderung: Max. 60%) für ältere Menschen sowie für Menschen mit körperlicher Beeinträchtigung. Die jeweiligen Gemeinden stellten den Wohnbauträgern in der Regel Grundstücke (zumindest günstig) zur Verfügung. Somit sollte die Leistbarkeit vor allem für Menschen mit geringerem Einkommen sichergestellt werden.[37]

Anforderungen an die Wohnungen und das Wohnumfeld waren unter anderem: Getrennter Wohn- und Schlafraum, festgelegte Größe von 50 m², Barrierefreiheit, keine Badewanne (nur eine bodenbündige Dusche), zentrale Lage und Anbindung an öffentliche Verkehrsmittel.[38]

**Die Sonderförderung für die Errichtung solcher Wohngebäude lief 2010 aus.**

Einzugsberechtigt sind über 60-Jährige, die in schlecht ausgestatteten Wohnungen leben oder über 70-Jährige. Die Mieter haben beim Einzug keinen oder nur leichten bis mittleren Pflegebedarf. Eine ausreichende Versorgungsdichte durch soziale Dienste im jeweiligen Sozialsprengel (Rotes Kreuz, Hilfswerk, Caritas) muss die Betreuungsleistungen im Bedarfsfall sicherstellen können. Es gibt eine (verpflichtend verfügbare) **Notrufanlage in jeder Wohnung und eine Ansprechperson,** die den Bewohnern zu festgelegten Zeiten zur Verfügung steht und sich um die Mieter und ihre Anliegen (Organisation von zusätzlichen Diensten wie Pflege, Essen auf Rädern, etc.) sowie die Kontakte untereinander kümmert (meist durch Organisation regelmäßiger Treffen aller Hausbewohner). Pflegerische Tätigkeiten darf diese Ansprechperson jedoch ausdrücklich nicht übernehmen. Dieser Grundservice wird durch einen „Bereitstellungszuschlag" von ca. 18€ für die Rufhilfe und ca. 60€ für die Ansprechperson (zzgl. zur Miete) finanziert.[39]

### ALTERSGERECHTES WOHNEN

Ein Mitgrund dafür, dass sich das Land Oberösterreich inzwischen nach neuen Formen betreuten Wohnens für alte Menschen umsieht, dürften die oft enttäuschten Erwartungen der Mieter Betreubarer Wohnhäuser sein. Außer den barrierefreien Standards hat die Betreubare Wohnung wenig Vorteile: Die Miete ist oft deutlich höher und das Notrufsystem und die mobile Pflege können genausogut in jeder anderen Wohnung in Anspruch genommen werden. Vor allem den tatsächlichen Betreuungsumfang betreffend klaffen Erwartungen und Realität oft weit auseinander, was vor allem in der Anfangsphase in vielen Häusern zu Konflikten und Unzufriedenheit führte; genauso wie die Enttäuschung darüber, dass bei höherem Pflegebedarf der Verbleib im Betreubaren Wohnen oft nicht möglich ist.[40]

Derzeit unterstützt das Land Oberösterreich unter dem Titel „Altersgerechtes Wohnen" zwei Pilotprojekte, aus deren (bereits erfolgter) Evaluierung ein Nachfolgemodell für das Betreubare Wohnen entwickelt werden soll.[41]

In St. Marienkirchen/Schärding vereint das Haus „Vital Wohnen" drei Angebote: Eine Tagesbetreuung und -pflege, eine betreute Seniorenwohngemeinschaft (siehe: Betreute Pflegewohngruppen in Oberösterreich) und betreubare Wohnungen. Der Besuch der Tagesbetreuung ist für Externe gedacht und flexibel gestaltbar: Halb- oder ganztags, ein oder mehrere Tage pro Woche. Drei bis zehn Personen können hier betreut und gepflegt werden; auch dann, wenn z.B. nach einem Krankenhausaufenthalt erhöhter Pflegebedarf besteht.[42]

Die neun betreubaren Wohnungen richten sich an ältere Menschen, die nur im Bedarfsfall auf familiäre Unterstützung oder mobile Dienste ange-

31 Lutz/Eichinger/Hastedt 2012, 67.
32 Ebda., 67.
33 Vgl. ebda., 18.
34 Vgl. ebda., 11.
35 Vgl. FGW 2002, 45-47; vgl. Feuerstein 2008, 116f.
36 Vgl. Land Oberösterreich 2006, 7.
37 Vgl. ebda., 7.
38 Vgl. ebda., 6.
39 Vgl. Land Oberösterreich: Betreutes Wohnen (barrierefreies Wohnen im Alter), www.land-oberoesterreich.gv.at/18783.htm, 3.5.2017
40 Vgl. Oberranzmeier 2011, 68f.
41 Telefonische Auskunft von Karin Oberranzmeier (Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Soziales und Gesundheit), 11.10.2017
42 Vgl. Sozialhilfeverband Schärding: Vitales Wohnen ViWo, 1.5.2014, http://www.shv-schaerding.at/site/viwo/files/Folder_-St.-Marienkirchen-2014_05_01.pdf, 11.10.2017

wiesen sind. Die in der Wohngruppe ohnehin anwesenden Betreuer sorgen für ein Gefühl der Sicherheit.[43]

Das zweite Pilotprojekt, das „Haus Sonnenwiese“ in Steyr, ist ein betreutes Wohnen in direkter Verbindung mit einem Pflegeheim. Durch seine Größe — 30 Wohnungen à ca. 50 m²— ist es weniger familiär als das ViWo. Zusätzlich zur eigenen Wohnung ist gemeinsames Kochen im Gemeinschaftsraum möglich. Tagsüber ist stets professionelles Personal anwesend (6-22 Uhr), den Nacht-Notdienst übernimmt das benachbarte Altenheim. Das dortig Café und die Tagesbetreuung können direkt über einen Verbindungsgang erreicht werden. Durch die untertags ständig anwesende Betreuung und die Anbindung ans Heim soll der Verbleib im Haus Sonnenwiese möglichst bis zum Tod möglich sein.[44]

### AMBIENT ASSISTED LIVING

In allen Formen des betreuten Wohnens soll zukünftig auch das „Ambient Assisted Living“ (AAL) immer mehr an Bedeutung gewinnen. Darunter versteht man technische Assistenzsysteme zur Erleichterung des Wohnalltags: Im Fall eines Sturzes löst ein Sensor automatisch Alarm aus, Haushaltsgeräte wie Herd oder Geschirrspüler verfügen über Automatik-Programme, Touch-Bedienfelder bringen Erleichterungen für motorisch eingeschränkte Personen,...[45]

## HAUSGEMEINSCHAFTEN: CO-HOUSING

Mehrere Haushalte schließen sich zu einer Gemeinschaft zusammen. Jeder Haushalt verfügt über seine abgeschlossene Wohneinheit, gemeinsam benutzt werden die in unterschiedlichem Ausmaß vorhandenen Gemeinschaftsräume/-flächen.[46] Die Intention einer Hausgemeinschaft ist das verbindlich-gemeinschaftliche Zusammenleben.

43 Vgl. ebda.
44 Vgl. Oberranzmeier 2011, 84.
45 Vgl. Maurer-Kollenz, Manuela: Betreutes und betreubares Wohnen. Welche Wohnräume brauchen ältere Menschen?, 30.3.2015, http://www.rechtambau.at/Artikel/Betreutes-und-betreubares-Wohnen-Welche-Wohnr%C3%A4ume-brauchen-%C3%A4ltere-Menschen, 3.5.2017
46 Vgl. Bakker, Peter: Co-housing in The Netherlands, Juni 2009, http://bit.ly/2qY4MAL, 9.5.2017



### Neues ganzes Haus?

Es mag uns heute neuartig erscheinen; dabei ist die Idee, ein Haus als Gemeinschaft zu sehen, schon viel älter als unser heutiges Verständnis vom Haus als reiner Wohnort; als nummeriertes Gebäude, in dem nur die Kernfamilie zusammen wohnt. Der Bedeutungswandel vollzog sich ab dem 18. Jahrhundert,[47] davor war das Haus ein ‚Ganzes Haus’, zu dem das gesamte ‚Hausgut’ gehörte und alle, die unter einem Dach gemeinsam arbeiteten und lebten. Nahe und entfernte Verwandte, Dienstboten und Arbeitskräfte bildeten eine Selbstversorgungsgemeinschaft.[48] Das Haus war dabei nicht nur Wohnung, sondern bot Recht und Schutz – nicht umsonst sprechen wir bis heute vom ‚Hausfrieden’. Und mit ‚Haus’ war nicht nur ein Gebäude gemeint, sondern tatsächlich das Zusammenleben, die Gemeinschaft — den Ausdruck „Familie“ gab es damals noch gar nicht. Erst im 18. Jahrhundert übernahm die deutsche Sprache das französische ‚famille’ — zunächst wieder als Synonym für ‚Haus’. Erst nach und nach entstand die uns heute so überzeitlich erscheinende Bedeutung von ‚Familie’, die aber im Grunde eine noch sehr neue „gesellschaftliche Erfindung“ ist.[49]

Die Vorteile, die ein ‚Haus’ im Sinne von Hausgemeinschaft bringen kann, werden heute vermehrt auch von älteren Menschen wiederentdeckt und die positiven Werte von Gemeinschaft ohne den „Zwangs- und Kontrollcharakter der historischen Vorläufer“[50] wiederbelebt. Das ‚Ganze Haus’ wird sozusagen um die Bedürfnisse der individualisierten Gesellschaft erweitert. **Man verlässt sich „weder ausschließlich auf die exklusive Gemeinschaftseinrichtung noch auf die private Wohnausstattung alternativlos“**,[51] entdeckt aber, dass das Übernehmen von Aufgaben in einer Gemeinschaft großen Mehrwert bringt: **Man ist ‚von Nutzen’ und wird gleichzeitig selbst im Bedarfsfall unterstützt.**[52]

In Österreich sind Hausgemeinschaften — gerade am Land — noch Exoten. Doch Änderung ist in Sicht: Auch wenn sie nie eine flächendekkenden Wohnform, schon gar nicht für ältere Menschen, sein werden, ist davon auszugehen, dass ihre Anzahl in Zukunft deutlich zunehmen wird. Denn: Immer mehr Menschen haben den Wunsch, eingebettet in eine Gemeinschaft älter zu werden, ohne die eigene Selbstbestimmtheit aufzugeben. Hier liegt der große Vorteil von Hausgemeinschaften gegenüber anderen gemeinschaftlichen Wohnalternativen: Kein anderes Wohnmodell kann das

47 Vgl. Scholz, Wolf-Dieter: Vom ‚ganzen Haus’ zur bürgerlichen Klein bzw. Kernfamilie. Wandlungen in den Familienformen, 2005, http://bit.ly/2pHkqBU, 5.5.2017
48 Siebel 2011, 16.
49 Vgl. Scholz, Wolf-Dieter: Vom ‚ganzen Haus’ zur bürgerlichen Klein bzw. Kernfamilie. Wandlungen in den Familienformen, 2005, http://bit.ly/2pHkqBU, 5.5.2017
50 Göschel 2011, 18.
51 Ebda., 22f.
52 Vgl. Mensch 2013, 180.

Verhältnis zwischen Nähe und Distanz so gut ausbalancieren![53] Immer mehr Menschen halten diese Kombination aus eigener Wohnung und verlässlicher Nachbarschaft für das optimale Umfeld zum Älterwerden und initiieren selbst Hausgemeinschaften – dabei gibt es verschiedene Arten und Organisationsformen (die Grenzen sind oft fließend) und die Projekte unterscheiden sich vor allem auch in ihrer Bewohnerstruktur: Es gibt altershomogene Gemeinschaften, in denen nur Senioren zusammen wohnen, und solche, die gezielt auf eine Durchmischung der Generationen achten; teilweise sind Alterswohngemeinschaften auch nach Geschlecht getrennt oder richten sich an eine bestimmte Gruppe, so gibt es z.B. Hausgemeinschaften speziell für homosexuelle Senioren.[54]

## HAUSGEMEINSCHAFTEN (1): SELBSTORGANISIERTE WOHNPROJEKTE

Zwar ziehen durchaus auch Hochaltrige in selbstorganisierte Wohngemeinschaften, der wesentliche Impuls geht aber meist von der ‚Zwischengeneration' der jüngeren Alten aus. Das mag einerseits daran liegen, dass die Entwicklung solcher Wohngemeinschaften ein längerfristiger, aufwändiger Prozess ist, andererseits aber auch an der Lebensphase: Jüngere Alte haben noch mehr Ansporn, zukunftsorientiert zu handeln, da die Phase zwischen Ende der Berufstätigkeit und Pflegebedürftigkeit immer länger wird. Um diese Zeit fallen meist auch zwei wesentliche Sphären sozialer Kontakte weg: Das Berufsleben und das familieninterne Zusammenleben. Somit erscheint es plausibel, dass viele Menschen gerade in dieser Lebensphase beginnen, sich für neue, gemeinschaftliche Wohnformen zu interessieren und zu engagieren.[55] Besonders häufig initiieren Frauen solche Projekte:

> *„Vorangetrieben wird das Konzept der Hausgemeinschaften seit den 1990er Jahren insbesondere von einer Altersgruppe, die man bis dahin als WG-resistent eingestuft hätte: Von den Älteren nämlich — und hier noch besonders von älteren Frauen."*[56]

Als vorbildhaftes Projekt — in sozialer wie in architektonischer Hinsicht — gilt die 2000-2002 in St. Gallen realisierte **Wohnfabrik Solinsieme:** Gemeinsam erwarben die vier befreundeten Initiatorinnen eine ehemalige Strickfabrik in zentraler Lage und setzten gemeinsam mit dem Büro Archplan AG ihre Idee einer Wohngemeinschaft für Menschen in der zweiten Lebenshälfte um.[57] Es entstanden 17 individuelle Wohnungen, ca. 15% der Flächen im Gebäudeinneren werden gemeinschaftlich genutzt[58] (im EG: Mal-/Bügel-/Arbeitszimmer, Werkstatt, Wäscherei, Mehrzweckraum, Terrassen...; im OG ein Gästezimmer); zusätzlich gibt es die „hängenden Gärten": Die dreistökkige Stahlbau-Laubengangkonstruktion inklusive Lift ist so etwas wie das Herzstück der Hausgemeinschaft.[59]

DER NAME IST PROGRAMM: SOLO + INSIEME = „JEDER FÜR SICH UND DOCH GEMEINSAM".

Auf ähnliche Weise entstehen immer mehr Hausgemeinschaften älterer Menschen. Es tun sich Gleichgesinnte zusammen, die in einer verlässlichen, gemeinschaftlichen Nachbarschaft leben wollen ohne auf eine eigene Wohnung zu verzichten und zeigen dabei, dass gemeinschaftliches Wohnen neben all den praktischen Vorteilen auch einfach „Spaß macht, Charme hat!"[60]

## HAUSGEMEINSCHAFTEN (2): BAUGRUPPEN

Baugruppen oder Baugemeinschaften wollen selbstbestimmt ihren eigenen Wohnraum schaffen und nutzen. In Österreich sind solche Vorhaben stets Pionierprojekte, da es immer noch an Erfahrung und gesetzlichen Regelungen fehlt.[61] Hat sich eine Gruppe gefunden, die eine gemeinsame Wohnidee realisieren möchte, ist der Entstehungsprozess langwierig und scheitert nicht selten – Gruppenkonflikte oder langwierige Entscheidungsfindungen können das Projekt zum Scheitern bringen, die Auswahl eines für alle akzeptablen Grundstücks gestaltet sich oft sehr schwierig und auch das finanzielle Risiko ist nicht zu unterschätzen – zum Beispiel, wenn Gruppenmitglieder plötzlich aussteigen und der Rest der Gruppe die Kosten tragen muss. Da die Mitglieder einer Baugemeinschaft in der Regel noch keine Erfahrung mit solchen Projekten haben, sind Berater sehr wichtig (ArchitektInnen, BaubetreuerInnen, RechtsanwältInnen,...), die eventuell auch die Aufgabe übernehmen, die Gruppe zu moderieren.[62]

In Österreich gibt es im Wesentlichen drei Organisationsformen für Baugruppenmodelle:[63]

1 | Das Wohnheim (mit oder ohne Bauträger). Die Bewohner gründen gemeinsam einen Verein, der Besitzer des Gemeinschaftshauses ist und Heimplätze an seine Mitglieder vergibt. Die Bewohner sind also Mieter und Vermieter gleichzeitig. Vor allem in Wien ist dies eine gängige Organisationsform, die von den bekannten Vereinen Sargfabrik und B.R.O.T. Ende der 80er-Jahre begründet wurde.

53 Vgl. Age Stiftung 2007, 18.
54 Vgl. Deutscher Bundestag 1998, 121.
55 Vgl. ebda., 121.
56 Greiffenhagen 2011, 29.
57 Vgl. Age Stiftung 2007, 6.
58 Vgl. Age Stiftung 2007, 4.
59 Vgl. Becker/Schmal/Haas 2013, 186-191.
60 Mensch 2013, 181.
61 Vgl. o.A.: FAQs zum Thema Baugruppen, www.gemeinsam-bauen-wohnen.org/uber-baugruppen/faq, 4.5.2017
62 Vgl. Temel 2015, 20.
63 Vgl. ebda. 18-19.

**2 |** Das Mietprojekt mit Bauträger. Diese Variante ist „konventionellen“ Mietverhältnissen am ähnlichsten: Ein Bauträger vermietet Wohnungen an die Mitglieder der Gruppe. Darüber hinaus gibt es einen Verein aller Bewohner, der vertragliche Vereinbarungen mit dem Bauträger hat (etwa, dass der Verein ein Mitspracherecht bei der Neuvergabe von Wohnungen hat). Dieser Verein kann dann auch Mieter der Gemeinschaftsräume sein. Der große Vorteil dieses Modells ist eine schnellere Umsetzung, weil die Rechtsverhältnisse klar geregelt und Risiko, Arbeitsaufwand und möglicherweise auch der Eigenkapitalbedarf geringer sind.[64]

**3 |** Das Wohnungseigentumsprojekt. Die Wohnungseigentümergemeinschaft ist eine in Angelegenheiten der Liegenschaft rechtsfähige juristische Person. Jeder ist Eigentümer seiner eigenen Wohnung und haftet zusätzlich für das gemeinschaftliche Miteigentum. Oft wird ein Verein aller Bewohner gegründet, der die Gemeinschaftsräume und Ähnliches betreibt.[65]

Weitere Möglichkeiten sind die Gründung einer GmbH (mit dem wesentlichen Vorteil der Haftungsbeschränkung: Für Gesellschaftsschulden haften nicht die GesellschafterInnen, sondern ausschließlich die Gesellschaft selbst) und in spezifischen Fällen auch ungewöhnlichere Formen wie OG (Offene Gesellschaft), KG (Kommanditgesellschaft), stille Gesellschaft, Stiftung, Fonds oder AG. **Wohnungsgenossenschaften** sind in Deutschland und der Schweiz die naheliegendste Organisationsform für Baugruppen, in Österreich wurden sie in den letzten Jahrzehnten nicht als solche eingesetzt.[66] Das liegt vor allem daran, dass im Wohnungsgemeinnützigkeitsgesetz festgelegt ist, dass bei Neugründung einer Genossenschaft mindestens 60 Genossenschafter und drei Millionen Euro Mindestgrundkapital vorhanden sein müssen[67] — wodurch die Gründung neuer Kleingenossenschaften unmöglich ist.

**„Baugemeinschaften bündeln engagierte Leute.“**[68] Entgegen festgefahrenen gesellschaftlichen Positionen realisieren sie ihre eigenen Wunschvorstellungen und machen innovative Wohnideen möglich.[69] Darüber hinaus

64 Vgl. o.A.: FAQs zum Thema Baugruppen, www.gemeinsam-bauen-wohnen.org/uber-baugruppen/faq, 4.5.2017
65 Vgl. ebda.
66 Vgl. ebda.
67 Vgl. o.A.:§ 6 WGG Mindestanzahl der Genossenschafter und Mindestkapital, 31.12.2016, https://www.jusline.at/6_Mindestanzahl_der_Genossenschafter_und_Mindestkapital_WGG.html, 24.5.2017
68 Gepp 2010, 41.
69 Vgl. Ebner 2007, 11.



entfalten sie auch auf ihre Umgebung positive Effekte: Bereits realisierte Projekte zeigen, dass sich Selbstbestimmung und Gemeinschaftlichkeit nicht nur in Grundrissen oder als ‚Wohnstil’ manifestieren, sondern dass Solidarität, Verantwortungsgefühl und die starke Ortsidentität auf die Umgebung ausstrahlen und Baugemeinschaften somit oft zum nachhaltigen Impulsgeber werden.[70]

Aufgrund der zahlreichen Hürden und des langen, unsicheren Entstehungsprozesses — „im günstigsten Fall (...) vom ersten Treffen bis zum Einzug drei Jahre“[71] — ist eine Baugemeinschaft in vielen Fällen nicht das geeignete Mittel, die eigene Wohnidee zu realisieren — vor allem dann, wenn (wie gerade bei älteren Menschen häufig der Fall) ein baldiger Wohnungswechsel möglich sein soll.

## SENIORENHAUSGEMEINSCHAFTEN ANDERSWO

In den Niederlanden und Dänemark gehören Hausgemeinschaften schon zu den vielfach erprobten Wohnformen für alte Menschen.

### Dänemark: (Senior-)Bofællesskaber

Aus Dänemark stammen die Grundlagen für modernes partizipatives Wohnen, dort taten sich in den 1960ern Familien zusammen, die mit dem bestehenden Wohnbausystem unzufrieden waren.[72] Sie legten den Grundstein für ein staatliches System, das günstige Voraussetzungen für gemeinschaftliche Wohnprojekte schafft (staatliche Förderung für alternative Gemeinschaftswohnprojekte, fachliche Begleitung von Wohngemeinschaftsprojekten, ein gut aufgestelltes Beratungsnetzwerk für Interessierte und Initiativgruppen) und so gibt es heute zahlreiche gemeinschaftliche Wohnprojekte. Später etablierten sich die selben Ideen auch im Bereich des Alterswohnen: **Rund 250, überwiegend altershomogene Gemeinschaften – die sogenannten „Seniorbofællesskaber“ – gibt es heute.**[73] Anfang der 2000er-Jahre erlebten sie einen regelrechten Boom: Die Anzahl der in solchen Gemeinschaften lebender Senioren hat sich innerhalb eines Jahrzehnts (1997-2007) auf ca. 5.500 verfünffacht.[74]

Die Hälfte der dänischen Hausgemeinschaften sind als private Genossenschaften organisiert, ein Drittel gehen von gemeinnützigen Wohnungsunternehmen aus und der restliche Teil sind Eigentumsprojekte. Zunehmend

70 Vgl. Temel 2015, 13 ; vgl. Age Stiftung 2010, 4.
71 o.A.: FAQs zum Thema Baugruppen, www.gemeinsam-bauen-wohnen.org/uber-baugruppen/faq, 4.5.2017
72 Vgl. Age Stiftung 2010, 2.
73 Pedersen, Max: Senior Co-Housing Communities in Denmark, 26.6.2015, http://bit.ly/2qOeuIK, 9.5.2017
74 Vgl. Age Stiftung 2007, 21.

„Das Besondere an dieser Wohnform ist ihre Vielfalt, es ist erstaunlich, was diese Form des Wohnens alles gesellschaftlich leistet. Die Altenbetreuung zum Beispiel muss in solchen Wohnformen keine Leistung von Fremden sein, sondern der alte Mensch lebt dort in der Gemeinschaft und wird mitbetreut.

Ich habe das in China gesehen: Wir sind dort auf der letzten Reise in einen Innenhof hineingekommen, in dessen Mitte ein alter Mann gesessen ist, der normalerweise längst im Pflegeheim wäre, und uns freundlich begrüßt hat. Und draußen, beim Haupteingang zum Hof, saßen die noch etwas aktiveren älteren Frauen, die meine Frau begrüßt haben, die sich, über alle Sprachbarrieren hinweg, gleich dazusetzen hat müssen.
Oder nördlich von Korhogo im Norden der Côte d’Ivoire als anderes Beispiel: Wenn man da in ein Dorf geht, begrüßt man nicht den Bürgermeister, sondern den Dorfältesten, den Hogon. Dort sitzen dann meistens auch die Kinder, die ganz neugierig sind zu erfahren, wer da gekommen ist. Und die Kinder und die alten Leute sind eine Einheit. Da gibt es kein Altersheim, keinen Kindergarten, all diese Segregationen, die wir betreiben, gibt es dort nicht.

ICH MUSS JA GESTEHEN, AN DIE ALTEN LEUTE HAB’ ICH BEIM BAU DER ERSTEN WOHNGRUPPE AUCH NICHT GEDACHT. ICH HAB EIGENTLICH NUR AN DIE KINDER GEDACHT.“*

* Arch. DI Fritz Matzinger, der bereits mehr als 20 „Les Paletuviers“ – gemeinschaftlich bewohnte Atriumhäuser – realisiert hat, in: afo 2013, 205.

interessieren sich auch Wohnbaugesellschaften und private Investoren für „Bofællesskaber“.[75]

### Niederlande: Groepswonen van Ouderen

In den Niederlanden haben Hausgemeinschaften ebenfalls eine lange Tradition. Bemerkenswert ist ihre starke Vernetzung: Seit den 70er-Jahren gibt es die „*Landelijke Vereniging Centraal Wohnen*“ (landesweite Vereinigung für gemeinschaftliches Wohnen), zu der mehr als die Hälfte der generationsübergreifenden Projekte gehören.[76] In den 80er-Jahren entstand eine eigene Bewegung für Wohngruppen speziell für Senioren, die meisten dieser mittlerweile ca. 230 Hausgemeinschaften sind Teil der „*Landelijke Vereniging Groepswonen van Ouderen*“ (landesweite Vereinigung für Wohngruppen von Älteren). Diese beiden Dachverbände wiederum vernetzen sich in der FGW (*„Federatie Gemeenschappelijk Wonen“*).[77]

### HAUSGEMEINSCHAFTEN (3): „INSERTS“

Für ein geeignetes Konzept, um „gemeinschaftliches Wohnen aus der Nische herauszubringen“, hält Raimund Gutmann (wohnbund:consult) sogenannte ‚Inserts’: Gemeinschaftliche Wohnprojekte, die in einen größeren Wohnbau eingefügt sind; etwa **als Wohnungscluster, als gemeinsame Etage oder entlang eines identifizierbaren Stiegenhauses.**[78]

Zusätzlich zu den privaten Wohnungen gibt es Gemeinschaftsräume als wichtiges Add-on zu den veränderten/veränderlichen Haushaltsgrößen. Die Umsetzung solcher Projekte mit Bauträgern ist sinnvoll, weil sie so wesentlich schneller realisiert werden können; und auch für den Bauträger ergeben sich letztendlich Vorteile, wie Gutmann aus jahrelanger Erfahrung berichten kann: Inserts erweitern das Wohnangebot und sprechen dadurch mehr unterschiedliche Nutzergruppen an; mehr Selbstorganisation und Eigenleistungen der Bewohner verringern langfristig gesehen den Verwaltungsaufwand. Für die möglicherweise schwierigere Zusammenarbeit mit einer Gruppe gibt es mittlerweile erprobte Prozessabläufe:[79]

Soll ein Insert in eine größere Planung integriert werden, ist ein ‚intermediäres Besiedelungsmanagement’ wichtig. Es übernimmt verschiedene Aufgaben: Das Finden geeigneter Mitglieder (oft werden Inserts von Einzelnen initiiert und eine Gruppe bildet sich erst im Verlauf des Prozesses), Begleitung des Sich-Kennenlernens der Bewohner, bei Partizipationsobjekten Unterstützung z.B. in der Grundrissgestaltung, Moderation bei der Wohnungsvergabe oder der Planung/Nutzung gemeinsamer (Frei-)Räume und – wichtig – auch beim Finden einer Organisationsform für die Gemeinschaft. Das Besiedelungsmanagement ist schließlich nur eine Anschubhilfe, später muss die Gruppe ihre Gemeinschaft selbst organisieren. [80]

Raimund Gutmann ist Politikwissenschaftler und Publizist. Sein Büro „wohnbund:consult“ sieht sich als „unabhängiges Büro für nachhaltige Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen“ und Begleiter von „wohnpolitische Initiativen, innovativen Wohnprojekten und städtischen Entwicklungsprozessen“.*

* Vgl. www.wohnbund.at/wp/ueberuns, 4.5.2017

## DEZENTRALE PFLEGEWOHNGRUPPEN: BETREUTE WOHNGEMEINSCHAFTEN

Unter dezentralen Pflegewohngruppen versteht man rund um die Uhr (oder zu festgelegten Zeiten) betreute Wohngemeinschaften, in denen normaler Wohnalltag stattfindet. **Dezentral meint nicht die Lage** (ganz im Gegenteil ist es besonders wichtig, dass betreute Wohngemeinschaften zentral im Ort oder Stadtviertel gelegen sind), sondern ihre Funktionsweise: **Entweder werden sie als „Satellit“ eines nahen Pflegeheimes betrieben oder sie funktionieren wie ein autarkes „Kleinstheim“.**

### Bewohnerstruktur

Im Gegensatz zu den selbstorganisierten und –verwalteten Wohngemeinschaften, wo ein möglichst frühes Einziehen vorteilhaft und teilweise ein langer Planungsprozess unumgänglich ist, sind betreute Pflegewohngruppen **auch für einen späteren Einzug geeignet,** wenn bereits ein erhöhter Pflegebedarf besteht. So ist der Umzug in eine Pflegewohngruppe oft eher die Reaktion auf eine Notlage als von langer Hand geplant.[81] Dazu kommt, dass aus betriebswirtschaftlichen Gründen Menschen mit niedrigem Pflegebedarf in manchen Pflegewohngruppen gar nicht aufgenommen werden können, da die rund um die Uhr anwesende Betreuung sonst nicht finanzierbar wäre.[82] Wie die Auswahl der BewohnerInnen im Einzelfall gehandhabt wird, ist aber sehr unterschiedlich: Es gibt umgekehrt auch Pflegewohngruppen, die als neue Bewohner bevorzugt Menschen aufnehmen, die noch möglichst selbstständig sind.[83]

Meist leben pro Einheit sechs bis zwölf BewohnerInnen[84], die jeweils über ein eigenes Zimmer verfügen, aber so weit wie möglich am Alltagsgeschehen teilnehmen — sei es aktiv durch Mithelfen im Haushalt oder passiv, indem sie das Geschehen beobachten.

Das „intermediäre Besiedelungsmanagement“ übernehmen oft externe Firmen, Einrichtungen wie Caritas oder Diakonie, Architekturbüros oder auch die Bauträger selbst.*

* Vgl. Gutmann 2015, 23.

75 Vgl. Age Stiftung 2007, 21.
76 Vgl. ebda, 22.
77 Bakker, Peter: Co-housing in The Netherlands, Juni 2009, http://bit.ly/2qY4MAL, 9.5.2017
78 Vgl. Gutmann 2015, 21f.
79 Vgl. ebda., 21f.
80 Gutmann 2015, 24f.
81 Vgl. Deutscher Bundestag 1998, 123.
82 Vgl. ebda, 25.
83 Springer, Gudrun: Senioren-WGs. Die schwierige Suche nach älteren Mitbewohnern, 29.5.2017, http://derstandard.at/2000058355196/Senioren-WGs-Die-schwierige-Suche-nach-aelteren-Mitbewohnern, 29.5.2017
84 Vgl. Age Stiftung 2014, 10.

## ALLTAGSNORMALITÄT ALS SELBSTVERSTÄNDLICHKEIT

Die größte Stärke der betreuten Pflegewohngruppe ist, dass ganz selbstverständlich und ohne künstliche Inszenierung das sogenannte „Normalitätsprinzip“ umgesetzt werden kann, das auch in modernen Pflegeheimen zur Anwendung kommt. Dort müssen die ‚alltäglichen‘ Aktivitäten aber oft künstlich simuliert werden, in der Pflegewohngruppe hingegen findet tatsächlich normaler Wohnalltag statt, da die BetreuerInnen gleichzeitig auch die Haushaltsführung (so weit als möglich) übernehmen. Je nach Organisationsform kann ein nahe gelegenes Heim der Wohngruppe zwar Alltagsleistungen abnehmen — etwa Wäsche waschen oder Kochen —, im besten Fall allerdings bleiben so viele Aufgaben wie möglich direkt in der Wohngruppe. Viele Pflegebedürftige können sich vielleicht nur mehr in minimalem Ausmaß aktiv an der Hausarbeit beteiligen, aber **Menschen nehmen ihr Umfeld schließlich mit allen Sinnen wahr**: Auch, wenn nur beobachtet wird, werden bei dem einen durch den Duft frisch gewaschener Wäsche Erinnerungen wach und ein anderer reagiert auf den Geruch des Knoblauchs, der gerade angebraten wird.[85]

### Zusammen Leben

Wie wir wohnen, beeinflusst auch unsere sozialen Beziehungen. Es scheint, als ob die Alltagsnormalität der Pflegewohngruppe einen besonders guten Rahmen schafft, um Beziehungen zu Angehörigen in einer selbstverständlichen Form aufrecht erhalten zu können. Diesen Aspekt bemerkte eine beobachtende Studie, die ein Jahr lang eine betreute Pflegewohngruppe für Demenzkranke in Wels, OÖ begleitete: Im Vergleich zu Pflegeheimen empfanden die Angehörigen der Bewohner die Besuche in der Pflegewohngruppe als wesentlich angenehmer, da sie

> *„...explizit bei alltäglichen Tätigkeiten mithelfen [konnten, Anm.] (z.B. die Haare des Bewohners waschen), durch diese Form der Interaktion wurde der Besuch mit Sinn erfüllt. In den traditionellen Pflegeheimen waren die Familienbesuche eher durch Pflichtgefühl motiviert als durch eine bestimmte Absicht. Dies schuf eine Situation, in denen die Angehörigen nicht genau wussten, was sie mit dem Betroffenen tun oder ihm/ihr sagen sollten.“*[86]

Durch das familienähnliche Zusammenleben und die Haushaltsführung sind auch die Anforderungen an das Pflegepersonal andere als in Heimen. Viele Mitarbeitende schätzen aber gerade deshalb die Tätigkeit in Pflegewohngruppen: Sie ist ‚ganzheitlicher‘ und trotz der zusätzlichen Tätigkeiten bleibt letztendlich mehr Zeit für die BewohnerInnen.[87] Statt Arbeitsteilung und Spezialisierung sind neben der Pflegetätigkeit vor allem sozialpädagogische und alltagspraktische Fähigkeiten gefragt. Durch die kleinen Einheiten sind die Beziehungen zu den BewohnerInnen enger, ihr Gemüts- und Gesundheitszustand wird ganz selbstverständlich beobachtet. Im Vergleich zum Pflegeheim ist weniger Bürokratie nötig, die Hierarchien sind flacher und Schnittstellenprobleme können vermieden werden.[88]

### Mitten im Geschehen

Dem Normalitätsprinzip dient aber nicht nur ein funktionierender Haushalt, essentiell für die hohe Wohnnormalität ist auch das Wohnumfeld. Kontext der dezentralen Pflegewohngruppe ist nicht die Institution, nicht die Infrastruktur eines Heimes, sondern das Ortszentrum oder das Stadtviertel.[89] Auch hier liegt noch großes Innovationspotential: Die Pflegewohngruppe kann auf vielfältige Weise mit ihrem Umfeld interagieren und in Kombination mit den richtigen (Raum-)Angeboten in manchen Fällen sogar zum Nachbarschaftszentrum werden.[90]

Neben der autonomen Haushaltsführung lautet der zweite Grundsatz also: „Eine Pflegewohngruppe gehört mitten ins Geschehen – sei es im Dorf oder im Stadtquartier!“[91]

## ARTEN VON PFLEGEWOHNGRUPPEN

Je nachdem, wie eine Pflegewohngruppe in eine Gemeinde eingebunden ist, und welche Funktionen sie erfüllt, können vier Grundtypen unterschieden werden, wobei vor allem Typ 3 und 4 bereits im Raumprogramm vorgesehen sein müssen.[92]

**1 |** „Die isolierte Pflegewohngruppe“ sucht nicht aktiv den Kontakt zur Umgebung und bietet keine Leistungen für Nicht-Bewohner an.

**2 |** „Die nachbarschaftliche Pflegewohngruppe“ setzt auf Nachbarschaftshilfe. Nachbarn engagieren sich als Freiwillige und leisten kleine Hilfsdienste oder Gesellschaft.

**3 |** „Die Pflegewohngruppe als Teil eines Netzwerks“: Verschiedene Organisationen arbeiten zusammen und bieten etwa auch Tagespflegeplätze, einen Mittagstisch oder einen Notruf an; diese Angebote können auch generationenübergreifender Art sein.

**4 |** „Die Pflegewohngruppe als Nukleus der Altersarbeit“: Vor allem in kleineren Gemeinden, wo es kein Altenheim gibt, kann die Pflegewohn-

85 Vgl. Age Stiftung 2014, 10.
86 Auer 2017, 163.
87 Vgl. Age Stiftung 2014, 28.
88 Vgl. Age Stiftung 2014, 24f.
89 Vgl. ebda., 38.
90 Vgl. ebda., 3.
91 Vgl. ebda., 9.
92 Vgl. ebda., 26.

gruppe zu jener Stelle werden, die die gesamte Altersarbeit koordiniert — sie bietet Leistungen wie Typ 3 an und übernimmt gleichzeitig Auskunft und Koordination. Eventuell kann sie sogar Not- oder Kurzzeitpflegeplätze anbieten.

### Passgenaue Betreuungsform

Einerseits sind Pflegewohngruppen dort sinnvoll, wo der Bedarf/das Geld für einen Altenheim-Neubau fehlt oder bestehende Strukturen überlastet sind. Andererseits sind sie auch dann gut geeignet, wenn auf heterogene Anforderungen eingegangen werden muss.[93] So können Pflegewohngruppen für Bevölkerungsgruppen sinnvoll sein, auf deren Bedürfnisse in einem Heim nicht ausreichend eingegangen werden kann oder die dort nicht auf ausreichend Akzeptanz stoßen würden: Etwa, wenn Menschen die Landessprache nicht sprechen, besondere gesundheitliche Bedürfnisse (zum Beispiel Demenz) haben oder eine andere Alltagsgestaltung gewohnt sind — das beginnt beim Kochen und Essen, geht über kulturell unterschiedliche Rituale im Jahresverlauf bis hin zu einem anderen Umgang mit dem Thema Sterben. Konkret gemeint sein können damit etwa MigrantInnen, SuchtpatientInnen, Menschen mit Behinderungen oder zum Beispiel auch Homosexuelle.[94] Insbesondere für Menschen mit Demenz werden Pflegewohngruppen vielfach empfohlen, da sich diese in dem familiären und überschaubaren Umfeld mit begleitetem Tagesablauf tendenziell sehr wohl fühlen.[95]

## BETREUTE WOHNGEMEINSCHAFTEN IN OBERÖSTERREICH

### Dementenwohngemeinschaft in der Dragonerkaserne (Wels)

Dem Pilotprojekt voraus ging der Entschluss der Stadt Wels, sich schwerpunktmäßig mit dem Umgang mit dementen Menschen auseinanderzusetzen. Beim Umbau einer alten Militärkaserne in ein Wohnhaus wurde dort 2011 als erstes Oö. Pilotprojekt im Dementenwohnbereich eine Dementenwohngemeinschaft für 10 Bewohner integriert. Die Wohnung besteht aus einem Doppel- und 8 Einzelzimmern, jeweils mit eigenem Bad, einer großen offenen Wohnküche und einer Terrasse mit Garten.[96] Zielgruppe sind Menschen mit diagnostizierter Demenz und Pflegebedarf (i.d.R. ab Stufe 3). Professionelle Betreuer sind hier rund um die Uhr anwesend, zusätzlich werden mobile Dienste je nach Bedarf in Anspruch genommen.[97]

93 Vgl. Age Stiftung 2014, 8.
94 Vgl. ebda., 11.
95 Vgl. Auer 2017, 157.
96 Vgl. Stadt Wels: Zweite Wohngemeinschaft für Menschen mit Demenz in der Dragonerkaserne (Mittelhof), o.A.,https://www.lebenswege-online.at/wp-content/uploads/2016/06/Praesentation-WG-Dragonerstrasze-Mittelhof-WEGE-42.pdf, 20.4.2017
97 Vgl. Oberranzmeier 2011, 97.



Aufgrund der positiven Erfahrungen wurde 2016 in der Kaserne noch eine zweite Demenz-WG für ebenfalls 10 Bewohner gegründet.[98]

### ViWo: Vital Wohnen in St. Marienkirchen bei Schärding

Der Sozialhilfeverband Schärding initiierte das Pilotprojekt, 2010 wurde es eröffnet. Die Wohngemeinschaft besteht aus acht Kleinwohnungen (ca. 32 m²) mit Bad und Vorraum, die um eine große gemeinsame Wohnküche angeordnet sind. Tagsüber (7-22 Uhr) ist hier immer Betreuungs- und Pflegepersonal anwesend, nachts gibt es einen Notrufdienst des Roten Kreuzes (20 Freiwillige wurden zu „Helden der Nacht“ ausgebildet, wie sie sich selbst bezeichnen, und übernehmen die Nachtbereitschaft).[99]

Aufgrund der kleinen Größe des Hauses ist das Zusammenleben im „ViWo“ sehr familiär und besonders in der Wohngruppe werden neue MieterInnen dahingehend ausgewählt, ob sie auch wirklich aktiv in einer Gemeinschaft leben wollen.[100]

Karin Oberranzmeier besuchte im Rahmen ihrer Masterarbeit das ViWo und berichtet vom alltäglichen Zusammenleben in der betreuten WG drei Monate nach deren Eröffnung:

> *„(...) Insgesamt hatte ich den Eindruck, dass sich die Bewohner/innen bereits gut eingelebt und auch zusammengespielt hatten. Jede/r hatte „ihre/seine“ Aufgabe (...). Eine Dame bereitete den Salat zu, eine andere kochte zusammen mit der Heimhelferin, eine dritte erledigte den Abwasch. Gemeinsam wurde ein Speiseplan für eine Woche erstellt bzw. ein Plan, wer für die Mithilfe beim Kochen, Abwaschen etc. verantwortlich ist, (...) meistens drei Personen pro Tag, (...) die anderen hatten keinen Dienst zu verrichten. Nach dem Mittagessen verließ ein Herr mit seinem Mopedauto rasch das Haus, die Damen, die zu keinem Dienst eingeteilt waren, zogen sich großteils in ihre Wohnung zurück. Die ortsansässige Friseurin kam ins Haus (...), eine Bewohnerin erledigte mit einer Betreuerin den Einkauf fürs Abendessen.“*[101]

Eine 81-jährige Frau berichtet: „Für das Heim bin ich zu gut und für zu Hause zu schlecht beinand.“*

* Oberranzmeier 2011, 81.

## POSITIVE ASPEKTE DER PFLEGEWOHNGRUPPE:

1 | **Lebensqualität:** Die Betreuung kann individueller und persönlicher sein als im Pflegeheim, der Kontakt zu den MitbewohnerInnen ist enger. Die BewohnerInnen haben mehr Handlungsspielraum bei der Alltagsge-

98 Vgl. o.A.: Zweite Wohngemeinschaft für Menschen mit Demenz in der Stadt Wels, 23.6.2016, https://www.lebenswege-online.at/2016/06/23/zweite-wohngemeinschaft-fuer-menschen-mit-demenz-in-der-stadt-wels/, 20.4.2017
99 Vgl. Oberranzmeier 2011, 82.
100 Vgl. Oberranzmeier 2011, 82.
101 Ebda., 81.

staltung und vor allem beim Erhalt ihrer sozialen Kontakte, die sich durch die zentrale Lage und die besseren Besuchsmöglichkeiten (individueller und persönlicher als im Pflegeheim) leichter aufrechterhalten lassen.[102]

2 | **Planbarkeit und Finanzierbarkeit:** Pflegeplätze können relativ schnell bereitgestellt oder wieder aufgelöst werden. Die Bau- oder Mietkosten sind im Vergleich zu einem Pflegeheim geringer, auch die Betriebskosten werden durch die geringe Größe und die unbürokratische Organisation niedrig gehalten. Der Flächenbedarf pro Bewohner ist insgesamt geringer als im Pflegeheim, die individuellen Wohnbereiche aber trotzdem eher größer.[103]

3 | **Positive Effekte für das Ortszentrum:** Pflegewohngruppen können die Ortskerne beleben, indem sie Arbeitsplätze schaffen, Leerstände nutzen, die örtlichen Angebote (Geschäfte, Kaffeehäuser, etc.) nutzen und eventuell auch Gemeinschaftsräume für nachbarschaftliche Aktivitäten anbieten.[104] Außerdem liegen sie oft in der Erdgeschoßzone: Durch die (auch nachts) anwesenden BetreuerInnen ist diese somit niemals verwaist.[105] Freiwillige engagieren sich in der Pflegewohngruppe, so entsteht ein Austausch mit der Umgebung. Gegenseitiges Geben und Nehmen (Aktivitäten und kleinere Hilfsdienste) fördern das Miteinander der Generationen und können eine sinnstiftende Aufgabe für Freiwillige, die selbst schon älter sind, darstellen und so auch der Vereinsamung entgegen wirken.[106]

4 | **Durchlässiges Wohnen:** Das Vorhandensein einer Pflegewohngruppe erhöht die Attraktivität einer Wohnsiedlung, vor allem für Alleinstehende und ältere Paare. Menschen, die noch in der eigenen Wohnungen leben, können einen Notruf in die Pflegewohnung leiten lassen, dort mittagessen oder kleinere Unterstützungsleistungen in Anspruch nehmen und bei Bedarf — sofern Plätze verfügbar sind — in die Pflegewohngruppe übersiedeln. So bleiben, auch wenn ein Umzug nötig geworden ist, nachbarschaftliche Kontakte erhalten; Paare können räumlich nahe beieinander bleiben, falls der Partner in die Pflegewohngruppe umzieht. Genauso sinnvoll ist eine Durchlässigkeit zwischen Pflegewohngruppe und Pflegeheim (Tagesbetreuung, Kurzzeitpflege,...).[107]

102 Vgl. Deutscher Bundestag 1998, 123.
103 Vgl. Age Stiftung 2014, 24; vgl. Deutscher Bundestag 1998, 123.
104 Vgl. Age Stiftung 2014, 24.
105 Vgl. ebda., 18.
106 Vgl. ebda., 34f.
107 Vgl. ebda., 34.



## INTEGRIERTES WOHNEN

Von allen vorgestellten Wohnmodellen ist das Integrierte Wohnen vielleicht das am schwierigsten zu Beschreibende. Integriertes Wohnen ist kein fertiges Konzept, sondern eher der Versuch einer Antwort auf aktuelle Herausforderungen, die sich der Gesellschaft stellen.

Grundsätzlich steht das **Zusammenleben verschiedener Bewohnergruppen**, die sich gegenseitig stützen, im Vordergrund. Besonders jene Gruppen, die von Isolation und Segregation betroffen sind, sollen angesprochen werden: Alte Menschen, Migranten, Menschen mit Behinderungen oder auch Alleinerziehende, kinderreiche Familien, Kinder und Jugendliche, Alleinstehende. In der Praxis bedeutet das: **Integriertes Wohnen ist ein dynamisches Modell**. Je nachdem, wo und mit welchen Zielsetzungen ein Projekt entsteht, werden Schwerpunkte gesetzt und bestimmte Bedürfnisse besonders unterstützt. Meist sind integrierte Wohngebäude eher größere Wohnanlagen, weil dann eine gute soziale Durchmischung und das Entstehen einer Gemeinschaft wahrscheinlicher wird.[108]

### Räumliche Gestaltung

Statt Gleichförmigkeit und Anonymität sollen Kleinteiligkeit, Überschaubarkeit und verschiedene Varianten von Grundrissen und Eigentumsverhältnissen die Basis für soziale Durchmischung schaffen. Dabei wird der Architektur — ohne ihre Fähigkeiten zu überschätzen — die wichtige Rolle zuteil, **Voraussetzungen für Interaktion zu schaffen** (statt diese zu verhindern, wie es in herkömmlichen Wohnanlagen auch nicht selten der Fall ist) und (Wohn-)Räume zu erzeugen, die **verschiedene soziale Gruppen** ansprechen.[109]

Integriertes Wohnen ist kein Minderheitenprogramm — ganz im Gegenteil: Statt Gruppen zu bilden und womöglich sogar zu verstecken, bildet es die **reale Komplexität unserer Gesellschaft** ab. Das bedeutet nicht, generell allen spezialisierten Einrichtungen bzw. Gebäuden die Berechtigung abzusprechen — aber dort, wo sie nicht nötig sind, baut das Integrierte Wohnen Grenzen ab und löst Barrieren gegenüber anderen auf.[110]

108 Vgl. Ebner 2007, 12.
109 Vgl. ebda., 12.
110 Vgl. ebda., 12.

„Am zuverlässigsten lässt sich das Investitionsrisiko durch ein Angebot verringern, das sich erst durch die Nachfrage spezifiziert.“*

* Kraft/von Mende/ Kläser 2006, 16.

## LEBENSLAUFBESTÄNDIGE GRUNDRISSE: LEISTUNGSFÄHIGE NEUE REGELFORM

Je vielfältiger die Wohnwünsche und Wohnweisen werden, desto weniger spezifiziert müssen die Wohnungsgrundrisse werden. Statt funktionsdeterminierter Grundrisse braucht es flexible, offene, anpassbare Strukturen.[111] Nur so kann erstens eine Durchmischung der Bewohner gelingen und zweitens der einzelne Bewohner darauf vertrauen, auch im Falle einer körperlichen Einschränkung oder Veränderung seiner Lebenssituation in seiner Wohnung bleiben zu können.

Wohnfunktionen können innerhalb der Wohnung umverteilt werden, Räume hinzu- oder weggenommen werden und Möblierung und Raumteilung sind adaptierbar, am besten ohne baulichen Aufwand. Veränderungen müssen einfach möglich sein auch wieder rückgängig gemacht werden können — sonst handelt es sich statt einer echten Nutzungsvariabilität nur um eine „Verkaufsvariabilität“.[112]

### Barrierefreiheit – Barrierereduzierung – Hindernisabbau

Die Erfüllung notwendiger Regeln ist selbstverständlich unerlässlich. Darüber hinaus ist aber stets zu bedenken: Einerseits stellt die bloße Erfüllung entsprechender Normen und Vorschriften nicht sicher, ob eine Wohnung tatsächlich alle Bedürfnisse (z.B. von mobilitätseingeschränkten Personen) erfüllt oder ein integratives Wohnen ermöglicht. Andererseits müssen nicht alle Wohnungen von vornherein vollständig barrierefrei sein. Sie müssen aber so konzipiert sein, dass eine Barrierereduzierung bei Bedarf ohne zu großen Aufwand möglich ist.[113]

Ein Bestandsgebäude vollständig barrierefrei zu gestalten, ist oft nicht möglich oder zielführend. In diesen Fällen geht es dann um eine Abwägung, wie Barrieren reduziert werden können, damit die Gebrauchstauglichkeit möglichst hoch ist.[114] Aktuell wird auch oft lieber von „hindernisfreiem Bauen und Gestalten“ gesprochen, um Menschen ein- statt auszuschließen. Hindernisfreie Gebäude und Wohnungen sind für alle Menschen geeignet; so ist es nicht nötig, Wohnungen speziell auf bestimmte (oft negativ definierte) Gruppen auszurichten.[115]

1. Menschen sind nicht gleich. Sie haben sehr unterschiedliche Vorstellungen (...) Ein Wohngebäude aber lebt sehr viel länger als seine Bewohner.
2. Wohnweisen sind historisch wandelbar.
3.Auch im Lebenszyklus jedes einzelnen Menschen verändern sich die Wohnanforderungen.
4. Wohnwünsche ein und derselben Person können widersprüchlich sein.*

* Siebel 2006, 47.

### ready: Vorbereitet sein

In Deutschland hat die Forschungsgruppe *„ready - vorbereitet auf altengerechtes Wohnen“* bauliche Standards für Wohnungsneubauten erarbeitet.

111 Vgl. Gnaiger 2007, 16.
112 Vgl. Kraft/von Mende/Kläser 2006, 17.
113 Vgl. Ebner 2007, 19.
114 Vgl. Loeschcke/Pourat 2014, 13.
115 Vgl. Höpflinger, François: Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter, 07.2009, http://www.hoepflinger.com/fhtop/fhalter1R.html, 11.12.2017



Wohnungen nach dem Mindeststandard **ready** sind zumindest besuchsgeeignet für Rollstuhlfahrer und anpassbar und vorbereitet für altersgerechtes Wohnen. Der Standard **ready plus** ist anpassbar und vorbereitet, um die Barrierefreiheit lt. DIN zu gewährleisten. **All ready** ist der Komfortstandard: Vorbereitet und anpassbar für Rollstuhlgerechtigkeit. Alle Neubauten sollen zumindest den Mindeststandard erfüllen und dadurch lebenslauftauglich sein, denn Wohnungen nach dem ready-Prinzip sind:[116]

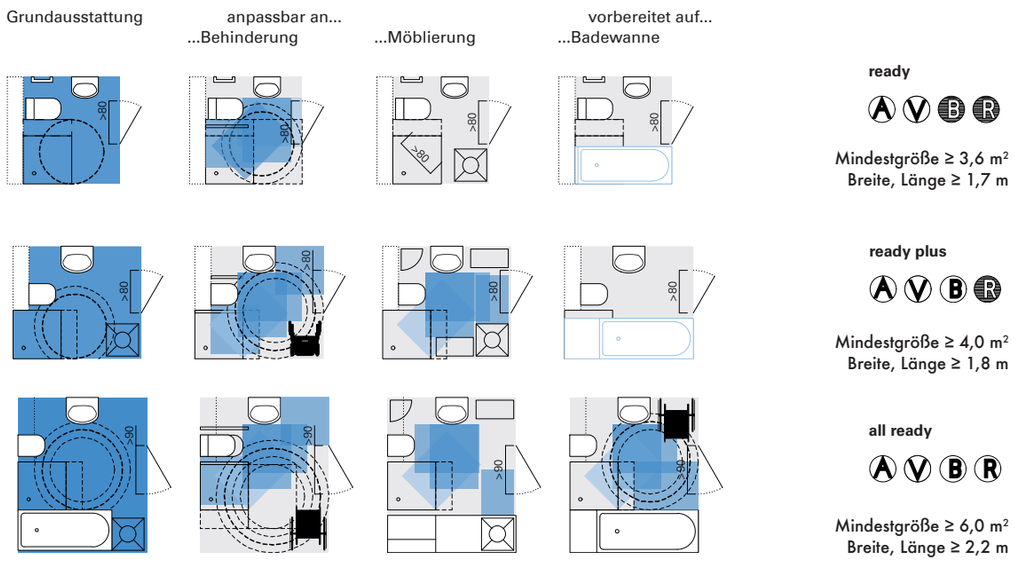
**(baulich) vorbereitet ≈ konstruktiv flexibel**
**(räumlich) anpassbar ≈ funktional flexibel**

Dabei wird ein pragmatischer Ansatz gewählt, der möglichst wenige absolut notwendige Maßnahmen auswählt, die im Neubau verhältnismäßig effizient realisierbar sind. Der ready-Standard sieht Anpassungsmöglichkeiten vor, die bei Bedarf schnell umgesetzt und auch wieder rückgängig gemacht werden können.[117]

### Vorgangsweise

Verschiedene Funktionen innerhalb der Wohnung wurden untersucht, die nötigen Bewegungs- und Nutzflächen definiert und bestimmt, wie sich diese überlagern können. Als Beispiel greife ich hier das Bad heraus:

ABB. 7 Regeln für das barrierefrei anpassbare und vorbereitete Bad




116 Vgl. BBSR 2014, 9.
117 Vgl. ebda., 19.

# Der Quartiersansatz

Neue Wohnformen, alterspolitische Netzwerke, Bürgerbeteiligung: So kann auch in Zukunft eine bedarfsgerechte und leistbare Unterstützung gelingen.

„FROM TIME TO TIME, AND ALWAYS IN TIME, NEW FORMS EMERGE THAT CATALYZE PREVIOUSLY EXISTING ACTORS, THINGS, TEMPORALITIES , OR SPATIALITIES INTO A NEW MODE OF EXISTENCE, A NEW ASSEMBLAGE, ONE THAT MAKES THINGS WORK IN A DIFFERENT MANNER AND PRODUCES AND INSTANTIATES NEW CAPACITIES.“*

* Rabinow 1999, 180.

## SOZIALRÄUMLICH GEDACHT: DER QUARTIERSANSATZ

Über den Entwurf einzelner Wohnformen hinaus geht der Quartiersansatz. Anstatt altersgerechtes Wohnen als punktuelle Lösungen zu sehen, wird ein kleinräumiges, vielschichtiges System entwickelt. Dem Wohnumfeld kommt dabei zentrale Bedeutung zu: Einerseits natürlich in seiner gebauten Form, vor allem aber in seiner **sozialräumlichen Struktur**. Die sozialräumliche Struktur ist sozusagen die „Software“; das Netzwerk, das die einzelnen Wohnungen und die verschiedenen Institutionen miteinander verbindet. Die wichtigste Grundlage ist dabei die **„enge Vernetzung von Wohnen, verschiedenen Dienstleistungen, dem Gemeinwohl und der Pflege“**[1]. Neue Wohnformen machen einen kleineren Teil dieser sozialräumlichen Struktur aus, sind naturgemäß eher Ergänzung als Standard: Auch in Zukunft wird der größere Teil der Bevölkerung in der angestammten, individuellen Wohnung alt werden (wollen). Dagegen ist auch nichts einzuwenden — **schließlich bedeutet altersgerechtes Wohnen im besten Fall, dass die gewohnte Lebensführung möglichst fortgesetzt werden kann**[2] — ergänzt durch Unterstützungsleistungen verschiedener Art, präzise auf den eigenen Bedarf abgestimmt.

### BEGRIFFSDEFINITION

„Quartier“ ist in diesem Zusammenhang ein loser Begriff für ein überschaubares Gebiet, es kann damit gleichermaßen ein städtisches Wohnviertel, eine Siedlung oder eine kleine Gemeinde gemeint sein.[3] Auch gibt es keine festgelegte Größe: Die für eine deutschlandweite Untersuchung ausgewählten, bereits realisierten Quartiersprojekte hatten teils weniger als 3.000 (27,9% der Projekte), teils über 20.000 Bewohner (25%).[4]

Gerade im ländlichen Bereich wird der Begriff „Nachbarschaft“ für die Beschreibung einer solchen Solidargemeinschaft vielleicht naheliegender erscheinen als die Bezeichnung „Quartier“. Gegenwärtig wird dem „guten Dorf“ mit nachbarschaftlicher Solidarität die „schlechte, anonyme Stadt“ gegenübergestellt, und der traditionelle Nachbarschaftsbegriff wird als Gegenentwurf zur Individualisierung und Kommerzialisierung wiederbelebt.

Einige jener Experten, die sich mit Quartiersmodellen auseinandersetzen, vermeiden jedoch bewusst die Konzeption von Quartieren als „Nachbarschaften“: Ihrer Meinung nach bringen traditionelle dörfliche Nachbarschaf-

1 Feuerstein 2008, 135.
2 Vgl. Becker/Schmal/Haas 2013, 12.
3 Vgl. KDA 2005, 11.
4 Vgl. ebda., 20.

ten immer auch autoritäre und hierarchische Systeme sozialer Kontrolle mit sich, die dem heutigen Bedürfnis nach autonomer Lebensführung widersprechen. „Quartier“ beschreibt demnach eine zeitgemäßere Auffassung einer Nachbarschaft, die auf vielfältigen und vielschichtigen Relationen basiert, generationengerechte Wohnformen hervorbringt und gleichzeitig Solidarität und Autonomie ermöglicht.[5]

## ALTERSPOLITISCHE NETZWERKE

Auf Quartiersebene arbeiten unterschiedliche Akteure in einem gemeinwesenorientierten Netzwerk zusammen: Bewohner (verschiedener Generationen!), Freiwillige, unterschiedliche Organisationen und — wichtigerweise — auch die stationäre Versorgung. Eine neue Art der Kooperation entsteht: Kleinräumig, fächerübergreifend und hierarchische Grenzen überwindend.[6] **Nicht mehr einzelne Organisationen, sondern das Quartier ist der Ausgangspunkt der Unterstützungsleistungen.**[7] Hilfe geht vom jeweiligen Quartier aus, Unterstützungsstrukturen können passgenau auf das Quartier zugeschnitten werden. Auf einen sich ändernden Bedarf können solche kleinräumigen, vernetzten Strukturen viel schneller und präziser reagieren als größere Einzelorganisationen.

Die Schweizer Age Stiftung hat die alterspolitischen Netzwerke von zehn deutschschweizer Gemeinden analysiert und dabei unterschiedliche Arten von Netzwerken erkannt.

1 | **Behördennetzwerk:** Verschiedene behördliche Instanzen der Gemeinde sind in einem formalisierten Netzwerk miteinander in Kontakt, wobei jeder ein konkretes Verantwortungsfeld besitzt und dafür der einzige Ansprechpartner ist. Behördennetzwerke machen vor allem strategische Planung: Sie ermöglichen und legitimieren Projekte, sind aber selten deren Initiatoren und übernehmen nicht die Ausführung der Projekte (sondern übergeben diese an Dienstleister).[8]

2 | **Dienstleistungsnetzwerk:** Verschiedene Akteure arbeiten zusammen, um ihre Angebote gegenseitig zu ergänzen und Schnittstellenprobleme zu minimieren. Es handelt sich hierbei hauptsächlich um Akteure des Gesundheitswesens (Alten- und Pflegeheime, mobile Pflegedienste, etc.), und daher werden Themen, welche nicht direkt die Gesundheit betreffen, nicht erfasst. In Gemeinden, wo ausschließlich diese Form eines alterspolitischen Netzwerks vorherrscht, wird eine reine Alterspflegepolitik betrieben. Die Planungen solcher Netzwerke sind vor allem auf Projekte ausgerichtet.[9]

3 | **Thematische Netzwerke:** Verschiedene Organisationen der Gemeinde (Vereine, Freiwilligenorganisationen, Rotes Kreuz...) setzen sich für ein gemeinsames Thema ein. Meistens sind diese Netzwerke informell organisiert, in manchen Gemeinden gibt es eine Koordinationsstelle. Thematische Netzwerke stellen die soziale Integration der Senioren und das Wohnen im Alter in den Vordergrund und sind vor allem Projektinitiatoren (selten übernehmen sie deren Trägerschaft). Trotz ihrer Informalität darf die Wichtigkeit dieser Netzwerke nicht unterschätzt werden: Sie genießen besonders große Unterstützung in der Bevölkerung.[10]

4 | **Zentralisiertes Netzwerk:** Obwohl solche Netzwerke erst selten vollständig in die Realität umgesetzt werden, sehen ihn viele Gemeinden als Idealtypus bzw. Ziel ihrer Bestrebungen an. Das ganze Gemeindenetzwerk ist auf einen zentralen Akteur ausgerichtet (als „Alterskompetenzzentrum“ oder ähnliches bezeichnet). Entweder ist dies das lokale Altersheim oder eine eigens dafür gegründete Stelle. Diverse Akteure aller Sparten (Freiwilligenorgansiationen, Gesundheits-/Pflegedienstleister, Gemeindebehörden) arbeiten in verschiedenartigen Beziehungen (formell, informell) zusammen. Durch die zentrale Stelle können Angebote und Aktivitäten besonders gut koordiniert werden, die Zentralisierung von Informationen bringt Vorteile und die Potentiale der einzelnen Akteure können optimal genützt werden. Auch in diesem Typus ist das Wohnen im Alter ein wichtiges Thema, die zentrale Stelle kann hier auch als (Mit-)Träger auftreten.[11]

Natürlich treten die verschiedenen Netzwerke selten in ihrer idealtypischen Form auf. Je nach Gemeinde entstehen Mischformen, wenn zum Beispiel ein Behördennetzwerk Informationen aus einem thematischen Netzwerk bezieht oder Projekte von diesem absegnen lässt.

Zu beachten ist auch, dass das reine Vorhandensein eines Netzwerks noch keine Garantie ist, dass alle Akteure einbezogen werden. In den beobachteten Gemeinden wurden beispielsweise vor allem private Anbieter oft weniger aktiv mit einbezogen.[12]

5 Vgl. Van Wezemael 2014, 216f.
6 Vgl. Feuerstein 2008, 127.
7 Vgl. ebda., 123.
8 Vgl. Zweifel 2014, 202f.
9 Vgl. Zweifel 2014, 203.
10 Vgl. ebda., 206.
11 Vgl. ebda., 206f.
12 Vgl. ebda., 207.

„Die finanzielle Situation der Alten von morgen (...) wird vermutlich insgesamt weniger günstig sein. Umso wichtiger ist es, die Menschen zu befähigen, sich Zugang zu den positiven immateriellen Facetten der neuen Kultur des Alters zu verschaffen. In diesem Zusammenhang spielen Bildung, soziale Netzwerke und die Bedingungen des Wohnens eine Schlüsselrolle.“*

* Schenk 2008, 25.

Im Mai 2017 wurden eklatante Misstände in österreichischen Altenpflegeheimen aufgezeigt.

DERSTANDARD.AT: MISSSTÄNDE IN PFLEGEHEIMEN

Pensionistenverbandgeneralsekretär Andreas Wohlmuth (...): „Schwerste hygienische Mängel, psychischer Druck und oft auch die willkürliche Verabreichung von Medikamenten sind Methoden, die einer Folter gleichkommen.“ Der stellvertretende Vorsitzende der Gewerkschaft vida, Willibald Steinkellner, machte vor allem Personalmangel für die Probleme verantwortlich: „Ja, es gibt massive Missstände in Pflegeheimen, und zwar in erster Linie was die Arbeitsbedingungen betrifft“, erklärte er in einer Aussendung. „Die Probleme im Pflegebereich sind hinlänglich bekannt, ob Personalmangel,

## NOTWENDIGKEIT QUARTIERSORIENTIERTER KONZEPTE

Um eine quartiersorientierte Zusammenarbeit zu realisieren, sind grundlegende Veränderung der Einrichtungen und Abläufe nötig. Eine Ergänzung bestehender Strukturen ist nicht ausreichend, denn: Das bisherige Konzept der autonomen und jeder für sich effizienten Institutionen ist nicht zukunftsfähig. Davon kann in mehrfacher Hinsicht ausgegangen werden:[13]

**1 |** Erstens wird der Pflegebedarf aufgrund der demographischen Alterung und des sinkenden familiären Pflegepotentials[14] so stark ansteigen, dass eine Fortschreibung unseres **heutigen Systems schlicht nicht finanzierbar** sein wird. Ambulante und stationäre Versorgung können in Zukunft nicht mehr voneinander getrennt weiterentwickelt werden.[15]

**2 |** Zweitens werden die vorhandenen Angebote dem Wunsch nach **selbstbestimmtem, sozial integriertem Altern** nicht entsprechen können.[16]

**3 |** Drittens ist auch die Frage zu stellen, ob der Ersatz familiärer Hilfe durch professionelle Pflegekräfte — vor allem im institutionellen Bereich — auch den nötigen zwischenmenschlichen Beistand leisten kann.[17] Die Überlegung, ob die Betreuung durch professionell Pflegende auch ausreichend auf emotionale Bedürfnisse eingehen kann ist jedoch womöglich ohnehin schon obsolet: Aktuelle Berichte lassen eher vermuten, dass ob mangelnder Finanzierung teilweise nicht einmal mehr eine grundlegend menschenwürdigen Behandlung sichergestellt ist.

**4 |** Viertens können kleinräumige Netzwerke vieles, das in einem System einzelner Akteure eines großen Aufwands bedarf, ganz selbstverständlich leisten. Alte Menschen haben vor allem bei den *Instrumental Activities of Daily Living* (z.B. Kochen, Einkaufen, Wäschewaschen) deutlich früher Schwierigkeiten als bei Tätigkeiten, die einen tatsächlichen Pflegebedarf begründen (Essen, Körperpflege usw.).[18] Ein vielschichtiges Netzwerk aus Unterstützern kann Probleme bei der Alltagsbewältigung frühzeitig erkennen, punktuell genau dort Hilfe leisten, wo sie benötigt wird und bei größerem Unterstützungsbedarf professionelle Hilfe vermitteln.

13 Vgl. KDA 2005, 8.
14 Vgl. Kruse 2013, 37.
15 Vgl. KDA 2005, 8.
16 Vgl. ebda., 7.
17 Vgl. Netzwerk 2008, 29.
18 Vgl. Winkler/Pochobradsky/Wirl 2012, 21-24.



## NEUE GRUNDSÄTZE, NEUE STRATEGIEN

Vor diesem Szenario muss das Ziel sein (aus ökonomischer wie aus sozialpolitischer Sicht), **Netzwerke zu bilden, Vielfalt und Wahlmöglichkeiten zu fördern und gesellschaftliche Potentiale zu aktivieren**[19]:

*„Eigenverantwortung, gegenseitige Hilfe der älteren Menschen und zwischen den Generationen sowie Aktivierung sozialer Netze, die den Verlust familiärer Hilfepotenziale zumindest teilweise ausgleichen könnten.“*[20]

In der Literatur und zunehmend auch in der Praxis (wenn auch noch nicht so sehr in Österreich, sondern vor allem in der Schweiz , den Niederlanden und Deutschland) bildete sich im Lauf der letzten Jahre eine Sichweise heraus, nach der „gutes Wohnen“ nur dann gelingen kann, wenn der Privathaushalt, die gebaute Umwelt und das soziale Gefüge gemeinsam gedacht werden. Eine Studie des Deutschein Städte- und Gemeindebundes zeigte, dass schon 2012 viele Gemeinden quartiersbezogene Ansätze als wichtiges neues Handlungsfeld sehen, um „Ageing in place“ („Daheim alt werden“) möglich zu machen und darüber hinaus die Infrastruktur der Gemeinde zu erhalten, Versorgungssicherheit zu bieten, neue Netzwerke zu bilden, und durch diese auch generationenübergreifend die Gemeinschaft zu stärken.[21]

*„Pflegevermeidung, Rehabilitation und die Stärkung von Solidarität und Mitverantwortung in der Gesellschaft müssen im Namen einer robusten Alterspolitik in den Vordergrund rücken.“*[22]

In Gesprächen mit ExpertInnen verschiedener Bereiche (Sozialplanung, Architektur, Heimleitung) konnte ich eine gewisse Bereitschaft feststellen, auch hierzulande solche Organisationsformen als möglichen Weg für die Zukunft zu sehen.[23]

## QUARTIERSBEZOGENE MASSNAHMEN – SOZIAL UND BAULICH

Quartiersbezogene Konzepte sind immer (in unterschiedlichem Ausmaß) eine Kombination sozialer und baulicher Maßnahmen,[24] stets vor dem Grundgedanken:

Überlastung, Spardiktat, Scheinselbstständigkeit bei der 24-Stunden-Betreuung und so weiter und so fort.“ Dadurch sinke nicht nur die Qualität der Pflege, sondern auch die Auswirkungen auf die Beschäftigten seien enorm.“ (...) Die Kollegen würden jeden Tag versuchen, die fehlenden Ressourcen mit Höchstleistungen auszugleichen, „aber jetzt ist der Punkt erreicht, wo es einfach nicht mehr geht“.*

* APA: Missstände in Pflegeheimen. Ruf nach strengeren Kontrollen, 4.5.2017, derstandard.at/2000056982699/Missstaende-in-Pflegeheimen-Ruf-nach-strengeren-Kontrollen, 15.7.2017

„Anders als in den Niederlanden oder in Deutschland ist in Österreich das Thema quartiersbezogene Stadtentwicklung auf Bundesebene nicht verankert. Wohnbauforschung und -förderung gehören zum Kompetenzbereich der einzelnen Bundesländer. Es gibt daher auch keine nationalen Förderungsprogramme, die eine integrierte und quartiersbezogene Stadtteilentwicklung unterstützen.“*

* Feuerstein 2008, 141.

19 Vgl. KDA 2005, 7.
20 KDA, 2005, 7.
21 Vgl. Van Wezemael 2014, 215.
22 Ebda., 215.
23 Vgl. Interviews mit Brigitte Wiesinger, MSc. (Heimleiterin), DI Christoph Gärtner (Architekt), Maria Gabriele Kerschhuber (SHV).
24 Vgl. Feuerstein 2008, 131.

*„...die bestehende Versorgungslogik [zu] ändern, indem präventive Leistungen, Selbst- und Nachbarschaftshilfe sowie Kooperationen der Akteure honoriert werden.“*[25]

Neue bzw. verstärkte Formen der Zusammenarbeit und Nachbarschaftshilfe können am ehesten in einem vertrauten Umfeld, ausgehend von bereits bestehenden Netzwerken, organisiert werden.[26] Deshalb ist das Erkennen und Wertschätzen bereits **vorhandener (Unterstützungs-)Strukturen** sehr wichtig. Ebenso soll auch der bauliche Bestand, sensibel umgenützt und weiterentwickelt werden.[27]

### Wohnformen und Wohnumfeld

Das Ermöglichen des Verbleibs in der angestammten Umgebung und so weit als möglich in der **eigenen Wohnung** steht im Zentrum. Wer Hilfe im Alltag oder Pflege benötigt, soll eben nicht gleich auf Sonderwohnformen angewiesen sein, sondern Unterstützung in der eigenen Wohnung in Anspruch nehmen können.[28] Bestehende Wohnungen werden baulich adaptiert und in ein enges Netz aus treffsicheren alltäglichen und pflegerischen Untertützungsleistungen eingebunden. Neubauten forcieren die Errichtung „lebenslaufbeständiger“ Wohnungen (welche „mit dem Bewohner altern“ können und in ihrer Organisation, Größe oder Einrichtung auf neue Bedürfnisse reagieren können) und Wohngebäude (welche zum Beispiel die Möglichkeit vorsehen, bei Bedarf eine Pflegewohngruppe in das Gebäude zu integrieren). Eine Bandbreite **unterschiedlicher Wohnformen** bietet Wahlfreiheit.[29]

Gemeinschaftsräume und Treffpunkte sind möglichst in die alltäglichen Abläufe eingebunden und fördern **Begegnungen und Erfahrungsaustausch.**[30]

### Integration durch Partizipation

Wichtig für ein quartiersorientiertes Konzept ist eine gut aufgestellte Basis an niederschwelliger Unterstützung. Sie erzielt vor allem **präventive Effekte** und kann so eine umfassendere Pflegebedürftigkeit hinauszögern oder verhindern.[31] Dazu zählen vor allem früh ansetzende Alltagshilfen, koordinierende Beratung und Information (über baulichen Maßnahmen in der eigenen Wohnung, alternative Wohnmöglichkeiten, Unterstützungs- und Pflegeangebote, soziale Angebote im Quartier,...) und die **soziale Inklusion**, die besonders bei Älteren erwiesenermaßen erheblich zur Lebenszufriedenheit beiträgt.[32] Deshalb betont das österreichische Sozialministerium die Wichtigkeit des „Aktiven Alterns“ (freiwilliges Engagement im persönlichen Umfeld): Zum einen, weil Hilfe für andere auch Hilfe für einen selbst bedeutet. „Soziale Partizipation und soziale Hilfetätigkeit [sind, Anm.] eng mit Gesundheit und Wohlbefinden verbunden.“[33] Zum anderen verfügt die Gruppe der Älteren über ein enormes Potential, sich in der Gemeinschaft zu engagieren und auch selbst Unterstützung zu leisten (was entweder zwar bereits geschieht, aber noch nicht genügend wertgeschätzt wird, oder noch gefördert werden kann). **Gelungene soziale Inklusion kann nur auf Teilhabe und Wertschätzung beruhen.**[34]

„DIE HEUTIGE GESELLSCHAFT (NICHT DIE WIRTSCHAFT) IST SO SOZIAL WIE ALLE DAVOR, SIE SUCHT NUR NACH NEUEN FORMEN.“* (Arch. Roland Gnaiger)

* Gnaiger 2007, 14.

**Das Miteinander der Generationen und Bevölkerungsgruppen** wird aktiv gefördert. Von generationenübergreifendem Zusammenhalt und dem Austausch von Wissen, Erfahrung, Unterstützung und Kommunikation profitieren Menschen aller Altersgruppen.[35] Deshalb werden die Älteren keineswegs als „Empfänger von Maßnahmen“ betrachtet, sondern vielmehr als eine der treibenden Kräfte für das Zusammenleben im Wohnumfeld.[36]

Solidarität, Selbst- und Nachbarschaftshilfe können koordiniert und unterstützt werden, basieren aber stets auf Freiwilligkeit und sollten daher nicht überstrapaziert werden: „Er [der Quartiersansatz, Anm.] versucht **soziale Komplexität** herzustellen, ohne nachbarschaftliche Beziehungen zu idealisieren.“[37]

Aus diesem Grund ist es wichtig, dass die Freiwilligenarbeit gemeinsam mit den bestehenden und neuen Altenhilfestrukturen zu einem **dichten Netz** an mobilen und stationären Diensten wird. Die extistierenden Altenhilfestrukturen werden umorganisiert: Die Versorgung mit Wohnen, Betreuung und Pflege wird direkt in das Quartier verlagert,[38] denn kleinräumige, quartiersorientierte Konzepte können am besten auf die Bedürfnisse vor Ort reagieren und neben den professionellen Diensten auch gegenseitige Hilfeleistungen einbeziehen.[39] Manche Einrichtungen (wie etwa das betreubare Wohnen) eignen sich vom Konzept her bereits sehr gut für eine integrierte Funktionsweise, die Alten- und Pflegeheime müssen grundlegender

25 Netzwerk 2008, 16.
26 Vgl. Feuerstein 2008, 131.
27 Vgl. ebda., 147.
28 Vgl. Netzwerk 2008, 22.
29 Vgl. Feuerstein 2008, 147.
30 Vgl. ebda., 161.
31 Vgl. KDA 2005, 12.
32 Vgl. Sozialministerium 2013, 11.
33 Ebda., 10.
34 Vgl. ebda., 10.
35 Vgl. Feddersen/Lüdtke 2009, 1.
36 Vgl. Sozialministerium 2013, 28.
37 Feuerstein 2008, 147.
38 Vgl. KDA 2005, 11.
39 Vgl. ebda., 11.

umstrukturiert werden[40], um ein netzwerkartiges Zusammenwirken aller Akteure zu ermöglichen.

Von Ort zu Ort unterscheiden sich die Voraussetzungen stark und daher werden auch sehr unterschiedliche Netzwerke entstehen. Generell gilt: Je besser diese den Strukturen des Quartiers angepasst sind, desto besser gelingt die Einbindung in ebenjenes.[41]

## GEMEINSCHAFTSRÄUME: EINER FÜR ALLE!

Räume und Anlässe für Begegnungen und Austausch sind ein wirksames Mittel, wie Gemeinden den sozialen Zusammenhalt stärken können. Gemeinschaftsräume können als Bindeglied zwischen einzelnen Wohneinheiten fungieren und wirken deshalb **systembildend**: Sie lassen Interaktion entstehen und fördern Aneignungsprozesse. Wer sich nicht nur in seiner Wohnung zuhause fühlt, sondern auch im persönlichen Wohnumfeld, ist **emotional ortsverbundener**. Die Aneignung von Räumen — durch die Nutzung von Gemeischaftsbereichen, das Knüpfen von Beziehungen zu Nachbarn, die Teilnahme an Veranstaltungen, etc. — fördert das Heimatgefühl, was wiederum die Wohnzufriedenheit steigert und ein größeres Verantwortungsgefühl für das eigene Wohnumfeld erzeugt.[42] Nicht nur die Wohnung, sondern auch die Umgebung sollen ein integraler Bestandteil des alltäglichen Lebens sein.[43]

Viele Wohnprojekte — gerade die gemeinschaftsorientierten — verfügen über hausinterne Räume, die von den Bewohnern gemeinschaflich genutzt werden; im Sinne des Quartiersansatzes soll es im Folgenden aber vorranig um **quartiersbezogene Treffpunkte** gehen, die einer größeren Gruppe zur Verfügung stehen.

Sie sind auch eine wichtige Voraussetzung für die Freiwilligenarbeit: Einerseits, weil sie die Vernetzung fördern und Koordination ermöglichen,[44] andererseits werden hier **Hilfsbedürfnisse und Hilfepotentiale** entdeckt. Menschen unterschiedlicher Altersgruppen und Lebenssituationen tauschen sich aus, Hilfebedürftige und Helfende finden zueinander.

40 Vgl. Feuerstein 2008, 138.
41 Vgl. Netzwerk 2008, 24.
42 Vgl. Age Stiftung 2015, 10.
43 Vgl. ebda., 10.
44 Vgl. ebda., 43.



### EIN RAUM ALLEIN MACHT NOCH KEINE GEMEINSCHAFT

Ob und wie Gemeinschaftsräume angenommen werden, hängt vor allem von einer **sorgsamen Konzeption, von der Lage und der räumlichen Gestaltung** ab.

Die reine bauliche Maßnahme stiftet noch lange keinen sozialen Nutzen![45] Deswegen sollte die Planung eines solchen Raumes besonders gut durchdacht sein, damit dieser dann auch wirklich die gewünschte positive Wirkung auf die Gemeinde ausübt.

Wie gelungen ein Gemeinschaftsraum gestaltet ist, entscheidet auch, wie viel Betreuung er später braucht. Ein wohnpsychologisch gelungener Gemeinschaftsraum kann im Optimalfall weitgehend zum „Selbstläufer“ werden, während weniger gut konzipierte Räume eher auf kontinuierliche Betreuung und Moderation angewiesen sind (z.B. durch von der Gemeinde eingesetzte Sozialarbeiter oder Freiwillige).[46]

#### Die richtige Lage

Gemeinschaftsräume haben den schwierigen Balanceakt zu meistern, ungezwungene Kontaktaufnahmen herzustellen, ohne dass dabei unerwünschte Interaktionen aufgezwungen werden.[47] Die richtige Lage und der Kontext sind wichtige Grundvoraussetzungen für die gelungene Implementierung von Gemeinschaftsräumen.

Sie müssen gut zugänglich sein: Barrierefrei und an alltäglichen Wegen gelegen[48] — „am Weg“ und nicht „im Weg“! Jemand, dem gerade nicht nach Begegnung ist, sollte nicht gezwungen sein, eine Gemeinschaftszone zu durchqueren.[49] Im Sinne der sogenannten sozialen Kontrolle sollte auf eine gewisse visuelle Kontrollierbarkeit geachtet werden: Je öffentlicher ein Bereich zugänglich ist, desto besser muss er von außen einsehbar und im Inneren überblickbar sein.[50]

Abhängig von der Lage und der Nutzung eines Gemeinschaftsraumes wird es oft eine Nutzergruppe geben, die sich vorrangig für den Raum verantwortlich bzw. diesem zugehörig fühlt — die Bewohner des Hauses oder des Altenheims, in dessen Ergeschoß er liegt; der Verein, der dort regelmäßig Veranstaltungen organisiert... Daher sollte geregelt sein, wann, wie und von wem der Raum genutzt wird, damit sich niemand gestört oder als Eindringling fühlt.

45 Vgl. Ebner 2007, 21.
46 Vgl. Age Stiftung 2015, 10.
47 Vgl. ebda., 6.
48 Vgl. Feuerstein 2008, 146.
49 Vgl. Age Stiftung 2015, 6.
50 Vgl. ebda., 9.

Eine Backstube
Ein Tisch zum Kartenspielen
Eine Turnhalle
Ein Mittagstisch
Ein gemeinsamer Garten
Ein Lesekreis
Eine Eingangshalle
Ein Wintergarten
Ein Partyraum
Ein Reparatur-Café
Eine Spieleecke
Ein Festsaal
Ein Café
Eine Küche
Eine Bocciabahn
Ein Beratungsbüro
Eine Bücherei
Eine Cafeteria
Ein Lern-Café
Ein Deutsch-Kurs
Ein Fitnessraum
Ein Regionalladen
Ein Zeitschriftenständer
Eine Tagespflegestelle
Ein Musikzimmer
Eine Werkstatt
Eine Kirche
Ein Grillplatz
Ein Kino
Ein Kachelofen
Eine Bar
Eine Terrasse
Ein Gemüsebeet
...
Ein Vorplatz
Der Marktplatz
...
...
...
Ein Wartezimmer
Ein Hauseingang
Ein Treppenhaus
Eine Bushaltestelle
...
...
...
...
Ein Zebrastreifen?

## RÄUMLICHE GESTALTUNG UND AMBIENTE

Damit ein Gemeinschaftsbereich die Vorbeikommenden „anzieht“ und zum Betreten auffordert, muss er über eine **hohe Affordanz** — einen hohen Aufforderungscharakter — verfügen. Von außen sollte er zumindest teilweise einsehbar sein (abhängig von der Funktion gilt dies für die meisten Gemeinschaftsräume, nicht für alle),[51] damit ein Vorbeikommender spontan entscheiden kann, ob er den Raum betritt; vielleicht ist auch von außen schon eine Kontaktaufnahme mit den Anwesenden möglich.[52] In jedem Fall ist ein sozialer Interaktionsraum kein abgeschotteter Rückzugsort, sondern funktioniert eher nach dem Motto: „Sehen und gesehen werden“.[53]

Die räumliche Gestaltung bestimmt, wie einladend ein Ort wirkt. Im besten Fall zeichnet sich ein Gemeinschaftsraum vor allem durch eine tolle Aufenthaltsqualität aus. Ein angenehmes räumliches Ambiente fördert gute Gespräche und lädt zum längeren Verweilen und zum Wiederkommen ein. Natürlich gibt es für die Gestaltung eines Gemeinschaftsraumes kein Patentrezept — aber einen Grundsatz:

**„Man sollte von der Gemeinschaft ausgehen, nicht vom Raum.“**[54]

## FUNKTIONEN UND MÖGLICHKEITEN

Funktionierende Gemeinschaftsräume bieten einen bestimmten Anreiz:[55]

1 | **Besondere Qualitäten,** die man in der eigenen Wohnung nicht vorfindet — ein toller Ausblick, eine Terrasse, ein schöner Platz in der Sonne, ein Wintergarten,...

2 | **Eine spezielle Nutzung,** die vielleicht auch dann zum Aufenthalt einlädt, wenn (noch) niemand anders da ist — eine Bibliothek oder auch nur ein Zeitschriftenständer, eine Cafeteria, ein Garten, der gemeinsam gepflegt wird,...

3 | **Bestimmte Angebote** oder Veranstaltungen — ein Mittagstisch, eine wöchentliche Kaffeerunde, ein Reparatur-Café, eine Kleidertauschparty, gemeinsames Keksebacken,...

Es ist vorteilhaft, bereits im Vorhinein einige Nutzungsmöglichkeiten festzulegen; auch, wenn der Gemeinschaftsraum so konzipiert ist, dass weitere, nicht vordefinierte Nutzungen möglich sind. Anstelle einer völlig nutzungsneutralen Planung sollte der Raum lieber für einige Funktionen optimal gestaltet sein — so entgegnet man der Gefahr, dass er später für keine Nutzung wirklich gut geeignet ist.[56] **Multifunktionalität ≠ Nutzungsneutralität!**

Je größer der Raum, desto sinnvoller ist es, wenn er mit Raumteilern abgetrennt oder mit Möbeln in unterschiedliche Bereiche gegliedert werden kann.[57] Sind nur wenige Leute anwesend, kann ein zu großer Raum schnell ungemütlich wirken; außerdem ermöglicht eine Gliederung in verschiedene Zonen, dass mehrere Aktivitäten gleichzeitig stattfinden können — was oft eine zusätzliche Bereicherung ist.[58]

### Innen oder außen? Und wie viele?

Gemeinschaftsräume können ganz unterschiedliche Räume sein: Eine Erschließungszone, die so gestaltet ist, dass sie die spontane Kommunikation fördert; eine Grünfläche, die zu Interaktion einlädt; eine Cafeteria, wo sich Menschen aus der Nachbarschaft zum Mittagessen treffen,... Jedenfalls sind es Räume, in denen sich ganz unterschiedliche Menschen aufhalten. Kann ein Raum mehrere unterschiedliche Qualitäten bieten, erhöht das die Chancen, dass ihn möglichst viele als angenehm empfinden. Deshalb wäre eine Kombination aus Innen- und Außenraum (zum Beispiel durch eine Terrasse oder einen schönen Innenhof) besonders vorteilhaft - einfach, weil so noch mehr unterschiedliche Aufenthaltsqualitäten entstehen.[59]

Wieviele Gemeinschaftsräume ein Quartier benötigt, kann nicht zahlenmäßig definiert werden. Die Basis der Kommunikation — der tägliche Austausch — entsteht, ohne dass Menschen dafür bestimmte Räume aufsuchen: Am Gehsteig, im Hauseingang, im Stiegenhaus. **Warum also nicht alle Räume als Gemeinschaftsräume betrachten?**[60] Wenn jeder öffentliche oder halböffentliche Bereich dafür ausgelegt ist, dass dort Menschen miteinander in Kontakt treten, kann das einerseits den Bedarf an dezidiert als Gemeinschaftsraum bezeichneten Bereichen verringern, andererseits aber gleichzeitig die Nutzung der vorhandenen Gemeinschaftsräume intensivieren, weil der vermehrte Kontakt zur Teilnahme an gemeinsamen Aktivitäten anregt.

51 Vgl. Age Stiftung 2015, 6.
52 Vgl. ebda., 6.
53 Vgl. ebda., 7.
54 Ebda., 17.
55 Vgl. ebda., 7.
56 Vgl. Age Stiftung 2015, 8.
57 Vgl. ebda., 8.
58 Vgl. ebda., 8.
59 Vgl. ebda., 7.
60 Vgl. ebda., 19.

## AMTZELL: EIN QUARTIERSPROJEKT IM LÄNDLICHEN RAUM

Das Baden-Württembergische Amtzell, nicht weit vom Bodensee entfernt, ist eine kleine ländliche Gemeinde mit ca. 3.500 Einwohnern (Stand 2006), von denen die Hälfte im Ortskern und der Rest (vorwiegend auf Höfen) verteilt im Gemeindegebiet lebt. Als Strategie gegen die Abwanderung entschloss sich die Gemeinde zu Beginn der 90er-Jahre, aktiv auf verbesserte Lebensbedingungen für alle Altersgruppen zu setzen (in den Bereichen familienfreundliche Kinderversorgung, alternative Schul- und Betreuungsangebote, Bereitstellung von Ausbildungsplätzen, Ausbau der Infrastruktur, selbstbestimmtes Wohnen für alle Generationen, bürgerschaftliches Engagement, Miteinander von Jung und Alt). Auslöser war die Übernahme des Amtzeller Pflegeheims durch die „Stiftung Liebenau", welche zeitgleich auch ein Konzept für eine intergenerative Wohnanlage mit vier Gebäuden direkt im Ortskern erarbeitete.[61]

### ORGANISATION AUF GEMEINDEEBENE

Gleichzeitig hat die Gemeinde ein lokales „Netzwerk für Jung und Alt" aufgebaut, organisiert durch den **„Arbeitskreis Dorfgemeinschaft"**, der die Funktion eines beratenden Ausschusses des Gemeinderates innehat. Im Arbeitskreis sind vertreten:[62]

- die Seniorengruppen
- die Vereine
- das Alten- und Pflegeheim
- das oben erwähnte Wohnprojekt
- die Kirchengemeinden
- die Kindergärten
- der Gemeinderat

Die Netzwerkpartner treffen sich im zweimonatigen Rythmus, abwechselnd in den Räumlichkeiten der verschiedenen beteiligten Gruppen. Durch die vernetzte Zusammenarbeit ensteht ein **System aus ehrenamtlichen und professionellen Angeboten.** Ohne Freiwilligenarbeit wäre das Netzwerk in dieser Form nicht möglich, deshalb wird diese auch besonders gefördert und wertgeschätzt (durch regelmäßige Schulungen und eine jährliche Dankesveranstaltung).

Bereits umgesetzte Initiativen des Netzwerks sind u.a.:[63]

- Ein Schulpädagoge wurde zur Unterstützung der Schüler und deren Einbindung in gemeinnützige Aufgaben eingestellt
- Im neu sanierten Altenheim wurden als Verbindung zum benachbarten Kindergarten ein Café und Aufenthaltsbereiche eingerichtet, um spontane Altenheimbesuche beim Bringen oder Holen der Kinder anzuregen
- Eine Babysitter-Vermittlung; eine Krabbelgruppe
- Ein Jugendkeller und ein „Mädchencafé"
- Besuchsdienste (Nachbarschaftshilfe)
- Eine Hospizgruppe bietet ebenfalls Besuchsdienste und Sterbebegleitung (zuhause oder im Altenheim) an
- Eine Demenzgruppe (aktivierendes Training einmal wöchentlich)

### ORGANISATION DES WOHNPROJEKTS

#### Rechtliche Rahmenbedingungen

Ein Grundlagenvertrag zwischen der Gemeinde und der Stiftung (Träger des Altenheims und der Wohnsiedlung) wurde geschlossen und legt die Kooperation und ihre Ziele fest; sozialräumliche und belegungsrechtliche Vorgaben wurden definiert. Gemeinsam wurde ein Sozialfonds eingerichtet. Von der Gemeinde wurde das Grundstück zur Verfügung gestellt, finanziert wurde das Projekt über den Verkauf der Eigentumswohnungen. Das Servicezentrum hat die Stiftung wie eine Wohnung käuflich erworben. Werden Wohnungen verkauft, haben erst die Gemeinde und dann die Stiftung ein Vorkaufsrecht. Die Stiftung ist für die Verwaltung der Wohnanlage, den Betrieb des Servicezentrums (die laufenden Betriebs- und die Gehaltskosten der Gemeinwesenarbeiterin werden aus den Zinserträgen des Fonds finanziert) und die Organisation der gemeinwesenorientierten Arbeit zuständig.[64]

#### Moderation durch die Gemeinwesenarbeiterin

Ein halbes Jahr vor der Fertigstellung begann mit der Organisation des Einzugs und der Wohnungsvergabe die Tätigkeit der für das Projekt sehr wichtigen Gemeinwesenarbeiterin (die selbst Amtzellerin ist und ausgebildete Sozialpädagogin). Sie hat ihr Büro im zentral in der Wohnanlage gelegenen „Servicezentrum", wo sich auch der Gemeinschaftsraum befindet.

Ihr Aufgabenbereich umfasst:[65]

- Organisation der Objektbetreuung: Diese Aufgaben (Hausmeisterdienste, Pflege der Grünanlagen,...) übernehmen die Bewohner selbst; gegen eine Aufwandsentschädigung. Das führt zu Kostenersparnis, einer hohen Identifikation der Bewohner mit ihrer Wohnanlage und

61 Vgl. Netzwerk 2008, 75f.
62 Vgl. ebda., 83.
63 Vgl. ebda., 82f.
64 Vgl. Netzwerk 2008, 92f.
65 Vgl. ebda., 87-89.

ist ein Zuverdienst für Mieter mit kleiner Pension oder wenig Einkommen.

- Vermittlung von Dienstleistungen von Bewohnern für Bewohner, ebenfalls gegen ein geringes Entgelt.
- Belegung der Wohnung und Vermittlung zwischen den Mietern und den Eigentümern der Wohnungen (Hauptsächlich Amtzeller, welche die Wohnungen als Kapitalanlage oder als Altersvorsorge erworben haben).
- Abhaltung von fixen Sprechstunden (Beratung der Mieter, Vermittlung von Pflegeleistungen u. dgl.).
- Vermietung des Gemeinschaftsraumes (kostenlos für interne Veranstaltungen, sonst gegen eine geringe Miete pro Tag, Nachmittag oder Abend).
- Förderung und Moderation von Bewohneraktivitäten (z.B. organisieren die BewohnerInnen in Eigeninitiative Gymnastiktrainings, Kinderbetreuung, Kaffeenachmittage, Feste,...).
- Vernetzung mit den Angeboten der Gemeinde: Die Gemeinwesenarbeiterin ist Mitglied des „Arbeitskreis Dorfgemeinschaft“
- Schulung von Ehrenamtlichen (v.a. Bewohner, die Pflegebedürftige unterstützen).
- Kooperation mit dem Alten- und Pflegeheim: Jedem Bewohner der Wohnanlage steht dort ohne Voranmeldung ein Platz zu. So entsteht ein wichtiger Spielraum: Wird ein Bewohner pflegebedürftig, kann immer zuerst die Pflege durch mobile Dienste und Freiwillige/Angehörige versucht werden, immer mit der Sicherheit, dass jederzeit ein Umzug ins Heim möglich ist.

### Nachbarschaftshilfe und Eigeninitiative

Ein unerwarteter Effekt des Projekts ist die sehr intensive nachbarschaftliche Begleitung von pflegebedürftig gewordenen Bewohnern. Die meisten der bereits verstorbenen Bewohner lebten bis zum Schluss in der eigenen Wohnung, sehr intensiv unterstützt von NachbarInnen. Dieses Engagement wurde von niemandem angeregt, sondern passiert auf Eigeninitiative der BewohnerInnen, wird aber von der Gemeinwesenarbeiterin moderiert (die etwa eingreift, wenn Überforderung droht) und passiert in Zusammenarbeit mit einem Pflegedienst und Nachbarschaftsvereinen. Als zusätzliche Besonderheit der Nachbarschaftshilfe entstand im Lauf der Zeit die sogenannte „Rollladenkontrolle“. Werden diese in einer Wohnung morgens nicht hochgezogen, fällt das den Nachbarn sofort auf und es wird nachgesehen, ob alles in Ordnung ist.[66]

66 Vgl. Netzwerk 2008, 86.

# Analyse

Referenzprojekte
Gastlichkeit
Waizenkirchen
Der Bestand

# Referenzprojekte

Zwei Wohnprojekte mit ähnlichen Voraussetzungen (Bauen im Altbestand) und Zielen (Zusammenhalt, gegenseitige Hilfe und Vernetzung mit dem Umfeld).





ABB. 8 Mitdafinerhus. Ehem. Wirtschaftstrakt mit neuer Lärchenschalung
ABB. 9 Mitdafinerhus. Ehem. Wohntrakt mit erhaltener Schindelfassade

Zwei Projekte in einem Kontext, der unterschiedlicher fast nicht sein könnte: Das eine in zentraler Innenstadtlage, das andere im 400-Einwohner-Bergdorf. Einmal Fachwerkbau, einmal Rheintalhof - beides alte Häuser, die beweisen: Bauen im Bestand und altersgerechtes Wohnen ist kein Widerspruch!

Gemeinsam ist den beiden Projekten auch, dass beide auf eine feste Verankerung in ihrem sozialen Umfeld setzen. Dahinter steht die Erkenntnis, dass die Gemeinschaft der Schlüssel ist, um möglichst lange selbstständig leben zu können.

## BESONDERE BAUKULTUR: ZWISCHENWASSER (VLBG.)

Gegen viel Widerstand setzte Bürgermeister Josef Mathis schon Anfang der 80er Jahre eine Totalumkehr in der Raumordnung durch: Große Baulandflächen außerhalb der Ortszentren (die Gemeinde Zwischenwasser besteht aus drei Ortschaften: Muntlix, Batschuns und Dafins) wurden rückgewidmet, um eine völlige Zersiedelung zu verhindern.

Die schwierige Durchsetzung der mutigen Entscheidung hat sich ausgezahlt und wird heute auch von der Bevölkerung wertgeschätzt: Die Gemeinde ist dadurch zu einem Musterbeispiel für eine besonders hochwertige und nachhaltige Baukultur geworden. Das funktioniert nur durch ein gutes Miteinander: Immer wieder entstanden Bürgerinitiativen, und gemeinschaftlich konnten Projekte realisiert werden, die sonst nicht möglich gewesen wären.

Im 400-Einwohner-Dorf Dafins haben die Bürger nicht nur gute Ideen, sondern sie nehmen deren Umsetzung oft auch selbst in die Hand: In Eigenarbeit restaurierte der Kulturverein die schon fast verfallene Fachwerkbrücke. Eine Bürgerinitiative konnte Neugründung und Neubau der 1972 geschlossenen Volksschule erreichen, und als aufgrund mangelnder Finanzierung Teile des Projekts gestrichen werden sollten, beteiligten sich über 50 Dafinser am Bau, um die Kosten zu reduzieren.

Diese Form von tatkräftiger Bürgerbeteiligung hat mittlerweile schon Tradition: Die alte Sennerei wurde von der Gemeinde gekauft und den Bürgern zur Verfügung gestellt; mit vereinten Kräften konnte ein Mehrzweckhaus mit Dorfladen (die Miete übernimmt die Gemeinde), Kinderspielgruppe, Kulturraum, Feuerwehrgarage und Notwohnung entstehen. Und damit der Erweiterungsbau für den Friedhof aus gestampftem Lehm errichtet werden konnte, ließen sich manche Bürger sogar karenzieren, um dann unter Anleitung von Martin Rauch auf der Baustelle zu stehen und Lehm zu mischen.[1]

1 Vgl. LandLuft 2012, 33-46.

### DATEN UND FAKTEN*

Objekt: Mitdafinerhus
Frühere Nutzungen: Bauernhof, Gasthaus, Ferienheim
Neue Nutzung: Wohnhaus mit 11 Wohneinheiten (je 42 m²), Gemeinschaftsküche und Garten
Ort: Lindenbodenweg 1, 6835 Dafins
Bauherr/Eigentümer: M.M. Liegenschaftsvermietungs-GmbH & Co KEG
Betreiber: Sozialzentrum Lebensraum Vorderland (Röthis)
Architektur: marte.marte Architekten
Planung: 03/2005-05/2006
Ausf.: 09/2005-06/2006
Grundstücksfl.: 1.891 m²
Nutzfläche: 620 m²

* Hagleitner 2016, 6.

„ES IST EIN HERZENSPROJEKT UND EIGENTLICH EIN LEBENSPROJEKT."*

* Johannes Ouschan, Mitinitiator des Mitdafinerhus, in: Hagleitner 2016, 5.

## DAS MITDAFINERHUS

Ganz ähnlich klingt auch die Entstehungsgeschichte des Alterswohnprojekts im Mitdafinerhus, das mitten in Dafins direkt gegenüber vom Dorfladen Sennerei liegt.

Das Gebäude, ein für die Gegend typischer Rheintalhof, war ganz ursprünglich ein Bauernhof gewesen, danach bis zum Zweiten Weltkrieg eine Gastwirtschaft und zuletzt wurde es als Ferienheim für Kinder genutzt. Als dies aufgrund des schlechten Zustands des Gebäudes nicht mehr möglich war, kauften sechs Dafinser Bürger, darunter auch Architekt Stefan Marte, gemeinsam das Haus, um den drohenden Leerstand und Verfall zu verhindern. Die Initiatoren waren sich einig: Im Mitdafinerhaus sollte eine Nutzung Platz finden, **„die auch positiv zum Dorfleben beitragen kann."**[2]

### Von der Idee zur Umsetzung

Ein inhaltliches Konzept für eine gemeinschaftliche Alterswohnform wurde entwickelt, ein Partner für die organisatorische und pflegerische Betreuung gesucht und Gemeinden und Land als Fördergeber überzeugt. Im Haus gibt es nun 11 Wohnungen zu je 42 m². Ausgestattet sind sie alle gleich, aber weil sie genau in den Bestand eingepasst wurden, sind alle Wohnungsgrundrisse unterschiedlich. Ergänzt werden die individuellen Wohnungen durch eine Gemeinschaftsküche, Lagerräume und einen Garten mit Terrasse, Gemüsebeeten, „Flanierbereich" und großer Laube, die im Sommer den Wohnbereich erweitert. Im Eingangsbereich ermöglicht ein Fenster die direkte Sichtbeziehung zum Gemeinschaftsraum, damit man im Vorbeigehen gleich sieht, ob dort gerade etwas los ist.[3]

Der Einbau des Lifts für die barrierefreie Erschließung war eine Herausforderung, da er eines aufwändigen Felsaushubs im Keller bedurfte. Mit dem Bestand ging man ansonsten so behutsam wie möglich um: **Alles was erhalten werden konnte, blieb bestehen.** Vor allem der talseitig Richtung Süden orientierte Wohntrakt des alten Bauernhofs war noch in gutem Zustand. Die Schindelfassade konnte gereinigt und erhalten werden. Der bergseitige Teil, wo früher Stall und Heuboden waren, musste statisch verstärkt werden und erhielt eine neue Fassade.[4]

### Quartiersprojekt

Die Anfangsphase soll etwas zögerlich gewesen sein, aber seither erhält das Mitdafinerhaus großen Zuspruch: Alle Wohnungen sind belegt, die elf BewohnerInnen sind 35 bis 83 Jahre alt.[5] Das Sozialzentrum Vorderlandhus (Röthis) sorgt für die Moderation der lebendigen Wohngemeinschaft im Haus und den Austausch mit dem Dorf, doch der findet auch so ganz selbstverständlich statt: Am gemeinsamen Kochen und Essen jeden Donnerstag nehmen auch Freunde und Nachbarn teil und direkt gegenüber vom Mitdafinerhaus liegt der Dorfladen Sennerei (s. oben), wo eingekauft, gefrühstückt und mit den Dorfbewohnern getratscht werden kann.[6]

Das Quartier ist im Fall von Dafins ein 400-Seelen-Dorf, trotzdem ist das Mitdafinerhus sozusagen ein Musterbeispiel für ein quartiersbezogenes Alterswohnprojekt: Gemeinschaftlich initiiert und umgesetzt von einem Netzwerk, das verschiedene private und öffentliche Akteure (Bürgerinitiative, Land, Gemeinden, Dorfgemeinschaft, Sozialzentrum) einbindet. Es konnte dadurch optimal auf den lokalen Bedarf und die Wünsche der Bürger zugeschnitten und voll in den Ort Dafins integriert werden. Das und nicht zuletzt auch, dass es sich um die Umnutzung eines Bestandsgebäude handelt, sorgt für eine besondere Zustimmung und Identifikation mit dem Haus.

„VORBILDWIRKUNG: WAS ALLES MÖGLICH IST, WENN VIELE MENSCHEN GEMEINSAME ZIELE ENTWICKELN UND SIE SCHIESSLICH UMSETZEN, MIT RELATIV WENIG FINANZIELLEM AUFWAND UND VIEL PERSÖNLICHEM ENGAGEMENT."*

* Stefan Marte, in: Hagleitner 2016, 7.

„DORT, WO ICH JETZT SCHLAFE, HABE ICH ALS KIND IM SCHOPF GESCHAUKELT", ERZÄHLT BEWOHNERIN RENATE.*

* Hagleitner 2016, 6.



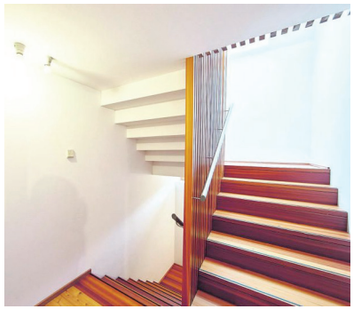


ABB. 10 Vom Eingangsbereich blickt man in die Gemeinschaftsküche
ABB. 11 Treppenhaus



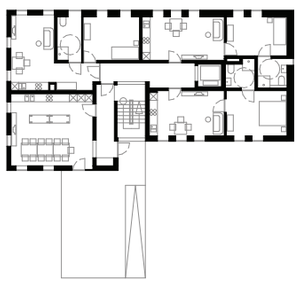



ABB. 12 Terrasse und Eingangsbereich
ABB. 13 Grundriss EG M 1:500

2 Stefan Marte, in: Hagleitner 2016, 7.
3 Vgl. Hagleitner 2016, 6.
4 Vgl. Hagleitner 2016, 6.
5 Vgl. Hagleitner 2016, 6.
6 Vgl. Partsch 2016, 29.





ABB. 14 Neue und alte Haustüre; davor Sitzbank und Brunnen
ABB. 15 Der Neubau interpretiert Form und Proportion des Bestands

## STADTSTRUKTUR WEITER WEBEN: GEMEINSAMES WOHNEN AM KOLPINGPLATZ

Das Gebäude gehört zu den ältesten in Bregenz: Teile des denkmalgeschützten Fachwerksbaus aus Gotik und Renaissance datierte die Bauforschung ins Jahr 1446.[1]

Edelsitz, Haus des Stadtschreibers, Mesnerhaus (direkt gegenüber liegt die Herz-Jesu-Kirche) waren frühere Nutzungen; zuletzt war das Haus schon sehr desolat und beherbergte Substandardwohnungen.[2]

> *„Am meisten Bewunderung löst aus, dass man aus einem fast verfallenen Haus so etwas Schönes machen kann.“*[3] *(Bertram Bolter, Geschäftsführer Kolping Bregenz)*

Der Bestand wurde saniert und umgebaut, das Dach ausgebaut und ein monolithischer Neubau aus sandgestrahltem Sichtbeton hinzugefügt, der Form und Merkmale des Bestands aufnimmt bzw. neu interpretiert.[4] Es scheint, als würde er das Doppelhaus vervollständigen — fast so, als hätte vorher ein Teil gefehlt. Materialwahl, verzogene Form und die unregelmäßig gesetzten Fensteröffnungen mit tiefen Laibungen begründen die Architekten Wimmer-Armellini so: „Mittelalterliche Gebäude haben keine rechten Winkel und nur wenige Materialien: Kalkputz und Fenster.“[5]

Die Verbindung zwischen den beiden Haushälften stellt ein gläsernes Foyer her, das auch als Übergang zwischen den Obergeschoßen fungiert und gleichzeitig den Außenraum in einen urbanen Platz und eine ruhige Hofseite gliedert.

### Erhalten und zeitgemäß ergänzen

Bei Sanierung und Umbau des Bestandes versuchten die Architekten, bei den Materialien zu bleiben, die sie im Haus vorfanden. Die Obergeschoße sind Holzkonstruktionen, hier kamen Holz und Leichtbauwände zum Einsatz. In den gemauerten Teilen des Hauses wurde das Mauerwerk beibehalten und mit Kalkputz verputzt.

Die Zwischenräume des Sichtdachstuhls wurden gedämmt und kupferverkleidete Gaupen sorgen für Belichtung. Wert wurde auf die Erhaltung charakteristischer Elemente gelegt: Ein rundes Fenster unter dem Giebel, Schießscharten, die von einer bewegten Vergangenheit erzählen, eine barocke Stuckdecke aus der Spätrenaissance. Eine alte Holzkassettendecke

1 Marboe 2017, 86.
2 Vgl. vai: Gemeinsames Wohnen am Kolpingplatz, 15.12.2016, https://www.nextroom.at/building.php?id=37750, 20.11.2017
3 Marboe 2017, 89.
4 Vgl. ebda., 86.
5 Ebda., 89.

DATEN UND FAKTEN*

Objekt: Gemeinsames Wohnen am Kolpingplatz
Neue Nutzung: Wohnhaus mit 11 Wohneinheiten (27-49 m²), Gemeinschaftsküche, Mehrzweckraum, Außenräumen
Ort: Kolpingplatz 3, 6900 Bregenz
Bauherr/Eigentümer: Kolpingfamilie Bregenz
Betreiber: Kolping Bregenz
Architektur: Architekten Wimmer-Armellini
Planung: 03/2011-02/2016
Ausf.: 03/2015-05/2016
Grundstücksfl.: 579 m²
Nutzfläche: 665 m²

* Marboe, Isabella: Starkes Doppel, 30.4.2016, http://www.vol.at/starkes-doppel/4705445, 20.11.2017

„WIR HABEN WIRKLICH MIT DEM SCHUHLÖFFEL NOCH ALLES REINGEZIRKELT UND DIE MÖBLIERUNG BIS INS DETAIL MITGEPLANT.“*

* Wimmer-Armellini Architekten, in: Marboe, Isabella: Starkes Doppel, 30.4.2016, http://www.vol.at/starkes-doppel/4705445, 20.11.2017

ABB. 16 Ansichten



ABB. 17 Grundriss Erdgeschoß

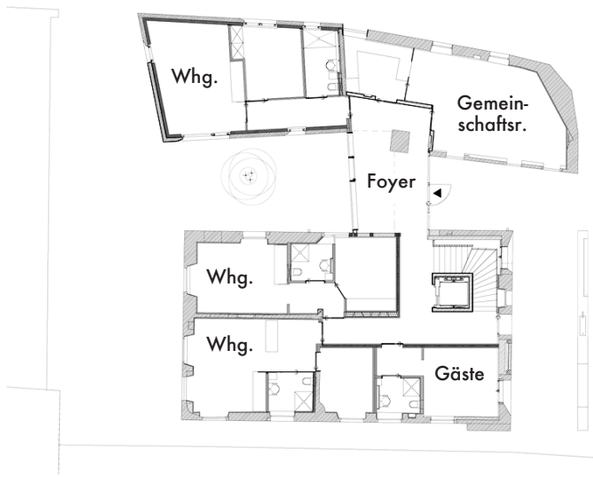
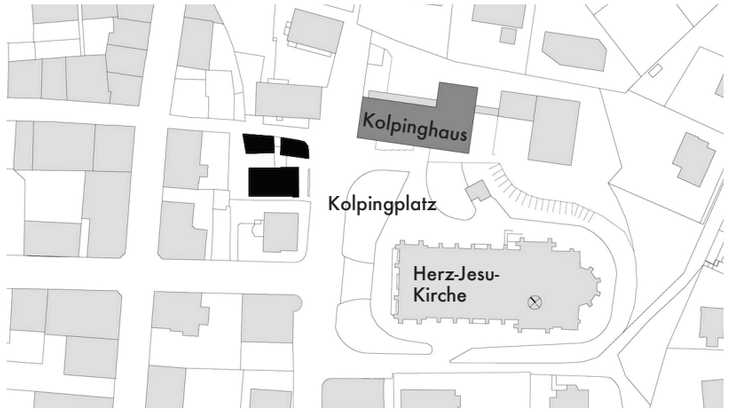



ABB. 18 Lageplan Kolpingplatz




wurde restauriert und im Mehrzwecksaal wieder eingebaut.[6] Dort wo aber Neues nötig war, wird dieses nicht kaschiert oder versteckt: Eine neue Haustüre sitzt direkt neben dem steinernen Bogen des ehemaligen Eingangs, der zwar noch an der Fassade ablesbar ist, dessen Öffnung aber zugemauert wurde. Denn dahinter liegt nun die gern genützte Gästewohnung. Eine neue Treppe windet sich um den Lift. Dieser machte den Einzug eines Stahlträgers nötig, der sichtbar belassen wurde.

### Gemeinsames Wohnen

Es wurden elf barrierefreie Kleinwohnungen in den Bestand eingebaut, jeweils mit Kochnische und Bad. Die Wohnungen sind voll möbliert — alle Möbel wurden von den Architekten bereits mitgeplant, um den vorhandenen Platz optimal ausnutzen zu können. Jede Wohnung ist unterschiedlich, die Größen variieren zwischen 27 und 49m². Gemeinschaftlich genutzt werden die Gemeinschaftsküche, der Mehrzweck- und Gemeinschaftsraum für soziale, therapeutische und kulturelle Nutzungen (für Bewohner, aber auch Externe) und die Waschküche sowie die Außenräume:

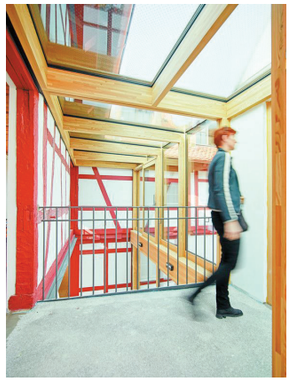
Der grüne Hinterhof lädt zum Entspannen in der Abendsonne ein, der zur Herz-Jesu-Kirche hin orientierte urbane Vorplatz zum Plausch auf der Sitzbank neben dem Brunnen.[7]

### Soziales Netzwerk

Hauptzielgruppe sind alte Menschen, die zum Beispiel gerade ihren Partner verloren haben; „die zu vereinsamen drohen, aber noch keiner Pflegestufe angehören (...) aber mit Anschluss an eine Hausgemeinschaft noch lange selbstständig leben können.“[8] Genauso richtet sich das Angebot aber auch an Studierende, Singles oder Paare mit geringem Einkommen. Eine Dreierkommission entscheidet über die Neuvergabe von Wohnungen. Die Nachfrage ist groß, alle Wohnungen sind belegt.[9]

Momentan sind die Mieter zwischen zwanzig und Mitte achtzig Jahre alt, die meisten sechzig plus.[10] Die Betreuung des Hauses übernimmt der Verein „Kolping Bregenz“, der schräg gegenüber auf der anderen Straßenseite sein Haupthaus (temporäres betreutes Wohnen für Menschen in Notlagen) betreibt. An diese „Kolpingfamilie“ finden die Mieter unkompliziert Anschluss, können den hier angebotenen Mittagstisch nützen, an Veranstaltungen teilnehmen oder Zusatzdienste wie Friseur, Massage oder Hilfe beim Putzen in Anspruch nehmen.[11]

6 Vgl. Marboe 2017, 86, 89.
7 Vgl. ebda., 86.
8 Bertram Bolter, Geschäftsführer Kolping Bregenz: Ebda., 89.
9 Vgl. Marboe, Isabella: Starkes Doppel, 30.4.2016, http://www.vol.at/starkes-doppel/4705445, 20.11.2017
10 Vgl. Marboe 2017, 89.
11 Vgl. Marboe, Isabella: Starkes Doppel, 30.4.2016, http://www.vol.at/starkes-doppel/4705445, 20.11.2017



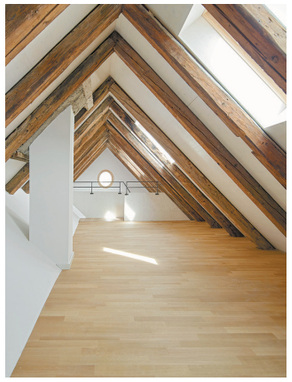






ABB. 19 Übergang innen
ABB. 20 Übergang und Foyer

ABB. 21 Guckloch und Sichtdachstuhl
ABB. 22 Hofsituation

# Gastlichkeit

Ob nun Konvention oder kulturelles Phänomen:
Zwischenmenschlich ist Gastlichkeit ein verbindendes
Element und stärkt die gesellschaftliche Vernetzung.

## GASTLICHKEIT

Gastlichkeit als kulturelle Dimension; nicht in der heute oft ökonomisierten Bedeutung (Gastgewerbe, Fluggast, Feriengast...).

Gastlichkeit ist keine Dienstleistung, sondern ein Konzept, das auf kooperativem Handeln und zwischenmenschlicher Interaktion beruht.*

* Vgl. Wierlacher 2011, 9.

Gastlichkeit — im Sinne von **Aufgeschlossenheit dem Anderen gegenüber, Begegnung von Fremdem und Eigenem, von Intimität und Öffentlichkeit**[1] — sei eine grundlegende Dimension menschlicher Kultur, ja sogar „die Kultur selbst", meint Jaques Derrida. Gastlichkeit mache im Grunde unser ganzes kulturelles Leben aus, weil dieses untrennbar und ständig mit einer Aufgeschlossenheit gegenüber anderen verbunden sei.[2] Das Wort *Gast* entstand durch eine Lautverschiebung aus dem lateinischen *hostis*, dem *Fremdling*. Im Französischen gibt es nur ein Wort — *hôte* — für *Gast* und *Gastgeber*. Treffend, denn Gastlichkeit ist eine kooperative Interaktion zweier Gleichberechtigter, die beide Erwartungen an den jeweils anderen haben.

Eng mit der Gastlichkeit ist der Begriff der **Geselligkeit** verbunden. Geselligkeit beschreibt im weitesten Sinne, wie Gruppen miteinander interagieren. Geselligkeit und Gastlichkeit sind immanente Bestandteile unserer Kultur, die ihren Ausdruck in Ritualen und alltäglichen Gewohnheiten finden. Wichtig sind dabei jene besonderen Orte, die der Geselligkeit Raum geben und so „*Gemeinschaft zu stiften vermögen*".[3]

Sie sind die Grundlage für eine Art von Beziehungen, die kollektives Handeln überhaupt erst ermöglicht. So entsteht das Sozialkapital einer Gemeinschaft. Im Idealfall sind in dieses lose Beziehungsnetzwerk alle gesellschaftlichen Schichten eingebunden.[4]

Am Land werden diese **Gastlichkeit stiftenden Orte** aber kontinuierlich weniger: Vom zunehmenden Leerstand sind nicht nur Geschäftslokale betroffen, sondern auch viele meist alteingesessene Gasthöfe.

In den ersten Gasthäusern vollzog sich Anfang des Mittelalters der Bedeutungswandel vom *ghosti-s*, dem Fremden oder sogar Feind, zum willkommenen Gast, als man begann, bewusst Gastlichkeit zu üben.*

* Vgl. Dücker 2011, 60.

Letztere waren traditionell immer wichtige Begegnungsorte: Sie waren nicht nur Bewirtungsstätten, sondern brachten ganz unterschiedliche Menschen in einer Gaststube zusammen und die verschiedensten Nutzungen unter einem Dach. **Heute fehlen solche Mischnutzungen – das schränkt die Kommunikation ein,** denn Unterschiedlichkeit wird immer weniger erfahrbar und dadurch nimmt das Verständnis für Andere ab.[5]

Viele traditionelle Ereignisse und Bräuche am Land werden nach wie vor mit viel Engagement gepflegt, meist handelt es sich dabei um Veranstaltungen bestimmter Gruppen. Es gibt jedoch zwei Arten von sozialem Kapital: **überbrückendes und verbindendes.**

1 Vgl. Parr 2011, 156.
2 Vgl. Liebsch 2011, 37.
3 Knox/Mayer 2009, 130.
4 Vgl. ebda., 133.
5 Vgl. ebda., 132.

Verbindende Orte oder Ereignisse stärken die Beziehung Gleichgesinnter, überbrückende stellen Verbindungen zwischen verschiedenen Gruppen her.[6]

**Wenn nun die geselligen Orte wie Gasthäuser und Nahversorger aussterben und Marktplätze zu Parkplätzen umfunktioniert sind, dann fehlen die überbrückenden Elemente und es besteht die Gefahr, dass Einzelne oder ganze Gruppen keine Möglichkeit mehr haben, an der Gemeinschaft teilzuhaben.**

## KULTUR

Geselligkeit ist eine wichtige Form von unausgesprochenem Wissen innerhalb einer Gemeinschaft.[7] Kulturelle Bräuche sind eng mit den sozialen Strukturen ländlicher Orte verknüpft und ein wichtiger Teil der Identität; durch gesellige Rituale werden sie vermittelt und weitergegeben.

Kunst und Kreativität können großes Potential haben: Als Anlass für Engagement und Zusammenarbeit, als Identitätsstifter und auch als Beitrag zur lokalen Wirtschaft. Einerseits trägt das Pflegen traditioneller Kunstformen und Bräuche zur Verankerung in der Gegenwart bei, andererseits kann Kunst zum sogenannten „place-maker" werden, wenn sich lokale Künstler mit den Werten eines Ortes auseinandersetzen. Die ganze Gemeinschaft profitiert, wenn sie mit Kreativität in Berührung kommt, Interessierte die Möglichkeit zur Teilhabe bekommen und **kulturelle Veranstaltungen das überbrückende soziale Kapital fördern.**[8]

## ESSEN

„VON ALLEM NUN, WAS DEN MENSCHEN GEMEINSAM IST, IST DAS GEMEINSAMSTE: DASS SIE ESSEN UND TRINKEN MÜSSEN."*

* Dücker 2011, 60 zit. n.: Simmel 2001, 140.

Essen und Trinken gehören zu den Grundbedürfnissen des Menschen und sind darunter die einzigen, die er bevorzugt in Gemeinschaft tut. Essen ist nicht nur Nahrungsaufnahme, sondern vielmehr ein „soziologisches Gebilde",[9] das einen festen gesellschaftlichen Sinn hat: Vor allem, um mit anderen in Kontakt zu sein:

*„Beim Essen kommen die Leut' zam."*[10]

Gemeinsames Essen verbindet, Gastgeber sein ist eine sinnstiftende Aufgabe und zwischenmenschliche Gastlichkeit stärkt soziale Netzwerke: Auf diesen Prinzipien bauen zahlreiche integrative Projekte auf. In der „Vollpension" in Wien dient *„Omas Speis' und Trank am Kuchltisch (...) als Kommunikations-Katalysator zwischen den Generationen, das Kuchen-Bakken als Einkommens- und Inklusionsmöglichkeit für SeniorInnen."*[11] Das Gastronomieunternehmen verfolgt neben wirtschaftlichen soziale Ziele: Die Förderung des Generationendialogs. Als Gast lässt man sich hier nicht nur bedienen, sondern es kann *„schon mal passieren, dass die Gäste zum Teil des Teams werden und gegen ein Stückerl Kuchen zum Besteck Polieren eingeteilt werden"*.[12] Denn: *„Nicht nur der Kunde ist König! Auch uns muss es gut gehen!"*[13]

Beispiele für Integrative Sozialunternehmen, die auf Kulinarisches und Gastlichkeit als Impulsgeber für Inklusion und gesellschaftlichen Zusammenhalt setzen, sind durchaus keine Seltenheit mehr; in Graz gibt es zum Beispiel das Café „paul@paradise" der Caritas für am Arbeitsmarkt Benachteiligte,[14] oder „das Lorenz", das sich als inklusives Restaurant versteht, wo Menschen mit und ohne Behinderung gleichberechtigt zusammenarbeiten.[15]

6 Vgl. Knox/Mayer 2009, 137.
7 Vgl. ebda., 129.
8 Vgl. ebda., 147.
9 Vgl. Fritz/Wagner 2015, 31.
10 Ebda., 31.
11 Vollpension Wien: Social Impact, o.A., http://www.vollpension.wien/socialimpact, 9.12.2017
12 Ebda.
13 Ebda.
14 Vgl. o.A.: https://www.caritas-steiermark.at/spenden-helfen/spenden/carla/gastronomie-kulinarisches/paulparadise, 9.12.2017
15 Vgl. o.A.: http://www.daslorenz.at/de/Ein_inklusives_Restaurant, 9.12.2017

# Waizenkirchen

Staat: Österreich, Bundesland: Oberösterreich, Politischer Bezirk:
Grieskirchen, Postleitzahl: 4730, Kfz-Kennzeichen: GR,
Fläche: 34,24 km², Koordinaten: 48°20‘N 13°51‘O,
Höhe: 367 m ü.A., Einwohner: 3.726 (1.1.2017)


Klein Mitel
Asha Fluss
DONAV FLVSS
Die Ilm Fluss
IHNN FLVSS
WELSER HAID
Gries Kirchen
Daxberg
Tolleth
Asperg
Hartheim
Ash
Haiding
Puechberg
Hatschbach
Tratnach fl. Wal
Waizen Kirch
Weidenholtz
Purgstal
Prugg
Purbach
Marspach
Wesenufer
Aschach
Ranna Fluss
Wolfsbach
Gallneukirchen
Trattenegg
Schlossberg
Madalena berg
Weinberg
Ober Gallspach
Mitter Gallspach
Unter Gallspach
Daxberg
Sant Maria Kirchen
Aspets Kirch
Pfarr Kirchen
Hochhaus
Altnhof
Carlspach
Gretnbach
Oberneistain
Sprinzenstain
Weixelstain
Enning
Perg
Rorbach
Grendorff
Mariatroft
Hettlea
Liechtnau
Haslach
Neidorff
Casten
Holaberg
Priesthaus
Am Ridl
Froschbach
Lichtenstain
Payrenreit
Hörberg
Sarlingsbach
S. Leinhart
Johnsthag
Streimasberg
Oberlembach
Orthstorff
Hetzndorff
Anreith
Im Thumb
Kronzagl
Schlag
Kandlschlag
Schloag
Vatterstetdorff
Minchhoff
S. Wolffgang
S. Oswald
Gros Mitel
Swa Kareith
Dimreit
Zwettlbach
Im Lulbach
Wagshaid
Kollerschlag
Peilstain
Oden Kirch
Witting hausen
S. Thoma
Gal Knstain
Lambach
Volkstorff
Römerstorff
Kirchberg
Grueb
Shallenberg
Stainbruch
Neyhaus
Niclas
S. Mirich
Niderwald Kirchen
S. Merten
Gattering
Gerling
Shenreiter
Ober walttee
Rottenberg
Landshaag
Per Kam
Geld Kirchen
Mildorf
Hofstein
Freidnham
Rotter Fluss
Haslach
Ottet
Wörth
Hartheim
Kaffen
Polsing
Kirchheim
Annaberg
Freyling
Gambach
Mistelbach
Puech Kirchen
Holzhausen
Starrein
S. Margreth
Strasshof
Shaurs
Shaurberg
Shaurberg
Shaurberg

## BEVÖLKERUNG, BEBAUUNG, BILDUNG

Um die 3.650 Einwohner zählt die Gemeinde, davon wohnt ca. ein Drittel im Markt selbst, der Rest verteilt auf 54 Ortschaften.[6]

Rund um den Marktplatz (rechteckig verzogene Form in 1:2-Proportion) stehen alte Bürgerhäuser, die Dächer traufständig zum Platz hin. Rund um den Markt gruppieren sich die Häuser in einer Vielzahl an Ortschaften, die alten Bauernhäuser sind vorwiegend die für die Gegend typische Hausrukker Vierseithöfe (Einspringer oder Doppeleinspringer).[7] Die meisten der ca. 350 landwirtschaftlichen Betriebe werden heute im Nebenerwerb geführt.

Landwirte werden in Waizenkirchen vor allem auch ausgebildet: Die hier ansässige Landwirtschaftliche Fach- und Berufsschule wird in Zukunft noch an Bedeutung gewinnen: Sie wird mit der Mistelbacher Fachschule zusammengelegt, ab 2022 entsteht ein Agrarbildungszentrum (mit Internat) für 350 Schüler.[8]

Weiters gibt es in Waizenkirchen einen Kindergarten (dessen baldige Vergrößerung aus Platzmangel ansteht), ein Schulzentrum mit Volks- und Neuer Mittelschule und eine Landesmusikschule.

## WIRTSCHAFT

Die Achse Waizenkirchen-Peuerbach-Neukirchen am Walde gehört zu den wichtigeren Wirtschaftszonen des Bezirks Grieskirchen. Zu den größeren Betrieben in Waizenkirchen zählen eine Großbäckerei (Fa. Guschlbauer), ein Aufzug-Hersteller (Weigl Lifte), ein Erzeuger von PVC-Rohren (Fa. Bauernfeind), die Isolena-Fabrik für Schafwolldämmstoffe und die Marktgemeinde selbst. Insgesamt gibt es an die 1.500 Arbeitsplätze innerhalb der Gemeinde, ein Großteil der rund 1.800 erwerbstätigen Waizenkirchner pendelt aber zum Arbeiten in die nahegelegenen Städte Grieskirchen, Wels, Eferding und Linz, während der Großteil der Einpendler vor allem aus der näheren Umgebung (anderen Gemeinden des Bezirks) kommt.[9]

Früher war Waizenkirchen für seine Viehmärkte bekannt: Der Schweinemarkt (seit 1686) galt einmal als der berühmteste in Oberösterreich; ab 1838 gab es auch einen Pferdemarkt.[10] Letzterer wird seit einigen Jahren wieder einmal jährlich abgehalten.

6 Vgl. Statistik Austria: Registerzählung vom 31.10.201. Bevölkerung nach Ortschaften, 31.7.2013, http://www.statistik.at/blickgem/rg3/g40831.pdf, 10.11.2017
7 Vgl. Hainisch 1958, 23.
8 Vgl. Oberösterreichische Nachrichten: Schul-Fusion bedeutet Aus für Fachschule in Mistelbach, 30.5.2017, http://www.nachrichten.at/oberoesterreich/Schul-Fusion-bedeutet-Aus-fuer-Fachschule-in-Mistelbach;art4,2582093, 10.11.2017
9 Vgl. Statistik Austria: Abgestimmte Erwerbsstatistik 2015. Erwerbspendler/-innen nach Pendelziel, 25.8.2017, http://www.statistik.at/blickgem/ae3/g40831.pdf, 10.11.2017
10 Vgl. Marktgemeinde Waizenkirchen: Geschichte Waizenkirchens, o.A., http://www.waizenkirchen.at/Freizeit_Kultur/Kultur/Unsere_Geschichte, 10.11.2017



## GMEIN, WAZZOS KIRCHE, MARKTERHEBUNG: EINE KURZE GESCHICHTE WAIZENKIRCHENS.

Die ältesten Hinweise auf die Besiedelung des Gemeindegebiets sind Spuren einer Pfahlbausiedlung (ca. 2.000 v. Chr.) und Funde von Steinäxten. Die Römer prägten die Kultur des Landes nachhaltig, eine Christianisierung erfolgte vermutlich nach Ende der römischen Herrschaft durch den ehemaligen röm. Offizier Hl. Severin.[1]

Die Gegend war damals noch fast vollständig bewaldet, mit vielfältigen Wald- und Holzarten (bis heute in zahlreichen Haus-, Orts- und Flurnamen erhalten).[2] Unter bayrischer Herrschaft (bis 788) wurde das Land nachhaltig beeinflusst.[3] Großgrundbesitzer vergaben ihre Ländereien an die s.g. „Hubmer“, welche diese dann v.a. durch Brandrodungen urbar machten und bewirtschafteten. Diese Hubmer waren es auch, die sich zu einer ersten Gemeinschaft verbanden — einer rein wirtschaftlichen Markgenossenschaft. Weil sie auch gemeinsames Eigentum verwalteten, lautete die erste überlieferte Bezeichnung des Dorfes „Gmein“ oder „Gmeinholz“.[4] Die hier errichtete hölzerne Seelsorgekirche (an der Stelle der heutigen Pfarrkirche) lässt darauf schließen, dass es sich um die größte Gemeinde der näheren Umgebung handelte. Auf die relativ frühe Errichtung der Kirche lässt ihr Name (Hl. Peter und Paul) schließen, denn Petrus-Patronizien gehören zu den ältesten des Landes.[5]

Die entscheidende Phase der Kolonisierung und Kultivierung fand wahrscheinlich Mitte des 9. Jahrhunderts statt, eine Dorfbildung gegen Ende desselben Jahrhunderts.[6]

„Wazenchirchen“ wird 1150 das erste Mal urkundlich erwähnt und setzt sich aus „Kirche“ und „Wazzo“ zusammen, wobei Letzterer ein Passauer Pfarrer war, der vermutlich die von den Awaren zerstörte erste Holzkirche als Steinbau wieder aufbauen ließ und während dessen Zeit Waizenkirchen das erste Mal als selbstständiger Pfarrort erwähnt wird.[7]

Aus dem hohen und späten Mittelalter sind wenig Nachrichten aus Waizenkirchen überliefert, da das Dorf ohne bedeutenden Herrschaftssitz war.[8]

Zur Zeit der Reformation fanden die Lehren Martin Luthers in Waizenkirchen schnell Eingang. Der Pfarrer Lienhart Kaiser wurde wegen der Verbreitung von Luthers Lehren verbrannt, worüber Luther selbst zwei Flug-

ORTSCHAFTEN*
Lindbruck: Lindenwald
Esthofen: Eschenwald
Weidenholz: In diesem Gebiet standen v.a. Weiden
Anrath: Kommt von „Erlenraith“ (sinngemäß: „Erlen ausroden“)
Eichet: Eichenwald
Buchet: Buchenwald
Gföredt: Föhrenwald

HAUSNAMEN*
Biritsch: Birkenwald
Erletmann, Erlenhumer, Jodl, Jodlhumer: Gehen allesamt auf einen früheren Erlenbestand zurück

* Vgl. Fleck 1992, 38.

1 Vgl. Fleck 1992, 37.
2 Vgl. ebda., 38.
3 Vgl. Pillwein 1837, 10.
4 Vgl. Fleck 1992, 40.
5 Vgl. ebda., 107.
6 Vgl. ebda., 41.
7 Vgl. Hainisch 1958, 355.
8 Vgl. Fleck 1992, 112.

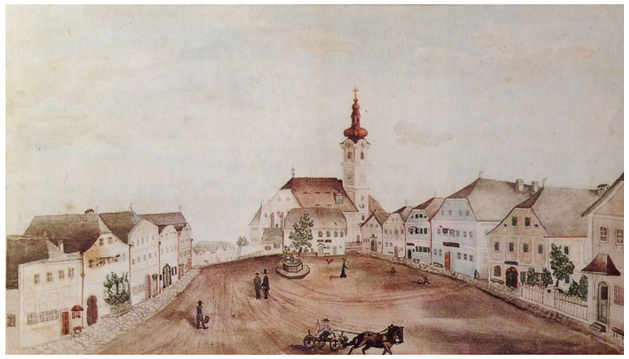


ABB. 24 Der Marktplatz gegen Ende des 19. Jh. – bevor die Dächer "umgedreht" wurden

schriften verfasste: *„Hystori oder das wahrhaftig Geschichte des Leydens und Sterbens Lienhart Kaiser's seligen, etwo Pfarrers zu Wayzenkirchen"*.[9]

Abschreckend wirkte diese Hinrichtung nicht, Waizenkirchen war ab 1550 bis zur Gegenreformation fast durchgehend evangelisch.[10]

Durch die verkehrstechnisch günstige Lage war Waizenkirchen zu Wohlstand gekommen. Ein Ansuchen auf Markterhebung scheiterte jedoch zuerst aufgrund der Nähe zu anderen Märkten. Als das Dorf 1592 nach einem schrecklichen Brand in einer Notlage war, erhob es Kaiser Rudolf II. am 11. Mai 1593 nach einem zweiten Ansuchen zum Markt.[11]

„Wir Rudolf der Andere, erwählter römischer Kaiser (...) bekennen öffentlich mit diesem Brief (...) seine Unterthanen des Fleckens Waizenkirchen in Unserem Erzherzogtum Österreich ob der Ens gelegen, unlängst verschienener Zeit mit einer unversehenen grossen Feuersbrungst in merklichen Schaden und Verderben gerathen wären. Damit ihnen nun daraus um so viel desto mehr geholfen werden möge (...) zu einem Markt zu erheben und denselben auch mit nachfolgenden unseren Freiheiten (...) zu versehen und zu begaben."*

* Aus: Fleck 1992, 18f.

In der Folgezeit ist Waizenkirchen von den Bauernaufständen und durch die grenznahe Lage auch von den Konflikten Österreichs mit Bayern stets betroffen. Im 18. Jahrhundert gibt es mehrere verheerende Brände, die Kirche wird vereinfacht und vergrößert in der heutigen Form wieder aufgebaut.

Die geographische Lage bringt nicht nur wirtschaftliche Vorteile: Immer wieder ziehen Soldaten durch Waizenkirchen, während der Franzosenkriege kommt es drei Mal zu Plünderungen und Verwüstung.[12]

Die zweite Hälfte des 19. und der Anfang des 20. Jahrhunderts brachten eine Reihe von Modernisierungen mit sich. Die ersten Petroleum-Straßenlaternen wurden in Betrieb genommen und eine Telegraphenstation errichtet. Einige schlimme Brände in den 1870er Jahren veränderten das Bild des Marktplatzes nachhaltig: Die Dachstühle der mittelalterlichen Giebelhäuser rund um den Platz waren abgebrannt und wurden traufständig neu errichtet. 1908 fährt der erste Zug von Waizenkirchen ab, die langersehnte Eisenbahnverbindung Linz-Peuerbach geht in Betrieb.[13]

Die Volkszählungen aus jener Zeit ergaben Folgendes:*
1881: 3.770
1891: 3.204
1901: 3.104
1911: 3.265
1920: 3.199
1933: 3.208

* Vgl. Fleck 1992, 57.

Erster und Zweiter Weltkrieg sowie die Zwischenkriegszeit verlaufen in Waizenkirchen im Großen und Ganzen wie überall in der Gegend. Einschneidend für die Waizenkirchner war die Auflösung des Bezirksgerichts und Steueramts, das seit 1848 bestanden hatte.[14] Die Amerikaner erreichen Waizenkirchen am 3. Mai 1945.[15] Ab den 1950er Jahren ist die größte Not überwunden und das Leben in der Marktgemeinde normalisiert sich wieder. In den Nachkriegsjahren bzw. -jahrzehnten werden zahlreiche neue Gebäude errichtet (Haupt- und Musikschule, Betriebe, Altenheim,...) und die Waizenkirchner erhalten Telefon- und Kanalanschlüsse.[16]

9 Vgl. Fleck 1992, 45f.
10 Vgl. ebda., 107.
11 Ebda., 17.
12 Vgl. ebda., 46-52.
13 Vgl. ebda., 58-60.
14 Vgl. ebda., 64.
15 Vgl. ebda., 72f.
16 Vgl. ebda., 88f.





ABB. 25 &
ABB. 26 lebens_bilder (Olivia Wimmer): Großformatige Bilder auf Waizenkirchens Häuserfassaden



## KULTURELLES LEBEN IN WAIZENKIRCHEN

VERANSTALTER — VERANSTALTUNGSORTE — – siehe auch Karte (nächste Seite)

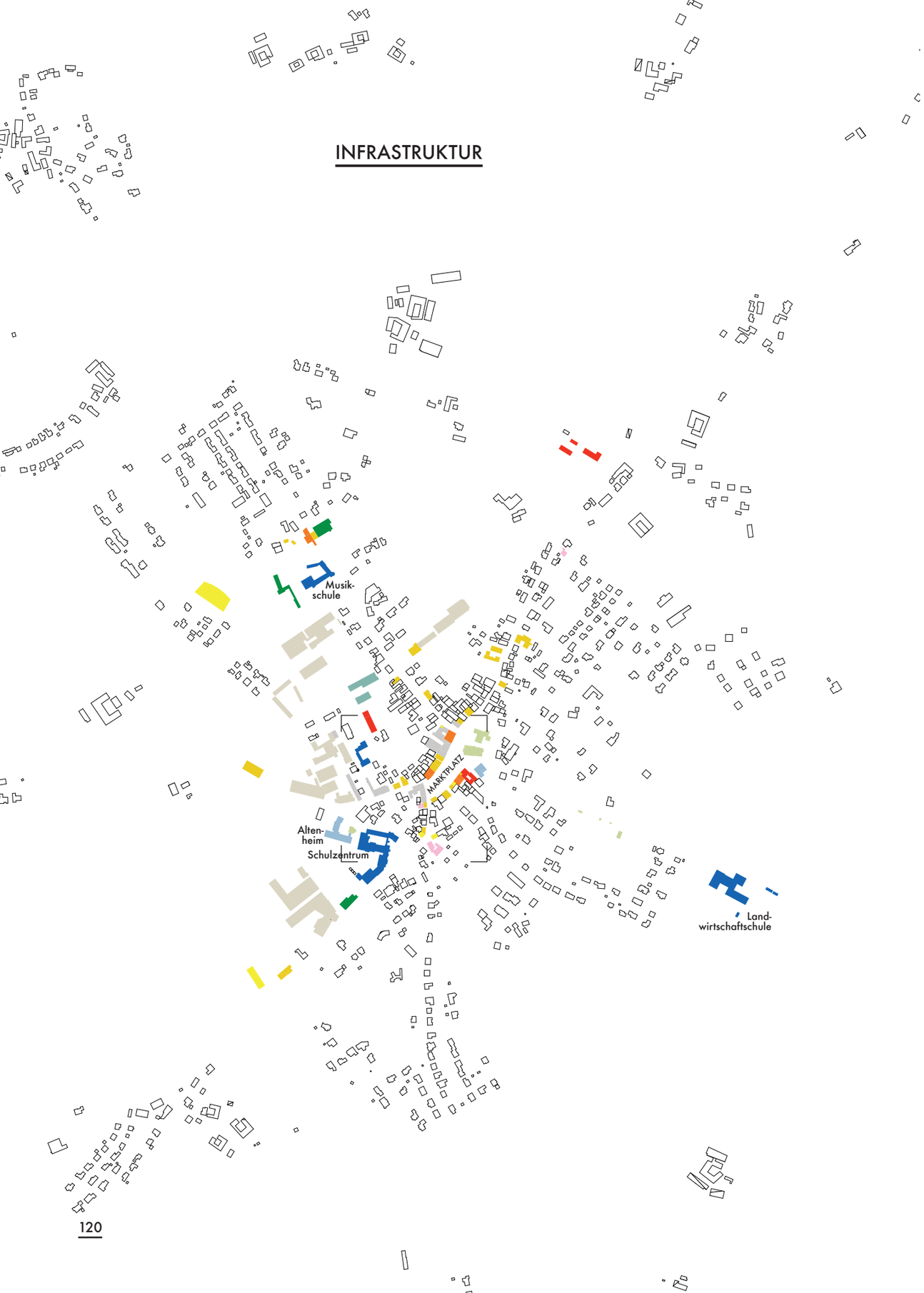
| Kunstschaffende | Schule/Musikschule | Politische Partei | Marktgemeinde | Pfarre | Verein | Wirtschaftstreibende | Privatperson(en) | HÄUFIGKEIT (zumindest 1x) jährlich/monatlich/wöchentlich/unregelmäßig | VERANSTALTUNG | Pfarrkirche | Pfarrsaal | Turnsaal NMS | Wasserschloss | Marktplatz | Freibad | Vortragssaal LMS | Landwirtschaftsschule | Künstleratelier | Gasthaus | Andere |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | | | ● | | | J | Vereinsbälle | | ● | | | | | | | | | |
| | | | | | ● | | | J | Kienzlchor-Konzerte | ● | | ● | | | | | | | | |
| | | | | ● | | | | U | Musicals: Laudate Kids | | ● | ● | | | | | | | | |
| | | | | | ● | | | J | Musikvereins-Konzerte | | | ● | | | | | | | | |
| | | | ● | | ● | ● | | U | Marktfest | | | | | ● | | | | | | |
| | | | | ● | | | | J | Pfarrfest | | ● | | | | | | | | | |
| | | | | | ● | | | J | Schlossadvent | | | | | | | | | | | |
| | | | | | | | | U | Adventmarkt am Marktplatz | | | | | ● | | | | | ● | |
| | | | | | | ● | | J | Gewerbeschau | | | | | | | | | | | ● |
| | | | | | ● | | | J | Kleintierausstellung | | | | ● | | | | | | | |
| | | | | | ● | | | J | Weinfest im Schloss | | | | ● | | | | | | | |
| | | | | | ● | | | J | Pflanzenbasar | | | | ● | | | | | | | |
| | | | | | ● | | | J | Mostkost „Most-Prost“ | | | | | | | | ● | | | |
| | | | | ● | | | | J | Pfarrflohmarkt | | ● | | | | | | | | | |
| | | | ● | | | | | J | Party im Freibad | | | | | | ● | | | | | |
| | | | | | ● | | | J | diverse Zeltfeste | | | | | | | | | | | ● |
| | | | | | ● | | | J | Maibaumkraxeln | | | | | ● | | | | | | |
| | | | | ● | ● | ● | | U | unterschiedliche Vorträge | | ● | | | | | | | | | |
| | | ● | | | | | | J | Tanzfest d. Landwirtschaftsschule | | ● | | | | | | ● | | | |
| | | ● | | | | | | J | Vortragsabende | | ● | | | | ● | | | | | |
| | | | | | ● | | | U | Faschingsumzug | | | | | ● | | | | | | |
| | | | | | | | | U | Kabarett | | ● | | | | | | | | | |
| | ● | | | | ● | ● | | U | Kunstausstellungen | | | | | ● | ● | | | ● | | |
| | | ● | | | | | | J | Sommerkino der Grünen | | | | | ● | | | | | | |
| | | ● | | | | | | J | Weinkost | | | | | | | | | | ● | |
| | | | | | | ● | | J | Filmvorführung | | | | | | | | | | ● | |

ABB. 27 Tabelle: Kulturelle Veranstaltungen in Waizenkirchen

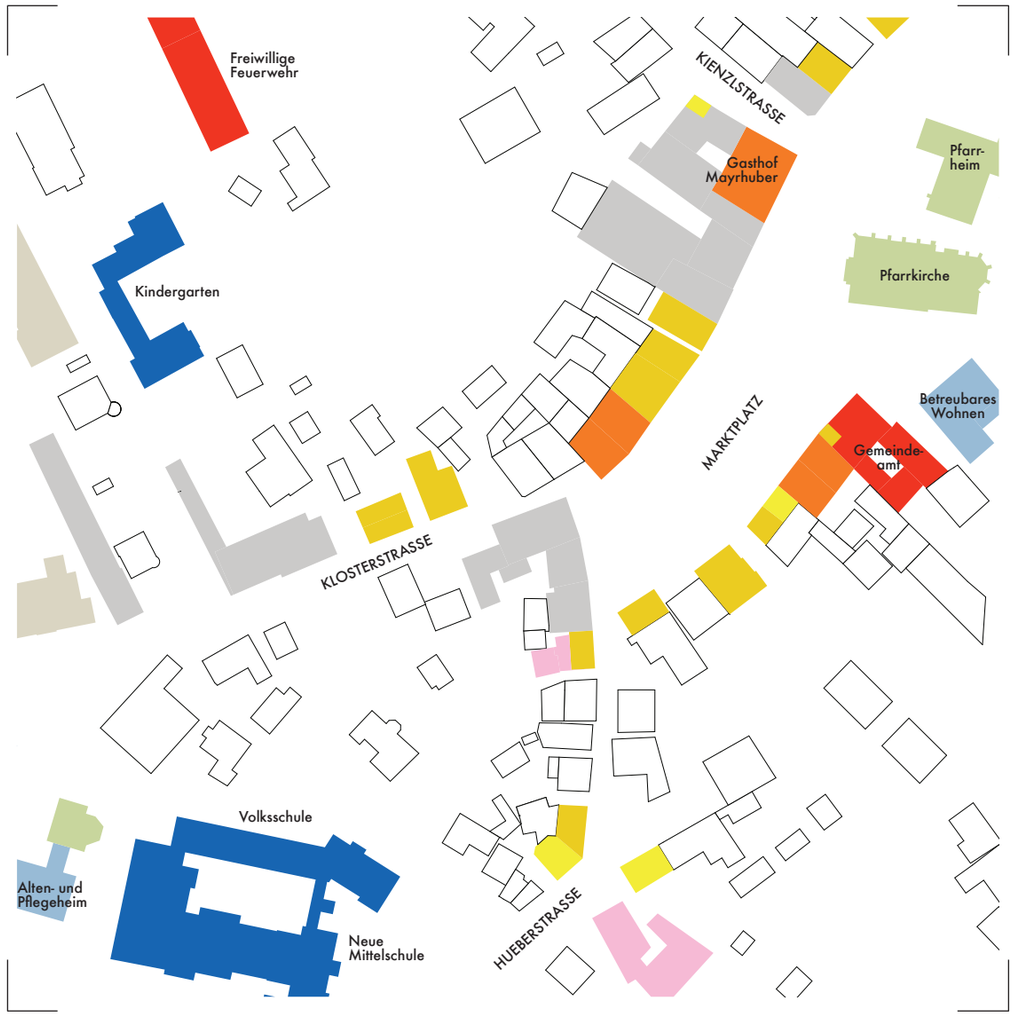
Die Tabelle stellt keinen Anspruch auf Vollständigkeit sondern greift nur einige Veranstaltungen repräsentativ für das kulturelle Leben in der Marktgemeinde heraus. Veranstalter sind besonders häufig die zahlreichen Waizenkirchner Vereine, aber auch die Pfarre und die Kaufmannschaft. Es handelt sich hauptsächlich um Ereignisse im Jahresrythmus, die meist im „institutionellen“ Rahmen stattfinden: Häufigste Veranstaltungsorte sind der Pfarrsaal und der Turnsaal der neuen Mittelschule. Als wirkliche kulturelle Location im eigentlichen Sinne ist noch am ehesten das Schloss Weidenholz, welches die Landesmusikschule beherbergt, zu erwähnen.

Bis 1972 hatte es in Waizenkirchen noch ein Kino gegeben, der Saal im Gasthof Mayrhuber war bis zu seiner Schließung 2008 ein wichtiger Veranstaltungsort (Konzerte, Faschingssitzung,...) gewesen und 2015 sperrte auch die einzige verbliebene Bar Waizenkirchens — das Musik-Café Canapé — zu.

# INFRASTRUKTUR






- Geschäft/Frisör/Bank
- Lebensmittelgeschäft
- Industriebetrieb
- Gasthaus/Imbiss
- Gemeindeamt/FF/ASZ/Bauhof
- Arzt
- Schule/Musikschule
- Sport/Verein/Freizeit
- Gebäude der Kirche
- Bahnhof
- Leerstand

ABB. 28 Lageplan
M 1:10.000

ABB. 29 Ausschnitt
M 1:2.000





ABB. 30 Speisesaal des Alten- und Pflegeheims
ABB. 31 Aufenthaltsraum am Stockwerk

# ALTENBETREUUNG UND ALTERSWOHNEN IN WAIZENKIRCHEN

## SPITAL, VERSORGUNGSHAUS, ALTEN- UND PFLEGEHEIM

Aus dem Jahr 1593 ist die Erwähnung eines Spitals in Waizenkirchen überliefert. Es war ein Armenhaus, das elf Bewohnern Platz bot. Das Gebäude existiert heute nicht mehr, aber eine Beschreibung ist überliefert: Ein jeder hatte seine eigene Stube mit einem Holzofen, die Bewohner kochten ihr Essen selbst. Das Spital war als Stiftung organisiert, finanziert durch Spenden der Bürger. Bei Hofübergaben war es üblich, gleichzeitig an das Spital zu spenden und in den Wirtshäusern waren Spendendosen „für die armen Leut im Spital“ aufgestellt. Täglich fünf Kreuzer, Brennholz, Medizin und Ärztekosten erhielten die Spitalsbewohner von der Stiftung. Erhalten ist die kleine Spitalskirche, die mit einem Verbindungsgang an das heutige Altenheim angebunden ist. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Spital umgebaut und die Vöcklabrucker Schulschwestern übernahmen den Betrieb. 20 bis 30 Pfleglinge wohnten in diesem Versorgungshaus, wie es bis zur Errichtung des heutigen Alten- und Pflegeheims genannt wurde. Dieses wurde 1968 von 70 Bewohnern bezogen. 1992-1995 wurde nochmals um- und ein Trakt angebaut. „nach neuesten Erfahrungen“, wie in der Marktchronik berichtet wird.[1] Dennoch ist der Betrieb des Altenheims, seitdem im Jahr nach der Wiedereröffnung die Oberösterreichische Alten- und Pflegeheimverordnung erlassen wurde, nur durch eine Ausnahmegenehmigung möglich.[2]

Baulich handelt es sich um einen Altenheimtypus der 2. Generation, seit dem Umbau leben die 87 Bewohner hauptsächlich in Einzelzimmern (20 Doppelzimmer gibt es noch, die aber immer seltener als solche belegt werden). Ursprünglich war 1995 jedes Zimmer mit einer Kochnische ausgestattet, heute sind alle Kochplatten abgeklemmt, da man aufgrund der hohen Anzahl an demenzkranken Bewohnern Angst vor Unfällen oder Bränden hat.[3]

Da die Ausnahmegenehmigung mit Ende 2020 abläuft, ist ein Neubau geplant. Es wurde beschlossen, dass die Gemeinde Waizenkirchen einen Neubau selbst nicht finanzieren kann und das Heim stattdessen an den Sozialhilfeverband des Bezirks übergibt.[4]

2. GENERATION
Altenkrankenhaus aus den 60er/70er-Jahren, eher Zweibettzimmer, verbesserte Ausstattung im Vergleich zum Anstaltstyp der Nachkriegszeit.*

* Vgl. Age Stiftung 2011, 7.

1 Vgl. Fleck 1991, 119-125.
2 Vgl. Interview mit Gerhard Mair, Leiter des Alten- und Pflegeheims Waizenkirchen, geführt von Clara Hamann, Waizenkirchen, 19.4.2017
3 Vgl. ebda.
4 Vgl. Waizenkirchner Gemeindenachrichten 294, 12 (2016), 20.



ABB. 32 Alte Volksschule



ABB. 33 Treppenhaus



ABB. 34 Vor den Wohnungen



## BETREUBARES WOHNEN IN DER ALTEN VOLKSSCHULE

Seit 2009 gibt es in Waizenkirchen ein Betreubares Wohnen. Es liegt direkt am Marktplatz, neben der Pfarrkirche im Gebäude der ehemaligen „Alten Volksschule“, die 1847/48 errichtet wurde.[1] Als solche genützt wurde sie bis 1997, danach stand das Gebäude während einer langen Debatte um die weitere Nutzung leer. Schließlich erfolgte der gelungene Umbau in ein Betreubares Wohnen, den das Land Oberösterreich 2009 mit einem Denkmalpflegepreis auszeichnete.[2]

Marktplatzseitig ist im Erdgeschoß die Pfarrbibliothek untergebracht, diese hat keine Verbindung zum Wohnbereich. Rückseitig wurde der alten Schule ein kleiner Anbau hinzugefügt, dort befinden sich der Zugang und ein Gemeinschaftsraum. Die 10 Wohneinheiten — jeweils Vorraum, Bad, Schlafzimmer und große Wohnküche — befinden sich in den ehemaligen Klassenräumen. Bewohnt werden können diese von Einzelpersonen genauso wie von Paaren. Wie im Betreubaren Wohnen üblich, ist 20 Stunden pro Monat eine Ansprechperson des Roten Kreuz für die Anliegen der Bewohner da, auch einige Gemeinschaftsaktivitäten (innerhalb der Hausgemeinschaft) finden statt. Einen direkten Bezug zum Geschehen im Ort hat das Betreubare Wohnen nicht, trotz seiner sehr zentralen Lage direkt am Marktplatz. Mit dem Altenheim steht es in keinerlei Verbindung. Im Moment sind die Mieterinnen ausschließlich weiblich und wohnen alle schon mehrere Jahre lang hier. Über den Grundservice hinaus bekommt eine Bewohnerin Essen auf Rädern geliefert und eine zweite wird von einem mobilen Pflegedienst unterstützt.[3]

1 Vgl. Fleck 1992, 143.
2 Vgl. Amt der Oö. Landesregierung Direktion Kultur 2013, 102.
3 Informationen aus Gesprächen mit den Bewohnerinnen bei einem Besuch des Betreubaren Wohnens im Oktober 2017.

# Der Bestand

Der „Gasthof zum Weißen Lamm“: Brauerei, Tankstelle,
Kegelbahn, Amt und Fremdenzimmer —
einst multifunktional genützt, heute viel Leerstand.
Anekdoten aus der Geschichte eines Gebäudes.




ABB. 35 Kienzlstraße um 1930

## EIN ALTEINGESESSENER GASTHOF

Ursprünglich befand sich im heutigen Gasthof Mayrhuber eine Brauerei. Albrecht Petz wird 1587 in der Marktchronik als erster **Bierbrauer und Gastgeb** an diesem Standort erwähnt. Ebenjener wurde nach der Markterhebung 1593 auch zum ersten Marktrichter ernannt.[1]

Die Brauerei gab es bis 1665, als die Herrschaft Weidenholz das Gebäude an Paul Tiefinger ohne „Bräugerechtigkeit“ verkaufte, um diese sich selbst vorzubehalten.

Die Bräuer waren aber immer auch gleichzeitig Wirte, und somit wird das Wirtshaus seit seiner ersten Erwähnung bis heute ununterbrochen als solches geführt und blickt auf eine mehr als 400-jährige Geschichte zurück.

1704 und 1746 kam es zu großen Bränden in dem ursprünglich hölzernen Haus. Danach wurde das Haus unter Johann Mayer neu aufgemauert (ca. 1790). 1865 brannte der Stadl hinter dem Gasthaus ab und wurde danach ebenfalls gemauert. 1867 kaufte Franz Mayer ein Stück der „Dienerwiese“ und verlängerte diesen Anbau. Einen erneuten Brand gab es am 2. Mai 1874, die Dachungen von Wohn- und Wirtschaftsgebäude brannten ab.

Aus dieser Zeit ist überliefert, dass der Miniaturmaler Hans Hueber (bekannt für seine spätromantischen Malereien) so manche Zeche im Gasthof mit Bildern beglich, als er ab 1865 bis zu seinem Tod zurückgezogen in Waizenkirchen —seinem Geburtsort— lebte. Damals gab es alleine rund um den Marktplatz noch elf Wirtshäuser und verstreut in deren Dachböden tauchten später viele seiner Werke wieder auf. 2013 fand anlässlich seines 200. Todestages eine Ausstellung im Gasthof Mayrhuber statt.[2]

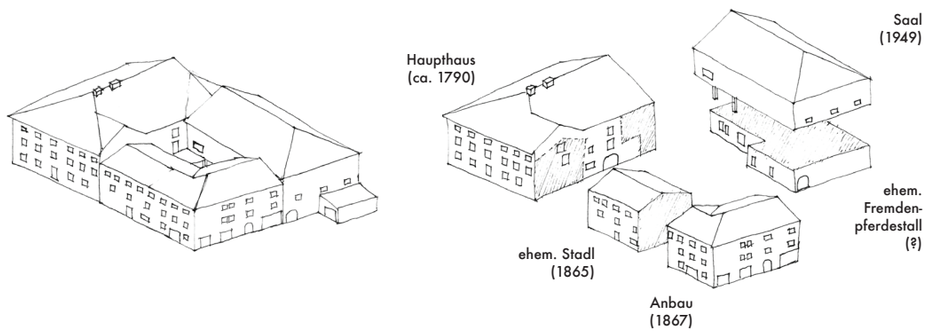



ABB. 36 Axonometrie:
Bestandsgebäude nach Baujahr

1 Vgl. Fleck 1991, 178.
2 Vgl. Sickinger, Brigitte: Der Maler und das Wirtshaus: Zum 200. Geburtstag von Hans Hueber, 15.05.2013, https://tips.at/news/waizenkirchen/kultur/272208-der-maler-und-das-wirtshaus-zum-200-geburtstag-von-hans-hueber, 15.11.2017





ABB. 37 Gaststube um 1930
ABB. 38 Gaststube heute



ABB. 39 Straßenszene am Marktplatz (um 1930)

"Wenn man im hohen Alter von mehr als achtzig Jahren wieder einmal in das Haus tritt, in dem man geboren ist, so beschleichen einen die mannigfaltigsten Gefühle, Gefühle der Trauer um das Verlorene, der Freude an dem aus dem Leben noch Geretteten. (...)"*

* schrieb Wilhelm Kienzl 1937Matthäus Mayrhuber ins Gästebuch, vgl. Fleck 1991, 304.

### Wilhelm Kienzl

Am 17. Jänner 1875 wurde im heutigen Gasthof Mayrhuber Wilhelm Kienzl geboren, der später ein berühmter Komponist werden sollte („Der Evangelimann"). Er verbrachte zwar nur seine ersten vier Lebensjahre in Waizenkirchen, blieb dem Ort aber Zeit seines Lebens verbunden. Des Öfteren kehrte er hierher zurück und in sein Geburtshaus als Gast gerne wieder ein. Mit der Familie Mayrhuber war er freundschaftlich verbunden und wurde dann auch Taufpate von Friederike Mayrhuber, der Großmutter der heutigen Besitzerin. 1903 wurde hier eine Gedenktafel zu seinen Ehren angebracht und im ersten Stock ein „Kienzl-Gedächtniszimmer" eingerichtet, nachdem er 1941 verstorben war. Anlässlich seines zehnten Todestages wurde die entlang der Ostseite des Gasthofs verlaufende ehemalige Passauer Straße in „Kienzlstraße" umbenannt.[3]

### Vier Generationen

1914 ging Matthäus Mayrhuber, damals 26 Jahre alt, ein Wagnis ein: Es ergab sich die Gelegenheit, den Gasthof, in dem er oft an der Schank ausgeholfen hatte, käuflich zu erwerben. Nicht nur privat war er sehr umtriebig — als Musikobmann, Feuerwehrkommandant und Vizebürgermeister —, er wurde auch ein erfolgreicher Gastronom und nahm einige Veränderungen am Haus vor.[4] 1926 baute er die alte Kegelbahn ab  und eröffnete im selben Jahr die ersten Fremdenzimmer. Dort kamen 1942 sechs Flüchtlingsfamilien unter. 1949 ließ er über dem Fremdenstallgebäude den hözernen Heuboden abtragen und einen Saal errichten. Von 1936 bis 1955 befand sich ein Taxistand im Haus, von 1952 bis 1974 zur Kienzlstraße hin auch eine BP-Tankstelle.

Seine Tochter Friederike Mayrhuber eröffnete im ehemaligen Fremdenpferdestall 1965 eine vollautomatische Kegelbahn, die aber 1969 schon wieder aufgelassen wurde.

Aus der ehemaligen „Wasserkanzlei" wurde 1970 das „Lammstüberl" mit Barbetrieb und Konzerten. 1991 wurde selbiges dann zur Gaststube umgestaltet und bis heute als solche genützt.

Seit 1993 betreibt die Grieskirchner Bäckerei Burghart eine Filiale im Gebäude (nördliche Gebäudeecke an der Kienzlstraße).

Zur Jahrtausendwende wurde im Gasthof übrigens immer noch am Holzofen gekocht. Als Günther und Petra Windischbauer (geborene Mayrhuber) damals den Gasthof übernahmen, stand also zuallererst die Renovierung der Küche an, auch die Fassade und die Gasträume wurden überholt.[5]  Beim großen Saubermachen stand man vor einem Mysterium: Auch wenn alle Fenster geputzt waren, sah im zweiten Stock eines von außen stets schmutzig aus! Ein Wanddurchbruch bestätigte den Verdacht: Es gab im 2. OG tatsächlich ein Zimmer ohne Türe!

### Heutige Nutzung

Der Betrieb ist nun also seit über hundert Jahren und in mittlerweile vierter Generation in den Händen der Familie Mayrhuber. Petra und Günther tischen „das Beste aus zwei Ländern" auf: Österreichische Wirtshauskultur gepaart mit italienischen Köstlichkeiten.[6] Da darf auch der Wein nicht zu kurz kommen: Im Eingangsbereich wurde eine Weinbar eingerichtet. Der Saal darf seit 2008 aufgrund unzureichender Fluchtwege und des zu engen Stiegenaufganges nicht mehr für Veranstaltungen genützt werden und auch die Fremdenzimmer stehen schon lange leer.

### Besitzer des Gasthofs

| | | |
|---|---|---|
| 1587 | Albrecht Petz | Bräuer u. Marktrichter |
| 1609 | Sebastian Kirchschlager | Bräuer |
| 1616 | Wolf Petz | Bräuer |
| 1636 | Hans Wagner | Bräuer |
| 1656 | Balthasar Federle (heir. dessen Witwe) | Bräuer u. Marktschreiber |
| 166_ | Liebgott Graf v. Kuefstein | |
| 1665 | Paul Tiefinger | Wirt |
| 1667 | Johann Franz Wimberger | Wirt |
| 1672 | Wolf Preinfalk | Wirt |
| 1705 | Siegmund Schlüßlberger | Wirt |
| 1723 | Joh. Mich. Aichhorn (heir. dessen Witwe) | Wirt |
| 1759 | Johann Aichhorn (dessen Bruder) | Wirt |
| 1792 | Johann Mayer | Wirt |
| 1831 | Franz Mayer (dessen Sohn) | Wirt |
| 1875 | Karl Mayer (dessen Sohn) | Wirt |
| 1912 | Hans Ozlberger | Wirt |
| 1914 | Matthäus Mayrhuber & Maria Stieger | Wirt |
| 1920 | Matthäus + Maria Mayrhuber (Heirat) | Wirt |
| 1937 | Matthäus Mayrhuber (verw.) | Wirt |
| 1960 | Friederike Mayrhuber (d. Tochter) | Wirt |
| 1982 | Peter (d. Sohn) + Gertrude Mayrhuber | Wirt |
| 1995 | Gertrude Mayrhuber (verw.) | Wirt |
| 2000 | Petra (d. Tochter) & Günther Windischbauer | Wirt |

3 Vgl.  Fleck 1991, 303f.
4 Vgl. o.A.: Prosit auf den runden Geburtstag: Mayrhubers Lokal ist 400 Jahre alt, 6.5.2009, http://www.nachrichten.at/oberoesterreich/wels/Prosit-auf-den-runden-Geburtstag-Mayrhubers-Lokal-ist-400-Jahre-alt;art67,170738, 2.11.2017
5 Vgl. o.A.: Prosit auf den runden Geburtstag, Mayrhubers Lokal ist 400 Jahre alt, 6.5.2009, http://www.nachrichten.at/oberoesterreich/wels/Prosit-auf-den-runden-Geburtstag-Mayrhubers-Lokal-ist-400-Jahre-alt;art67,170738, 2.11.2017
6 Vgl. o.A.: http://www.gasthofmayrhuber.at/philosophie.html, 2.11.2017

# IM LAUF DER ZEIT: FASSADE HAUPTHAUS

## Kienzlstraße 1



ABB. 40 ca. 1896
V.a. die Sockelzone ist noch deutlich schlichter als heute



ABB. 41 um 1905




ABB. 42 um 1915
Erstmals heißt der Gasthof "Mairhuber" – aber noch mit "i"



ABB. 43 ca. 1930 – Marktplatzseitig führt nun
ein zusätzlicher Eingang in die Gaststube.



ABB. 44 ca. 1935 – Langsam entwickelt sich
die Marktplatzseite zur Hauptfassade.



ABB. 45 ca. 1946
Der kleine Gastgarten zum Marktplatz verschwindet später



ABB. 46 um 1960
Nun befindet sich das Eingangstor wieder an der alten Stelle



ABB. 47 o.A.
Laternen zieren die beiden Eingänge



ABB. 48 2014
Die Fensterkörbe wurden erst ca. in den 1960ern angebracht

## DAS EIDENBERGER-HAUS

**Marktplatz 19.** Ursprünglich hatte das Haus zum links angrenzenden Nachbarhaus gehört. 1747 war dieses „Haus ober dem Keller", wie es genannt wurde, verkauft worden; wobei jedoch der Keller weiterhin zur Gänze zum Haus Nr. 18 gehörte.

1874 wurde das Haus nach einem schweren Brand von Grund auf neu erbaut. Der Keller wurde nun geteilt und die eine Hälfte dem heutigen Eidenberger-Haus zugeteilt. Dadurch wurde das Haus allerdings schmäler.

Traditionell hatte sich in dem Haus ebenfalls ein Wirtshaus befunden (das „Danningerwirtshaus"). Dieses wurd 1927 aufgelassen, danach befanden sich verschiedene Friseurgeschäfte im Erdgeschoß, 1945-1949 hatte der Dentist Franz Ihmt im 1. Stock seine Praxis. [1]

Seine Entstehungsgeschichte erklärt die Lage und Form des Hauses: Sehr schmal und zu drei Seiten zwischen den Nachbarhäusern eingezwängt. Belichtet wird es nur von der Marktplatzseite her.

## BAUKÖRPER

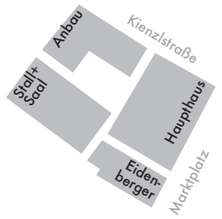



ABB. 49 Bezeichnung der Baukörper

**Niveaus und Geschoßhöhen.** Die vier Gebäude umfassen einen kleinen Hof; sie sitzen jeweils etwas verdreht zueinander. Während die Niveaus von Stall/Saal und Haupthaus zusammenpassen, ist der Anbau um ca. ein halbes Geschoß versetzt, da hier die Geschoßhöhen sehr niedrig sind (tlw. nur 2,20m). Ansonsten haben alle Räume Höhen von ca. 2,70m bzw. in manchen Bereichen zumindest 2,50m.

EG und 1. OG des Nachbarhauses liegen ca. einen halben Meter höher als im Haupthaus, die beiden 2. Obergeschoße etwa auf gleicher Höhe.

**Erschließung.** Die ehemalige Durchfahrt teilt das Haupthaus im Erdgeschoß in zwei Teile. Sie ist der Haupteingang in das Gebäude bzw. in die Gaststube und in den Hof. Von diesem überwölbten Gang geht ein kleines Stiegenhaus ab, das als Erschließung für Haupthaus, Saal und 2. OG des Anbaus dient. Vom Hof aus erschließt eine schmale, steile Treppe den ersten Stock des Anbaus.

**Dächer.** Die Dächer sind allesamt nicht ausgebaut, wobei Anbau und Saal recht niedrige Dachstühle haben. Im Haupthaus ergibt das ebenfalls nicht ausgebaute 2. OG zusammen mit dem Dachraum eine Höhe von fast 9m (unter dem First).

1 Vgl. Häuserchronik Waizenkirchen, o.A. (freundlicherweise zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck)



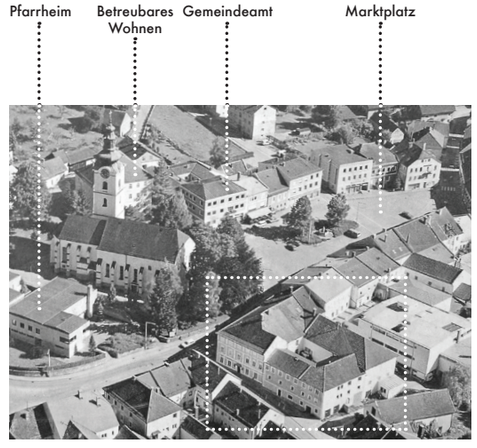



ABB. 50 Marktpl. 19: Eidenberger-Haus (ca. 1920)

ABB. 51 Luftbild, 1980er-Jahre

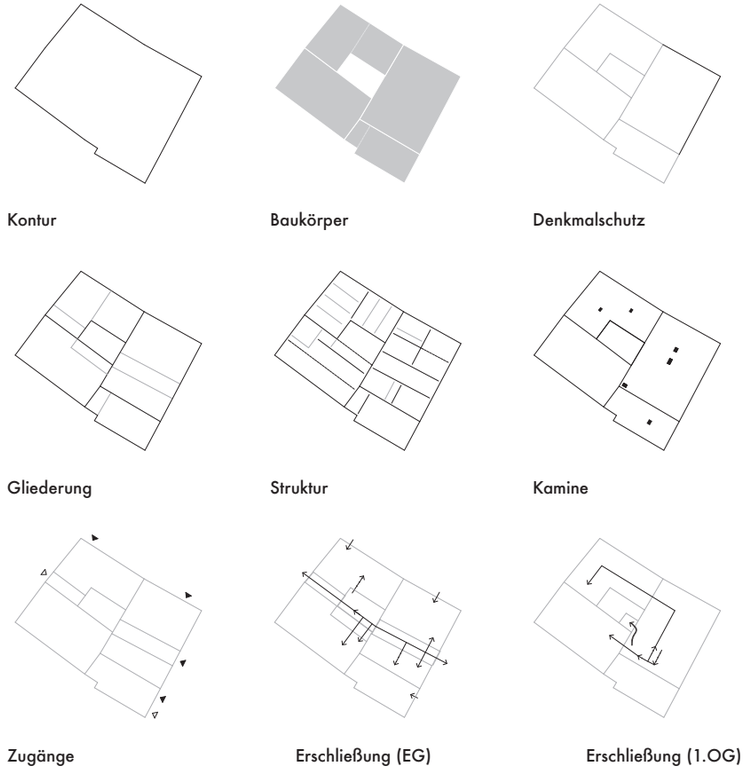
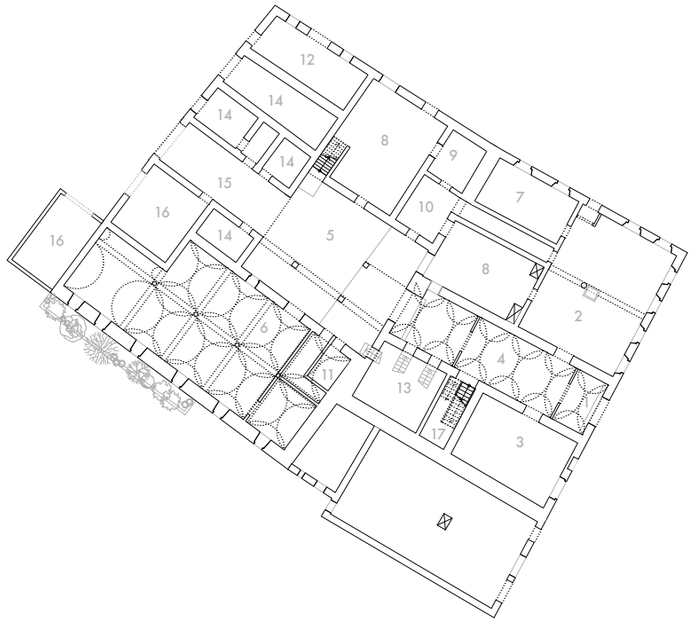



ABB. 52 Bestandsanalyse

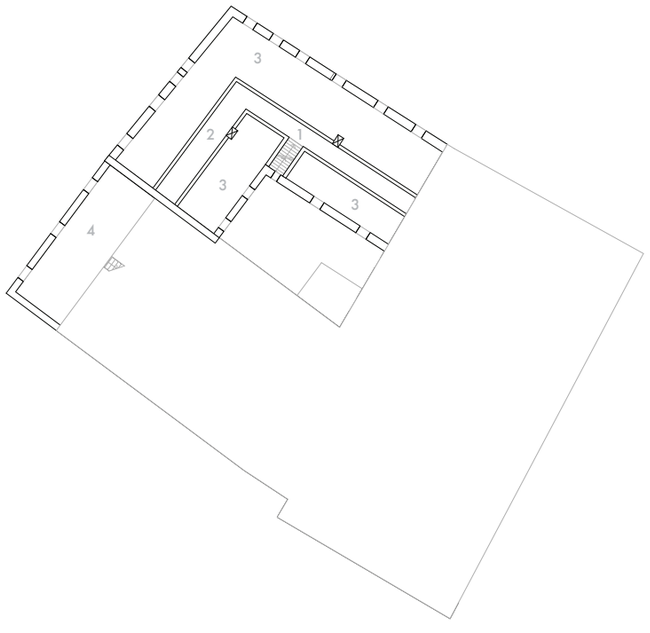
ABB. 53 Grundrisse M 1:500




ERDGESCHOSS

Gasthaus
1 | Haupteingang
2 | Gaststube
3 | Lammstüberl
4 | Durchfahrt
5 | Hof
6 | Gewölbe
7 | Büro
8 | Küche
9 | Kühlraum
10 | Lagerraum
11 | Gäste-WC

Sonstige Nutzungen
12 | Bäcker
13 | Keller
14 | Abstellraum
15 | Durchfahrt
16 | Garage
17 | Aufgang Saal/1.OG

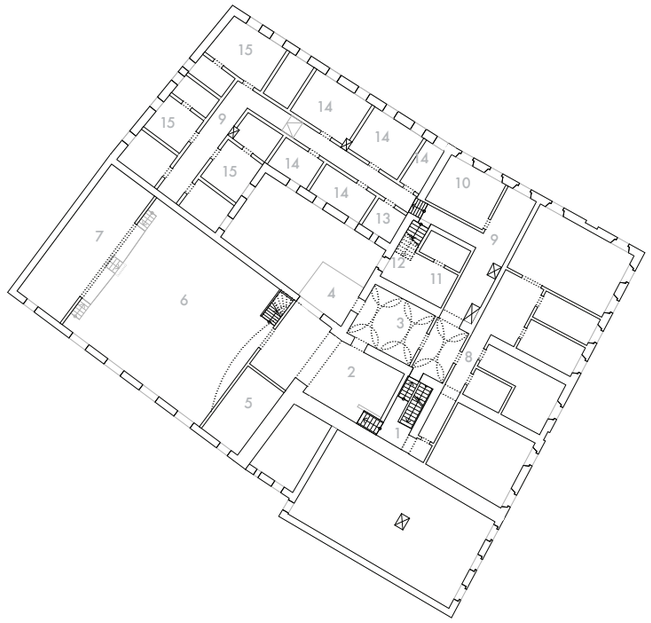



ZWISCHENGESCHOSS

1 | Aufgang
2 | Gang
3 | ehem. Bediensteten-Zimmer
4 | Unterbühne

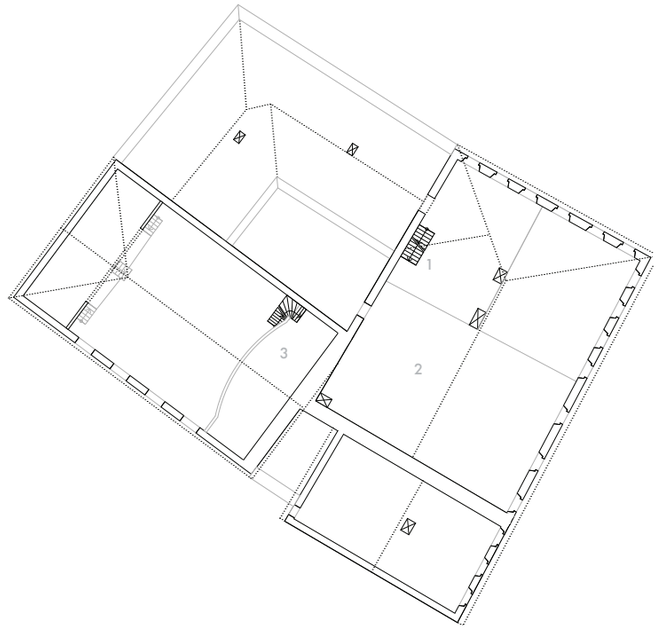


## BESTAND: NUTZUNGEN




1. OBERGESCHOSS

1 | Aufgang zum Saal
2 | Vorraum mit Garderobe
3 | Schank
4 | Balkon
5 | Zuschauer-WC
6 | Zuschauerraum
7 | Bühne
8 | Wohnung (privat)
9 | Gang
10 | Kienzl-Zimmer
11 | Abstellraum
12 | Aufgang Dachboden
13 | Gang-WC
14 | Fremdenzimmer
15 | Komfortzimmer (mit Bad)

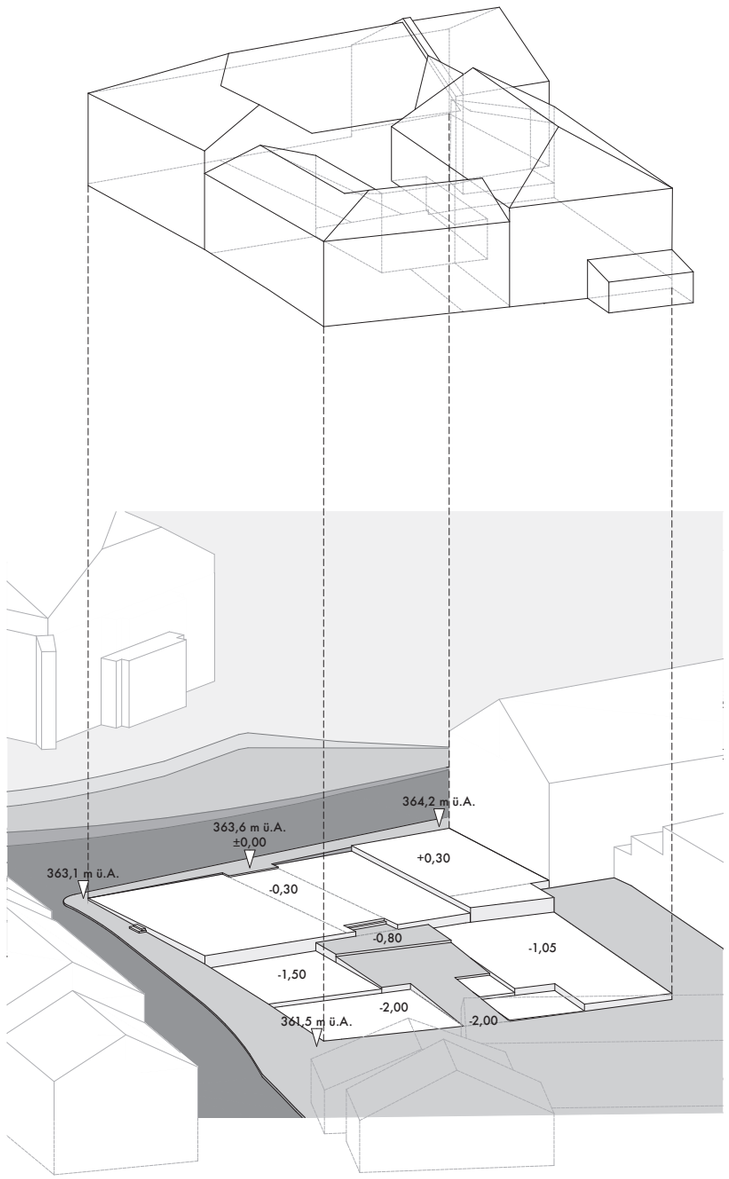



2. OBERGESCHOSS

1 | Aufgang
2 | Dachboden (inkl. 2. OG)
3 | Zuschauer-Galerie

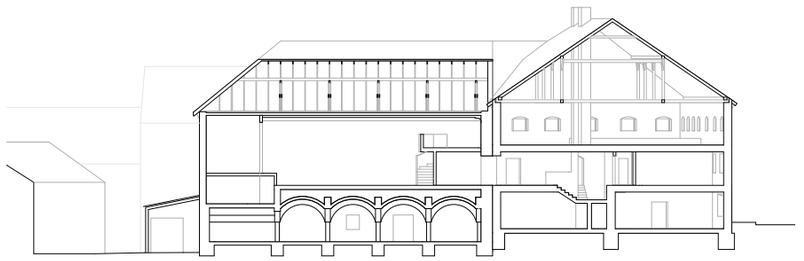
ABB. 54 Axonometrie: Höhen

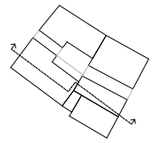
# BESTAND: HÖHEN



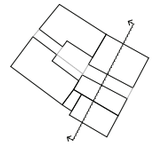

# BESTAND: SCHNITTE

ABB. 55 Schnitte M 1:500

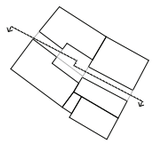












# BESTAND: ANSICHTEN

ABB. 56 Ansichten M 1:500



Ansicht Südost



Ansicht Nordwest



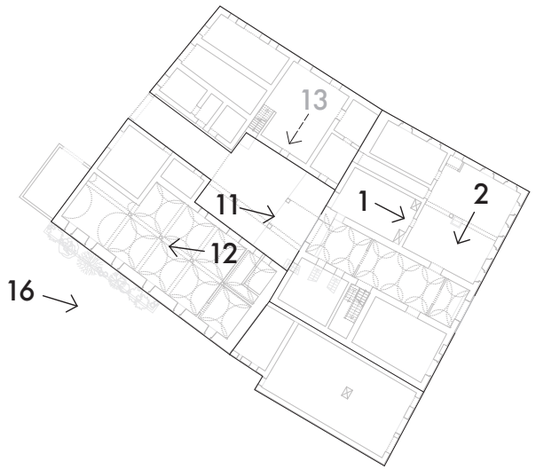
Ansicht Nordost



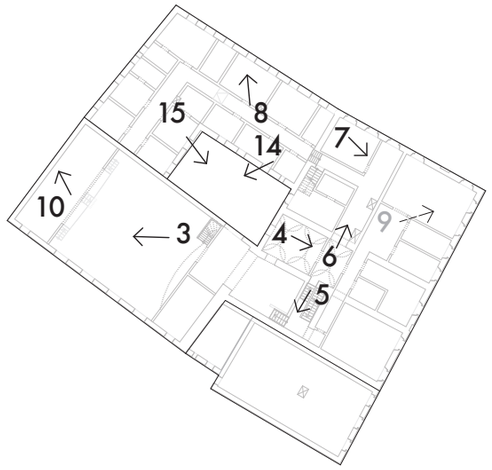
Ansicht Südwest

# BESTAND: FOTOS

ABB. *57* Verortung der nachfolgenden Fotos




Erdgeschoß




1. Obergeschoß

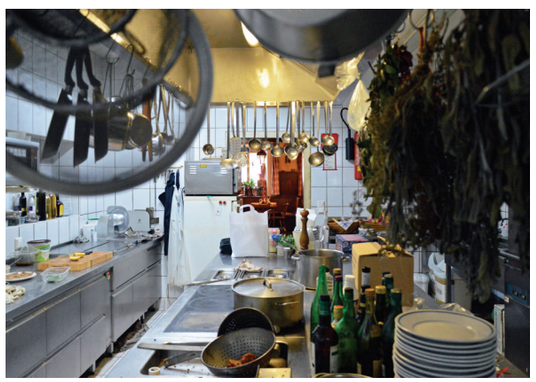




ABB. 58 Küche (1)
ABB. 59 Gaststube (2)







ABB. 60 Veranstaltungssaal (3)
ABB. 61 Schank für den Saal (4)





ABB. 62 Aufgang zum Saal (5)
ABB. 63 Gang im Haupthaus, 1.OG (6)



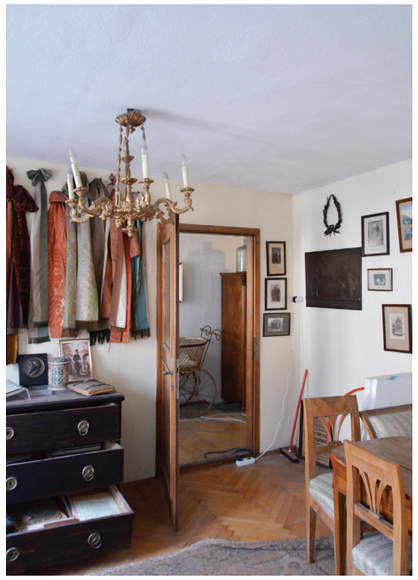




ABB. 64 Kienzlzimmer (7)
ABB. 65 Fremdenzimmer (8)





ABB. 66 Dachboden Haupthaus (9)
ABB. 67 Unterbühne (10)





ABB. 68 Innenhof (11)
ABB. 69 G'wölb (12)





ABB. 70 Bedienstetenzimmer (13)
ABB. 71 Innenhof (14)



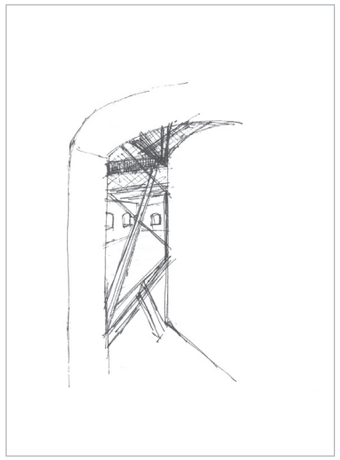




ABB. 72 Innenhof (15)
ABB. 73 Blick auf die Außenwand des Saals (16)

Der Weg als Charakteristikum.

Die komplexe Erschließungsstruktur – mit den vielen Ecken, um die sie führt, und hinter denen man immer Neues erwartet –, wird zum Entwurfsansatz. Jedoch anders gedacht als im Bestand – denn momentan handelt es sich doch eher um Kompliziertheit als um Komplexität: Allzu oft endet ein Weg in einer Sackgasse, und benachbarte Räume liegen plötzlich weit voneinander entfernt.



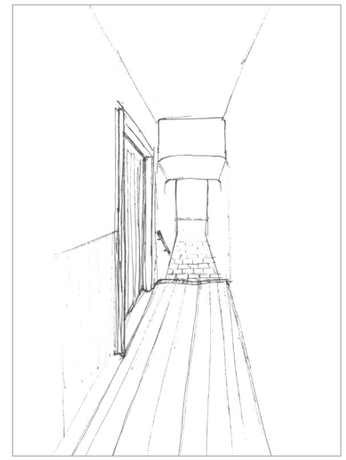



ABB. 74 Der Weg als Charakteristikum: Auszug aus dem Skizzenbuch

# Entwurf

Basis
Konzept
Entwurf
Pläne
Fazit

Basis

## RESUMEE

**Von der Theorie zum Entwurf.**

Die Fortschreibung unseres heutigen Systems an Altenwohn- und Betreuungsformen (große Institutionen mit immer stärkerem Fokus auf Pflege vs. 24-Stunden-Betreuung Einzelner zu Hause) wird in Zukunft nicht mehr finanzierbar sein.

**Kleinräumige, quartiersbezogene Netzwerke** hingegen reagieren passgenauer auf lokale Bedürfnisse. Sie können schneller auf Veränderungen im Bedarf reagieren und beziehen auch die Bevölkerung und Freiwillige mit ein, die somit einen Teil der Betreuungsleistung auf selbstverständliche Art und Weise übernehmen können. **Alte Menschen haben vor allem bei alltäglichen Aktivitäten wie Einkaufen oder Kochen früh Unterstützungsbedarf.** Gleichzeitig können sie aber selbst ebenfalls vielfältige Aufgaben übernehmen, die anderen zugutekommen. So wird gegenseitige Hilfe ermöglicht und gleichzeitig der soziale Zusammenhang in der Gemeinde gestärkt.

Ein zeitgemäßes Altersbild ist nicht von Krankheit und Defiziten geprägt, sondern von einer Vielzahl unterschiedlicher Lebensstile und Gesundheitszustände. **Gemeinsamer Nenner einer künftigen Generation Älterer wird das Bedürfnis nach Selbstständigkeit und Selbstbestimmung sein.** Wohnungen und Wohnformen müssen deshalb variabel sein und auf veränderte Bedürfnisse reagieren können.

Bevor Hilfe in Anspruch genommen wird, versuchen Betroffene oft lange, Schwierigkeiten in der Alltagsbewältigung anderweitig zu kompensieren. **Hilfsangebote müssen deshalb besonders leicht zugänglich gemacht werden,** damit das In-Anspruch-Nehmen von Unterstützung zur Selbstverständlichkeit wird.

Leerstand in ländlichen Gemeinden ist ein bekanntes Thema. Betroffen sind nicht nur Geschäftslokale und Wohnungen, sondern auch alte Gasthöfe. Einst waren sie wichtige Kommunikationsstätten: Sie vereinten verschiedenste Nutzungen unter einem Dach und Menschen aller Bevölkerungsschichten in einer Gaststube.

Gastlichkeit — im Sinne von **Aufgeschlossenheit dem Anderen gegenüber, Begegnung von Fremdem und Eigenem, von Intimität und Öffentlichkeit** — ist eigentlich eine Ur-Eigenschaft unserer Kultur und soll als Konzept dienen, damit im umgenutzten Gasthof neben einer neuen Wohnform auch ein **Impulsgeber für neuen gesellschaftlichen Zusammenhalt und die Wertschätzung alter Menschen entsteht.**

„WOHNUNGEN UND STÄDTE SIND (...) `STEIN GEWORDENE GESELLSCHAFT`. ES FRAGT SICH NUR, WELCHE GESELLSCHAFT ZU STEIN WIRD.“*

* Hradil 2001, 19.

## NUTZUNGEN

### 1 | WOHNEN

Flexible Wohnungen
Unterstützte WG (bzw. Möglichkeit, Wohnungen zu einer —— zusammenzuschließen)
Gästezimmer / Notwohnung: Für Besucher, Kurzzeitpflege/-betreuung, bei Familienproblemen, im Scheidungsfall o.ä.

### 2 | KULINARIK

Mittagstisch
Offene Küche: Kochkurse (für Flüchtlinge, Verwitwete,von Alt für Jung und umgekehrt,...), gemeinsames Kochen, für Vereine,...
Bäckerei (bereits im Haus vorhanden) +Dorfladen/Nahversorger
Bar / ~~Vino~~thek: Most und Edelbrand (lokale Spezialitäten)

### 3 | KULTUR / VERANSTALTUNGEN

Saal (Reaktivierung des bestehenden Saaltheaters): Kinoabende, Veranstaltungen, für Kindergarten/Schulen,...
Gemeinschaftsraum / Treffpunkt: Für Bewohner / als Vereinslokal / für Freiwilligenorganisationen / ...
Atelier / Galerie / Museum: Weiterentwicklung von „Artbox“, „offenenem Atelier“ und „Kienzlzimmer“

### 4 | UNTERSTÜTZUNG / KOORDINATION

Koordination / Büro / Beratungsstelle: Entwicklung und Moderation eines vernetzten Systems aus Zusammenarbeit, gemeinsamer Nutzung des vorhandenen Raumangebots, (Mit-)Hilfe und kulturellem/kulinarischem Angebot: Gebäudeintern und auf den Ort ausstrahlend

## KONZEPT

**Wie kann ein Haus entstehen, das mehr kann als ein Gasthaus, ein Veranstaltungssaal, ein Innenhof und Wohnungen zusammen?**

Die bestehenden Nutzungsmöglichkeiten bleiben erhalten, werden aber aufgewertet und ergänzt:

Ein System aus vielfältigen Erschließungswegen verbindet die unterschiedlichen Bereiche; dort, wo es nötig ist, wird die Raumqualität verbessert; es wird auf eine funktionellere Organisation geachtet und Synergien ermöglicht: In mehrfunktionalen Räume überlagern sich Nutzungen. Davon protfitiert jede einzelne — nicht nur durch das erweiterte Raumangebot.

Gastlichkeit ist auf zwischenmenschlicher Ebene gewissermaßen das Pendant zur räumlichen Erschließung: Ein verbindendes Element, das neben seiner eigentlichen Bedeutung großen Mehrwert bringen kann. *Gastgeber sein* — sei es auf professioneller Ebene im Gasthaus (Mitarbeit als sinnvolle Aufgabe und Stärkung der Verbundenheit mit der Gemeinschaft des ganzen Orts) oder in der eigenen Wohnung — ist keine Selbstverständlichkeit. Besonders sehr kleine Wohnungen sind oft nicht gut geeignet, um Besuch zu empfangen: Niemand trinkt mit dem Besuch gerne im Schlafzimmer Kaffee.

Deshalb wurde in der Konzeption der Wohnungen (kleine Wohnungen, nicht exklusiv für alte Menschen, sondern generell für alle, die statt zu vereinsamen hier von Gemeinschaft und Inklusion profitieren) darauf Wert gelegt, dass trotz der offenen Grundrisse einzelne Bereiche temporär weggeschalten werden können (der Schlafbereich, eine unaufgeräumte Küche,...).

Das Gasthaus, der Veranstaltungssaal und ein Gemeinschaftsraum holen „die Öffentlichkeit ins Gebäude“. Durch den reaktivierten Saal und einen kleinen Bäckerladen erlangt das Haus wieder einen *Stellenwert:* Seine eigene charakteristische Bedeutung, die aus der ortsspezifischen Kombination seiner Nutzungen entsteht und es umgekehrt auch wieder fest im Ort Waizenkirchen verankern.

Die vorgeschlagenen Maßnahmen sollen dem Gasthof seine alte Lebendigkeit zurückgeben. Sie sind aber nicht als fertiger Zustand zu verstehen, sondern als weiterer Teil seiner langen Geschichte. Für die Zukunft bleiben Entwicklungsmöglichkeiten offen — auch räumlich: Der hier vorgeschlagene Entwurf funktioniert ohne den Ausbau des Dachbodens im Haupthaus, für den nur die Erschließung vorbereitet wird — für den Fall, dass eine zukünftige Nutzungskonstellation diesen nötig machen sollte.

Ein Haus, das mehr kann als die Summe seiner Funktionen, ist ein Haus, das *verhandelt:*

*„Das Verhältnis zwischen privat und Öffentlich, zwischen dem Individuum und dem Kollektiv, dem Einzelnen und der Nachbarschaft, zwischen Rückzug und Öffnung, ganz allgemein dem Innen und außen(...).“**

* Wietzorrek 2014, 12.

*„Was befähigt Architekturen (...) dazu, flexibel genutzt und neu programmiert zu werden? So sind es die scheinbar konträren Qualitäten des Widerstands und der Anpassung, die in ihrer Kombination Robustheit ermöglichen. Und im Spannungsfeld dieser Qualitäten kann die Frage gestellt werden: Was hält ein Gefüge aus?“**

* Stapenhorst 2017, 155.

# Konzept

Ein Ganzes – aus starken Teilen.

Durch die Eigenständigkeit seiner Elemente gewinnt das ganze Ensemble an Aussagekraft: Jeder Teilbereich für sich wird gestärkt; und zusammen verdichten sie sich zu einer *„eigenständigen und unvergleichlichen ortsspezifischen Konstellation“.** 

* Frank 2017, 52.

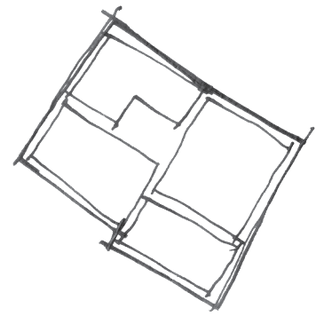


ABB. 75 Konzeptskizze

Funktionsüberlagerungen.

Raumkonzeption und Raumfolge ermöglichen ein Sich-Überlagern von unterschiedlichen Nutzungen.

Emergente Synergie: *„Die Fähigkeit, über die ursprünglichen Elemente des Systems hinausgehend etwas Anderes hervorzubringen, das nicht planbar ist. Dem übersummativen Phänomen liegt ein offenes System zugrunde, das sich und den Nutzern die Möglichkeit zu Interaktion und Adaption bietet.“**

* Rocneanu 2017, 218.

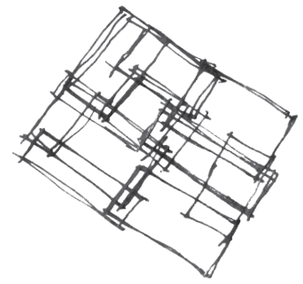


ABB. 76 Konzeptskizze

Durchwegung.

Bestehende Wege werden fortgeführt und um zusätzliche ergänzt – ohne Sackgassen, der Weg zirkuliert: Im Gebäude, durch das Gebäude, um das Gebäude.

In der Durchwegung wird aus dem komplexen Gebilde eine *eingängiges* – verständliches – Raumkontinuum.

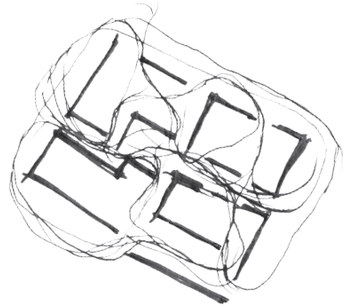
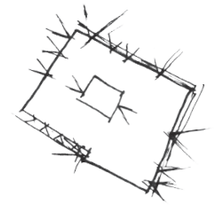


ABB. 77 Konzeptskizze

Ausstrahlung und Anziehung.

Der umgebende Raum fließt in das Gebäude, Grenzen werden versetzt und ein Stück weit aufgelöst. Ist das schon Hausflur oder noch Außenraum; noch Wandnische oder schon Innenraum?



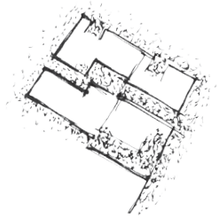


ABB. 78 Konzeptskizze

## TÄTIGKEITEN UND SPHÄREN

In Diagrammen habe ich untersucht, in welchen Sphären (privat – gemeinsam – öffentlich) alltägliche Tätigkeiten stattfinden (können), in welchen Räumen sie verortet sind und wie deren räumlicher Bezug untereinander ist. Darauf aufbauend ist auch der Grundriss in Bereiche mit unterschiedlichem Charakter gegliedert.

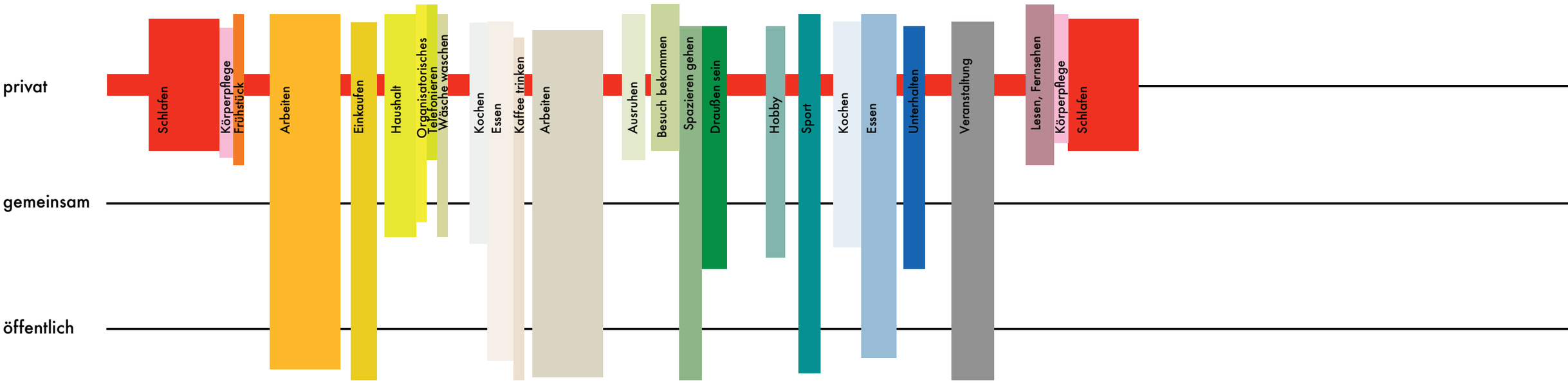



ABB. 79 Diagramm

## RÄUMLICHE ZUORDNUNG

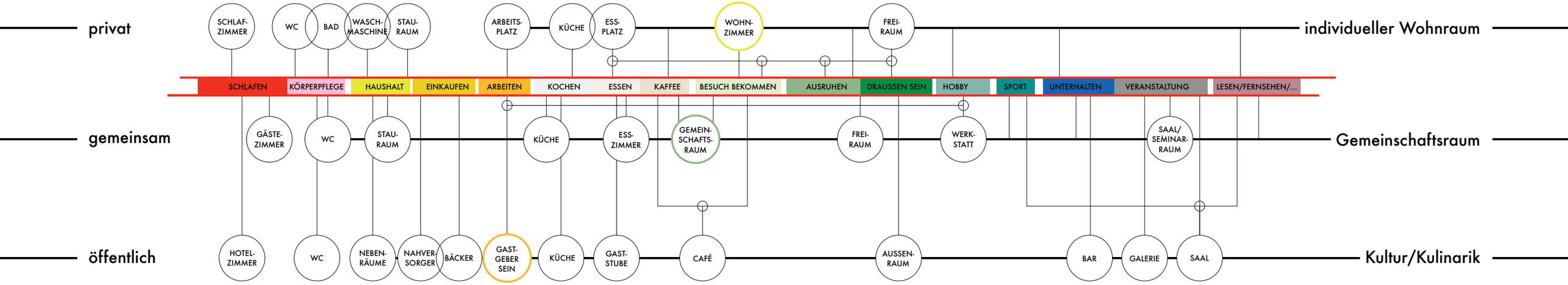



ABB. 80 Diagramm

## RÄUME UND RAUMBEZIEHUNGEN

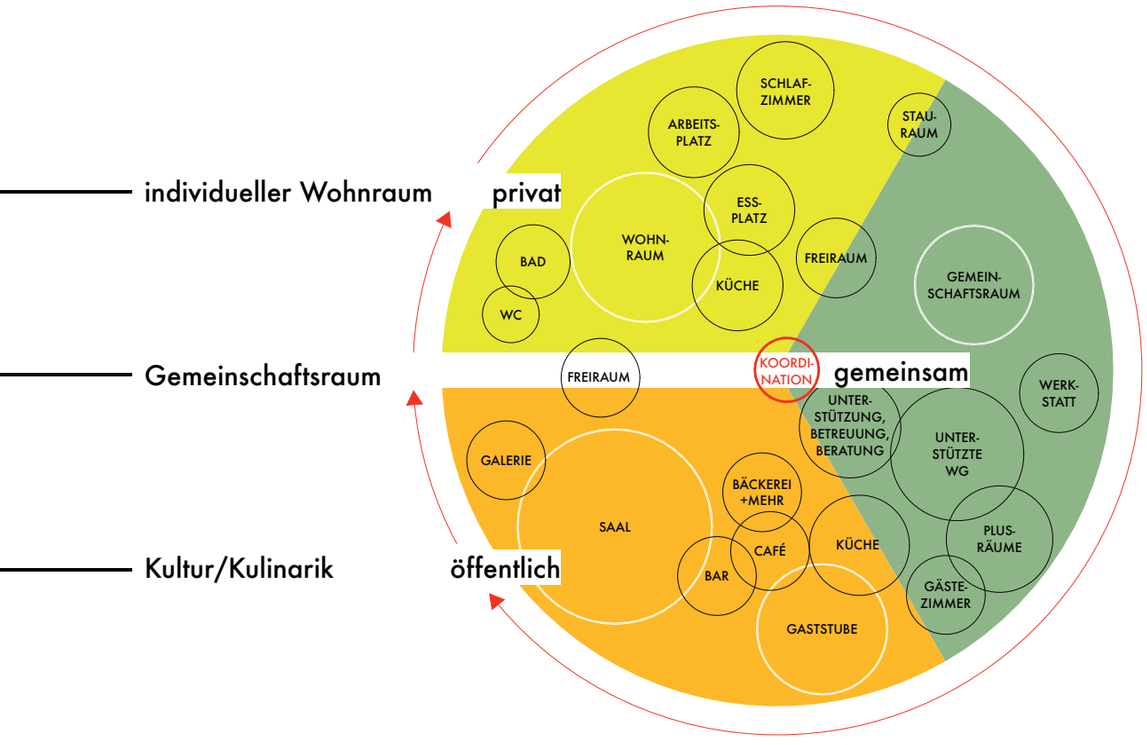



ABB. 81 Diagramm

## ZONIERUNG

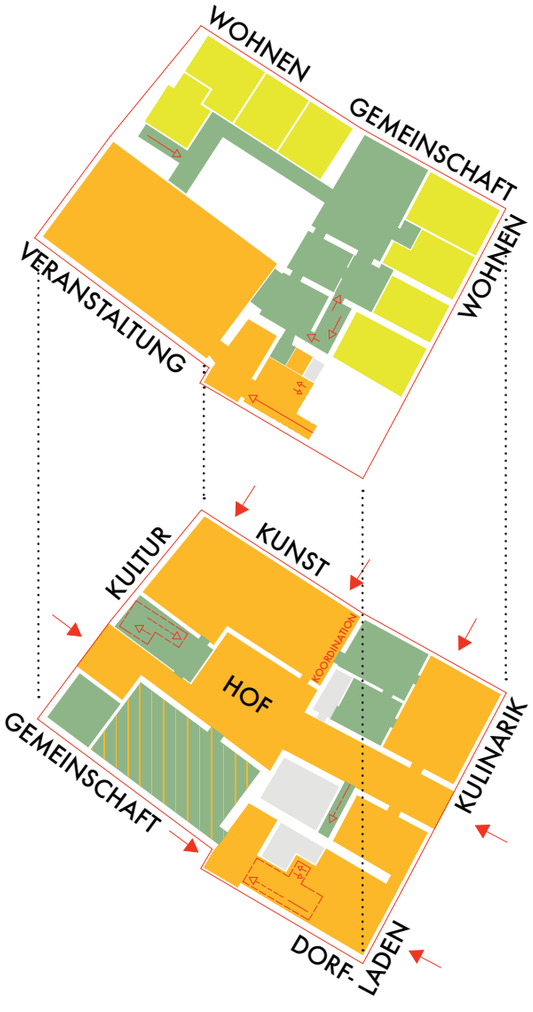



ABB. 82 Diagramm

# MATERIALKONZEPT



ABB. 83 Umgang mit dem Bestand.
Neue Fenster: Mehr Kunststoff als früher...?

„Wo der tägliche Gebrauch Spuren hinterlässt, die eingekerbt, eingeritzt oder eingebrannt sind, stellt sich eine Echtheit ein, die sich nicht dem Materialwert sondern ihrem Gebrauchswert verdankt. (...) Deswegen ist (...), wie man mit Friedrich Nietzsche feststellen kann, der *„Stein mehr Stein als früher“, das Holz mehr Holz als früher (...).“**

* Gleiter 2017, 95f.

## BESTAND (BLEIBT ERHALTEN)



ABB. 84 Materialfotos
aus dem Bestand

| | |
|---|---|
| Kalkputz | Putzstruktur |
| Efeubewuchs | Farbschichten |
| Holzdielen | Parkett |
| Natursteinpflaster | Gaststube: Fliesen |



ABB. 85 Materialcollage: Durchbruch ins Nebenhaus; rechts Holztrennwand mit Schattenfuge

*„Durch die Mauer."* Wanddurchbrüche im Entwurf sind durch den Materialwechsel im Bodenbelag ablesbar. Die Mauerkanten bleiben unregelmäßig, die aufgeschnittenen Flächen werden grob verputzt.







ABB. 86 Materialbeispiele

Trennwände: Fichte weiß geölt; Anschluss an Bestandsmauern mit Schattenfuge

Neue Räume werden wie Holzkisten eingefügt
Die alten Holzböden aus dem entkernten Gebäudeteil werden im Wohnbereich wiederverwendet

Harte Bodenbeläge: Estrich geschliffen; Estrich rot durchgefärbt und geschliffen (Rampe im Durchgang)

Wanddurchbrüche: Großformatige Steinzeugfliesen
Metallelemente: Stahl pulverbeschichtet hellgrau (Treppen, Fenstererker,...)

Entwurf

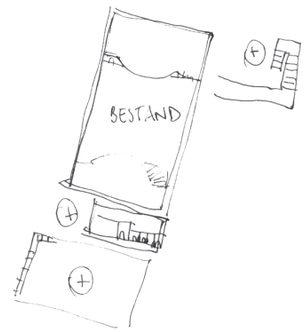



ABB. 87 Entwurfsprinzip:
Bestand und Ergänzung



# ENTWURFSBESCHREIBUNG

*„Die Historie eines alten Bauwerks ist meist nicht eindeutig. Viele Schichten überlagern sich. Dazu kommt die Schicht, die wir selbst hinzufügen."*[1]

Reinier de Graaf,
OMA

*„Typologische Transformationen, die beispielsweise auf mehr Flexibilität der Nutzung abzielen, müssen sowohl außenräumlich als auch innenräumlich neue und eigene erzählerische Qualitäten entwickeln. Es gibt immer eine Wechselwirkung von programmatischen und strukturellen Aspekten, (...) unterschiedlichste Elemente werden zu einer architektonischen Struktur collagiert."*[2]

Ute Frank,
*augustinundfrank*

Im Lauf seiner langen Geschichte wurde der Gasthof immer wieder angepasst und neue Nutzungen in das bestehende Ensemble integriert. Genauso soll auch mein Entwurf keine Neuprogrammierung sein, sondern ein **Wiedereröffnen von Möglichkeiten**.

Bereits Vorhandenes wird um zusätzliche Optionen ergänzt, unter Vermeidung von starren Definitionen. Schließlich soll auch in Zukunft noch Raum für Weiterentwicklung sein.

Die folgenden Seiten beschreiben, mit welchen Maßnahmen (additiv — Hinzufügung, und subtraktiv — Abbruch) die vorhandenen Räume ergänzt werden. Es entsteht ein **starkes Ganzes aus starken Teilen**.

In Bereiche gegliedert werden auf den folgenden Seiten die jeweiligen Überlegungen und Entwurfsentscheidungen erklärt.

Entwurfspläne: Ab Seite 223

1 Kaltenbach 2017, 16.
2 Frank 2017, 50.

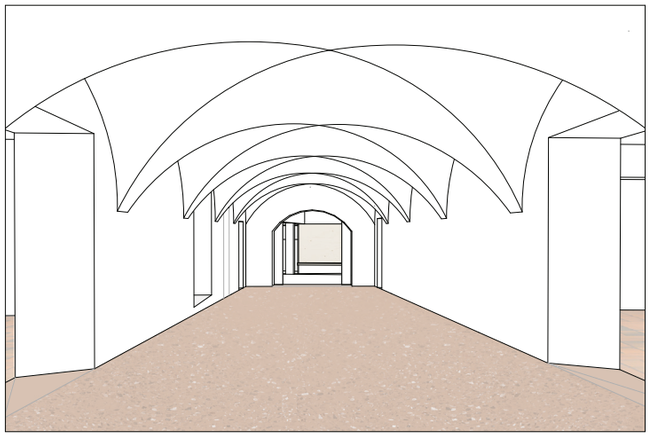


ABB. 88 Rampe in den Hof mit Eingängen in die Gaststuben



Materialkonzept

Kalkputz (Bestand)
Gaststube: Fliesen (Bestand)
Rampe: Estrich durchgefärbt geschliffen



## EG: GASTSTUBE

ABB. 89 Entwurfsdiagramm




Der zentrale Haus-Durchgang wird zur Gänze als Rampe ausgebildet (2,8°), um eine barrierefreie Erschließung von Hof und Gaststuben zu ermöglichen. Die Gaststube selbst, eigentlich das Herzstück des Hauses, bleibt in ihrer jetzigen Form bestehen.

Verbesserungen im Funktionsablauf sollen entstehen:
Die Küche selbst wird verlegt und befindet sich nun an der Außenfassade — mehr Platz und bessere Belichtung —, Lager und Kühlraum liegen nun direkt angrenzend an Küche und Gaststube und für die hier Tätigen gibt es einen eigenen WC-/Umkleidebereich.

Ein direkterer Ausgang in den Hof soll dort das Servieren erleichtern.

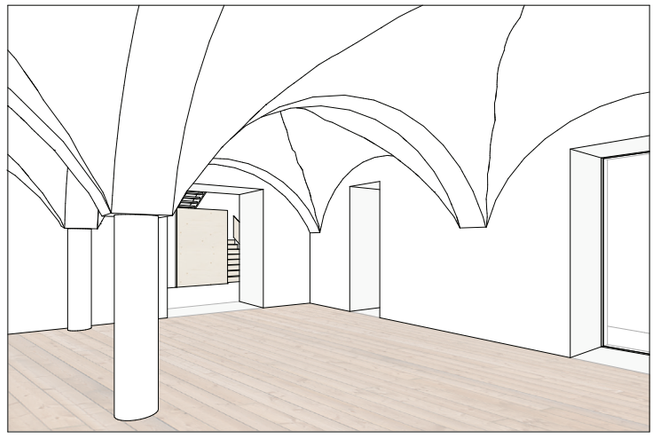


ABB. 90 G'wölb: Mehr Tageslicht durch bodentiefe Fenster



Materialkonzept

Holzboden (Bestand)
Stein (Granitsäulen; Bestand)
Sperrholz Fichte weiß geölt



# EG: G'WÖLB

ABB. 91 Entwurfsdiagramm




Der ehemalige Fremdenpferdestall.

Die später eingebaute Abtrennung eines Raumteils als WCs und Abstellraum wird entfernt, um den Gewölberaum wieder zu vervollständigen. Das kleine Tonnengewölbe im hinteren Bereich wird abgebrochen und dieser Teil abgetrennt, hier findet eine kleine Werkstatt Platz.

Die viel zu kleinen Fenster werden vergrößert; sie sorgen für Belichtung und stellen einen Außenraumbezug zu der langen, flachen Rampe her, die als nutzbare Freifläche genauso dient wie zur Erschließung des G'wölb über den neu hinzugefügten Wintergarten (vgl. S. 199).

Der Raum kann zum Beispiel als Gemeinschaftsraum, als Vereinslokal, als kleiner Veranstaltungssaal genutzt werden; und natürlich wie bisher vom Gasthaus als Speisesaal für große Tafeln.

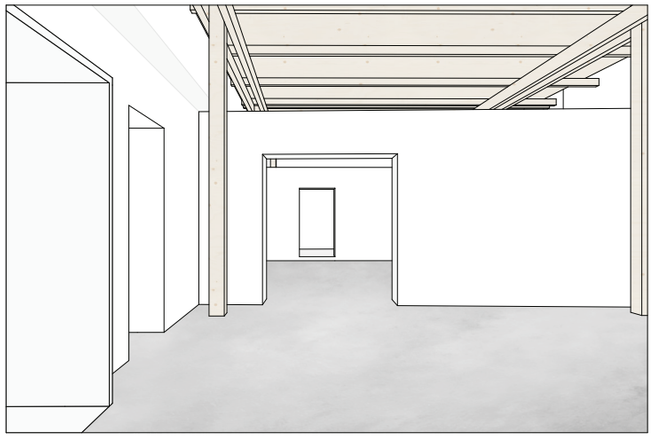


ABB. 92 Galerie/Atelier, Blick in Richtung "Büro"



Materialkonzept

Fichte weiß geölt
Estrich geschliffen
Stahl pulverbeschichtet hellgrau



## EG: ATELIER | GALERIE




ABB. 93 Entwurfsdiagramm

Im Anbau.

Aufgrund der sehr niedrigen Geschoßhöhen wird dieser Teil entkernt. Im Erdgeschoß entsteht ein offener Raum, der als Galerie, Atelier oder Ähnliches verwendet werden kann. Öffnungen zum Hof stellen Beziehung und Verbindung her. Zwei Bestandsmauern bleiben als Raumteiler erhalten. Ein Holzskelett wird in den geleerten Raumbehälter gestellt, darauf befinden sich im Obergeschoß Wohnungen.

Der öffentlichere Zugang befindet sich zur Kienzlstraße hin, wo alle drei Raumbereiche jeweils einen Eingang haben, damit sie auch unabhängig voneinander genutzt werden können. Ein weiterer Zugang ist von der Gebäuderückseite aus (im Durchgang zum Hof) möglich. Im Bestand gibt es hier mehrere große Tore, mit denen verschieden umgegangen wird: Teils sind sie weiterhin Zugang, teils Schaufenster für das, was im Atelier vor sich geht, teils dienen sie als Sitznischen (vgl. S. 218f).

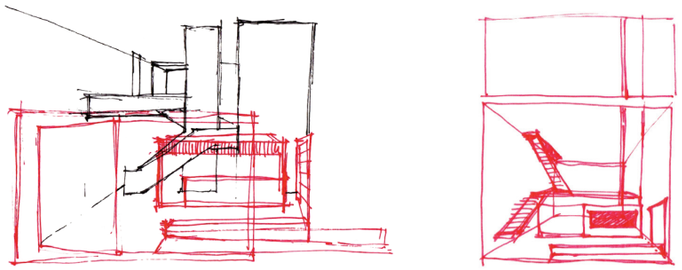


ABB. 94 Skizzen zur Entwurfsentwicklung: Eingang und Aufgang



## HAUS MARKTPLATZ 19

Im „Eidenberger-Haus“ finden die neue Erschließung für den Saal und ein Bäckerladen Platz. Der rückseitige, niedrigere Bauteil wird aufgebrochen, dieser Wintergarten ist nun Bindeglied zwischen Eidenberger-Haus, Außenraum, G‘wölb und Veranstaltungssaal.

Im marktplatzseitigen (wegen der herausgenommenen Decke nun zweigeschoßigen) Eingangsbereich durchstößt eine Rampe die Wand zum Haupthaus und verbindet den Ladenbereich mit der kleinen Gaststube.

Tagsüber ist die Saalerschließung von untergeordneter Bedeutung; der geöffnete Marktstand schirmt mit einer ausgeklappten Flügelwand optisch die Treppe ab.

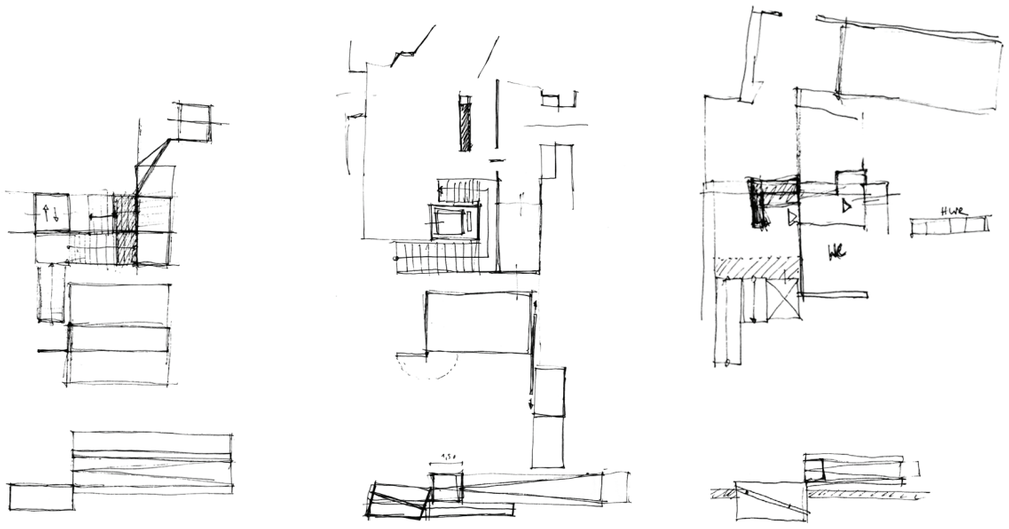


ABB. 95 Entwurfsprozess

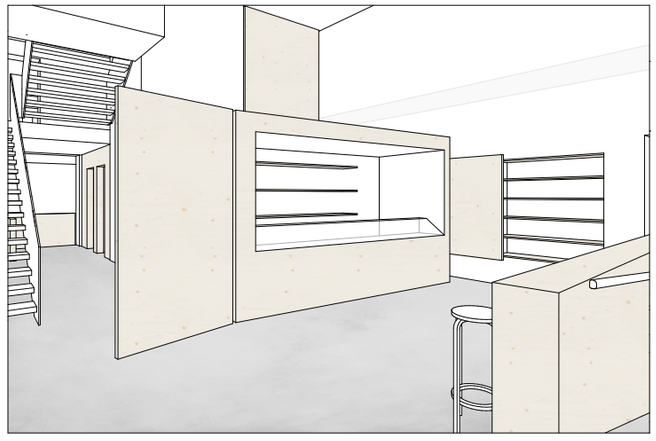


ABB. 96 Ladenbereich, Aufgang zum Saal und Übergang in die Gaststube



Materialkonzept

Sperrholz Fichte weiß geölt
Estrich geschliffen
Treppe: Stahl pulverbeschichtet hellgrau



# EG: DORFLADEN | ERSCHLIESSUNG | BAR

ABB. 97 Entwurfsdiagramm




Im vorderen Bereich findet ein kleiner Laden Platz. Ähnlich einem Marktstand kann der vorher am nördlichen Gebäude-Eck ansässige Bäcker hier untertags Brot (und Nahrungsmittel des täglichen Gebrauchs) verkaufen. Ein langer Holzquader dient als Bar: Für einen Kaffee oder Plausch beim Einkaufen. Er zieht sich gemeinsam mit einer Rampe durch einen Mauerdurchbruch hinüber in die kleine Gaststube und wird dort zum halbhohen Raumteiler.

Abends können Marktstand und Wandregal geschlossen und der Raum gemeinsam mit der kleinen Gaststube oder dem Gewölbe zur Bar umfunktioniert werden.

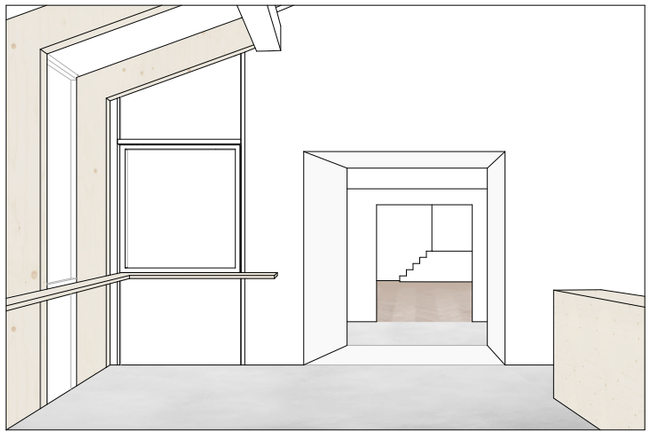


ABB. 98 Wintergarten/Foyer mit Garderobe: Blick in den Saal



Materialkonzept

Fichte weiß geölt
Estrich geschliffen
Saal: Parkett (Bestand)



# OG: SAAL

ABB. 99 Entwurfsdiagramm




Wichtigste Maßnahme ist die Wieder-Nutzbarmachung des Saals durch die neue Erschließung und den zusätzlichen Fluchtweg. Der Wintergarten ist hier als Foyer und Garderobe dem Saal vorgeschalten. Von der Treppe kommend betritt man so zuerst einen höheren und (untertags) hellen Raum, bevor man durch einen niedrigen Bereich (unterhalb der Zuschauergalerie) weiter in den großen Saal gelangt.

Durch den eigenen Zugang wird der Saal zum eigenständigen Element und ist nun auch unabhängig vom Gasthausbetrieb nutzbar.

Kino, Theater, Kabarett, Konzerte: Veranstaltungen aller Art können hier (wieder) stattfinden. Für z.B. Bälle oder große Feste bietet sich durch die neue Erschließung die gemeinsame Nutzung von Saal, G'wölb und kleiner Gaststube an.

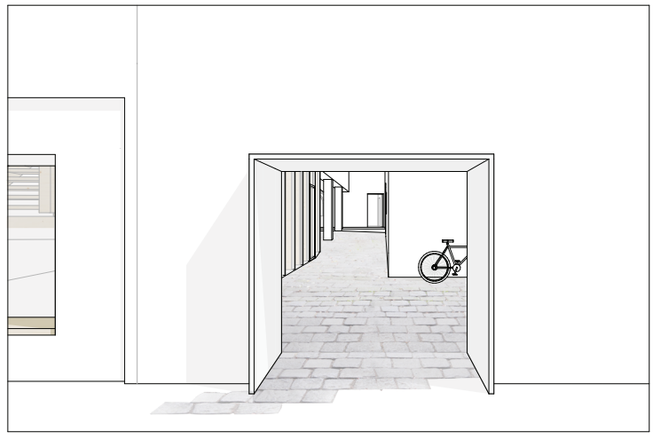


ABB. 100 Hofeingang mit Sitznische und Fahrradabstellplatz



Materialkonzept

Hof: Natursteinpflaster Granit (Bestand)
Putzfassade (Bestand)
Stahl pulverbeschichtet hellgrau



## ERSCHLIESSUNG: WOHNEN

ABB. 101 Entwurfsdiagramm



Die Wohnbereiche im Obergeschoß sind insgesamt dreifach erschlossen; von allen Haupteingängen des Hauses aus.

Auf der Gebäuderückseite (Nordwestfassade) liegt der Hauptzugang für die Bewohner. Ein Durchgang führt in den Hof, rechter Hand befindet sich ein Fahrradabstellplatz, linker Hand gelangt man in den halböffentlichen Wintergarten, der auch den Atelierbereich erschließt. Hier liegt der Stiegenaufgang, wo sich durch die zur neu eingefügten Geschoßebene nun versetzt liegenden Fensteröffnungen Blicke in den Hof bieten. So bleibt die ursprüngliche Gliederung der Hoffassade bestehen und es gibt vereinzelt Ein- und Ausblicke, aber trotzdem entsteht für Bewohner und im Hof Sitzende gleichermaßen eine uneingesehene Atmosphäre.

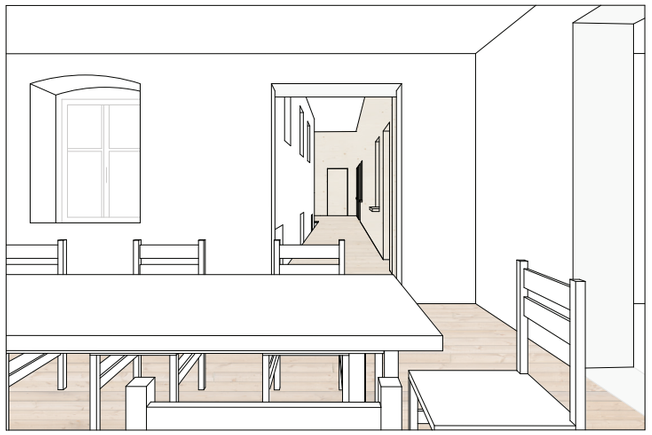


ABB. 102 Blick aus dem Gemeinschaftsbereich auf den Steg



Materialkonzept

Sperrholz Fichte weiß geölt
Estrich geschliffen
Holzboden



## WOHNEN

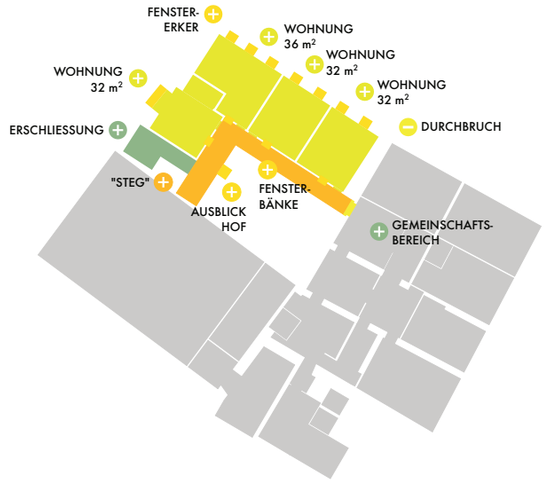



ABB. 103 Entwurfsdiagramm

An die Treppe anschließend wird im Obergeschoß entlang der Hoffassade ein Holzsteg geführt („Steg“, denn er ist zum darunter liegenden Atelier nicht abgeschlossen), der nicht nur Erschließungszone ist, sondern auch eine kommunikative Funktion erfüllen soll: Die Küchenfenster der Wohnungen können auf auf den Steg hinaus geöffnet werden; auf diesen „Plauderfensterbankerln“ soll spontane Kommunikation zwischen den Nachbarn entstehen: Kochen als „Kommunikationskatalysator“.

Der Steg erschließt vier Wohnungen und dockt dann an das Haupthaus an: Ein Wanddurchbruch führt in den gemeinschaftlich genutzten Bereich.



ABB. 104 Eingangsbereich/Waschküche: Blick in die Gemeinschaftsküche



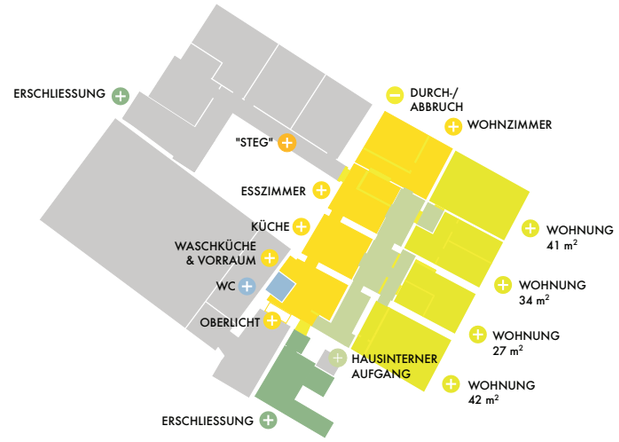
Materialkonzept

Sperrholz Fichte weiß geölt
Estrich geschliffen
Küche: Holzboden



## OG: WOHNEN

ABB. 105 Entwurfsdiagramm




Die zwei weiteren Zugänge in den Wohnbereich sind die neue Erschließung im „Eidenberger-Haus“ sowie der frühere Aufgang zum Saal. Diese Treppe bleibt als hausinterne Erschließung erhalten; sie führt vom EG-Hausdurchgang in den Vorraum des Wohnbereichs. Dieser Vorraum ist gleichzeitig auch Waschküche bzw. Hauswirtschaftsraum.

Der Wohnbereich im Haupthaus ist in drei Schichten gegliedert: Wohnungen, Erschließungszone, gemeinschaftlich genutzter Bereich.

Es wird zwar ein Rahmen definiert, der einen gewissen Grad an gemeinschaftlichem Zusammenleben vorgibt, wie ausgeprägt dieser ist, definieren die Bewohner selbst.

Flexibilität: Sind weniger gemeinschaftliche Flächen nötig, kann das „Wohnzimmer“ zu einer zusätzlichen Wohnung werden. Jeweils zwei Wohnungen werden über einen gemeinsamen Vorraum erschlossen, über diesen können sie bei Bedarf auch zusammengeschalten werden. Die kleinste Wohnung (27 m²) kann als Gäste- oder Notwohnung genutzt, oder bei Bedarf auch von einer Pflegekraft bewohnt werden.

**Da die Wohnungen in zwei Bereichen des Gebäudes liegen (im Haupthaus und im Anbau), gibt es zwei unterschiedliche Wohnungstypen.**

## TYP 1 | SCHICHTEN

Haupthaus. Ohne große bauliche Veränderungen (vgl. S. 214: Abbruch/Neubau) finden hier vier Wohnungen Platz. Das Badezimmer wird wie eine Kiste in den offenen Wohnbereich gesetzt.

Der Grundriss ist in zwei Schichten organisiert: Schlaf- und Küchenbereich können über Schiebewände dazu- oder weggeschaltet werden.

SCHIEBEWÄNDE
FUNKTIONSBEREICHE
OFFENE WOHNFLÄCHE

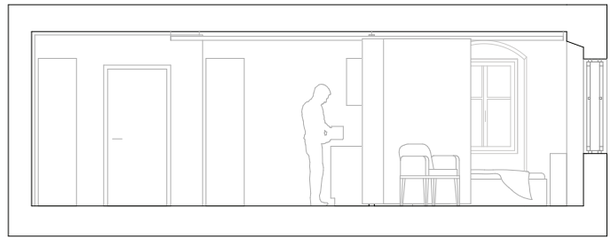


ABB. 106 Offene Wohnfläche mit zu- und wegschaltbaren Bereichen



Materialkonzept

Sperrholz Fichte weiß geölt
Holzboden (Bestand)
Kalkputz



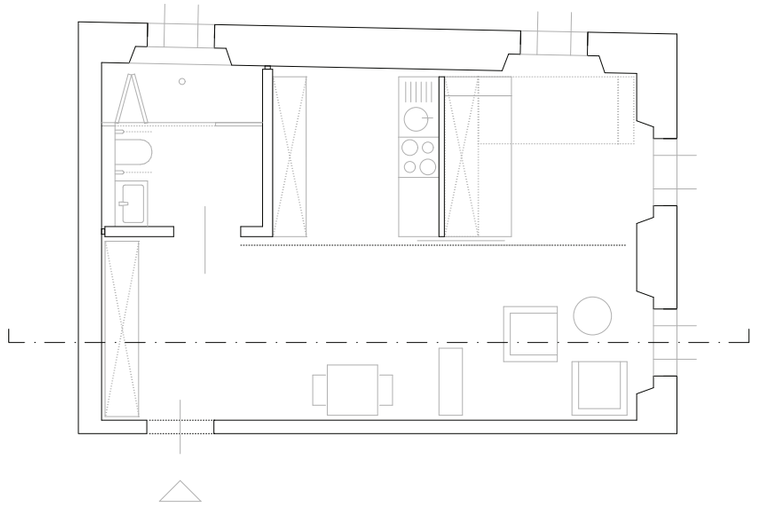


ABB. 107
Typ 1 M 1:100
Schnitt + Grundriss

0 1 3



ABB. 108 Fenstererker



Materialkonzept

Sperrholz Fichte weiß geölt
Holzboden (Bestand)
Textil (Vorhang, Leinen)



## TYP 2 | SCHNECKENHAUS

Im entkernten Anbau stehen auf dem neu eingefügten Holzskelett vier Wohnungen. Ostseitig machen raumhohe Fenstererker die Mauertiefe nutzbar (schmale französische Balkone). Zusätzlich belichten Oberlichter die Wohnungen (und die Bäder) über die Öffnungen zum Hof.

Der Wohnbereich wickelt sich schneckenhausförmig rund um eine halbhohe Holzwand und den zu einem Block zusammengefassten Stauraum: Die verschiedenen Funktionen sind nach dem steigendem Grad an Privatheit angeordnet. Ein Vorhang verdeckt bei Bedarf den Schlafbereich.

VORHANG
FENSTERERKER
PLAUDERFENSTERBANKERL

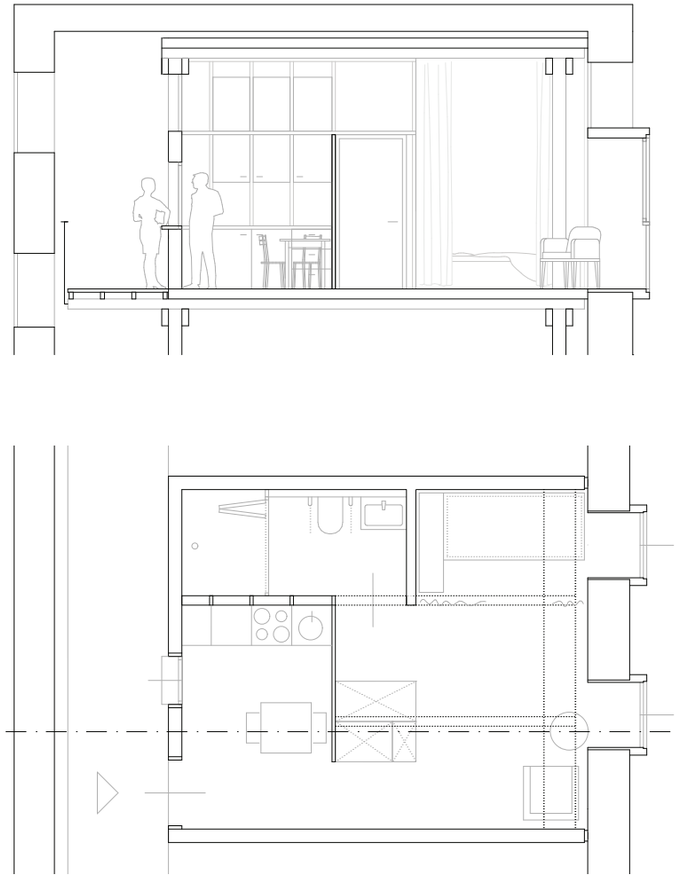



ABB. 109
Typ 2 M 1:100
Schnitt + Grundriss

## ABBRUCH

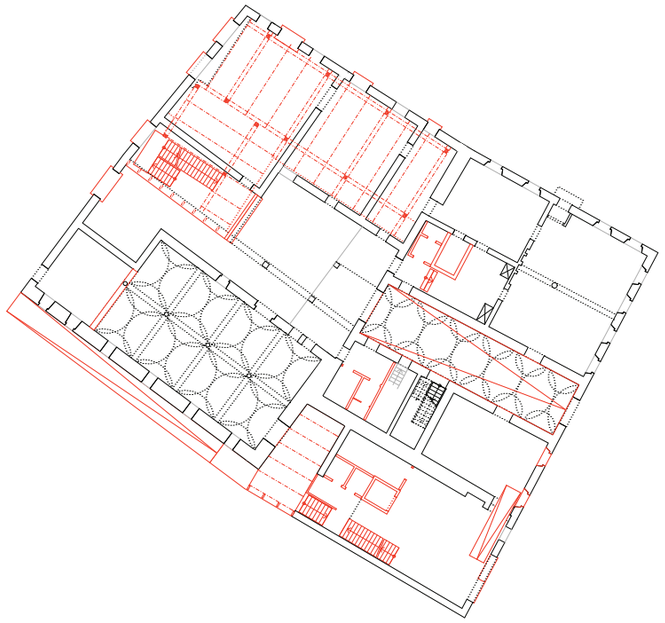


Grundriss M 1:500
EG: ABBRUCH



Grundriss M 1:500
OG: ABBRUCH

## HINZUGEFÜGT



Grundriss M 1:500
EG: NEUE ELEMENTE



Grundriss M 1:500
OG: NEUE ELEMENTE

ABB. 110 Übersicht
Abbruch/Neubau

# FASSADENENTWICKLUNG

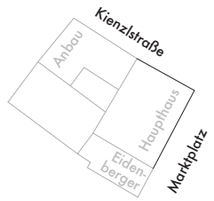



ABB. 111 Denkmalschutz

### Südost-Fassade (Marktplatz)

Die Fassaden des Haupthauses stehen unter Denkmalschutz. An der Marktplatzseite wird ein Versetzen der zwei linken unteren Fenster vorgeschlagen, damit diese wieder innerhalb der Fassadenachsen liegen. Der neue Eingang im Eidenberger-Haus (mit Dorfladen/Bäcker und Aufgang zum Saal) wird als schlichtes Portal mit großem Schaufenster und zurückspringender Ladentür gestaltet (vgl. Ansicht Südost, S. 237).



ABB. 112 Bestand | Neu

### Nordost-Fassade (Kienzlstraße)

Durch das Versetzen der Geschoßdecke im Anbau liegen die Bestandsöffnungen nun halbgeschoßig versetzt, sie werden zu großen, vertikalen Öffnungen zusammengefasst. Die Struktur der Haupthausfassade (Gliederung und Fensterfaschen) wird auf die Fassade des Anbaus übertragen: Vorspringende Fenstereinfassungen zitieren die scheinbare Dreidimensionalität der aufgemalten Fensterfaschen. Gemeinsam mit der Mauerstärke ergeben sich dadurch kleine Fenstererker für die Wohnungen im Obergeschoß.

Durch den Wechsel aus über die Gebäudeflucht ragenden, hellen Fenstererkern und den ober- und unterhalb zurückspringenden innenbündigen Verglasungen schließt der Anbau trotz der viel großzügigeren Öffnungen harmonisch an die Fassade des Haupthauses an.




ABB. 113 Lage der Geschoßdecken

ABB. 114 Fassadengliederung



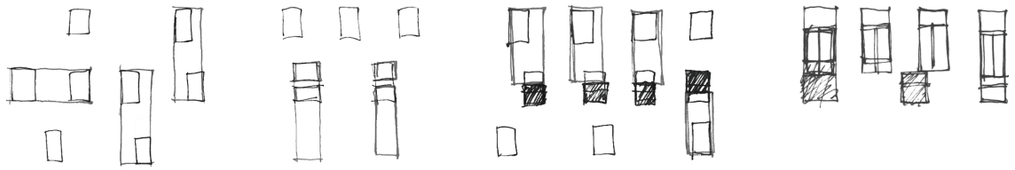


ABB. 115 Zusammenfassung bestehender zu neuen Öffnungen



ABB. 116 *Hinaus*schauen und *Hinein*gehen: Nach außen oder innen ragende Fenstereinfassungen

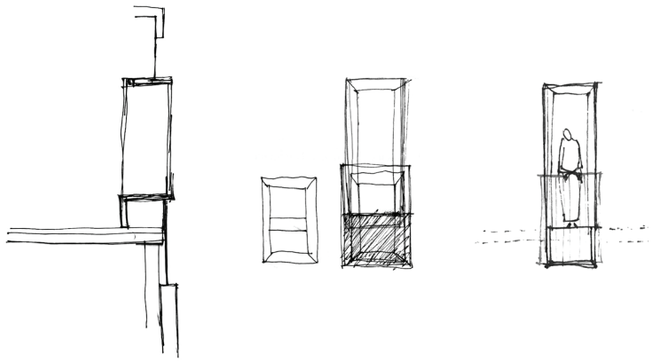


ABB. 117 Fenstererker und ablesbare Lage der neuen Geschoßdecke



ABB. 118 Claus en Kaan Architecten: Hoogte and Laagte Kadijk




ABB. 119 Kienzlstraße um 1930

Auf alten Fotos ist das einstige Flair der Kienzlstraße zu erkennen: Geschäftsportale und ein lebendiges Treiben, in dem der Gasthof Mayrhuber mit seinen damals vielfältigen Funktionen eine wichtige Rolle einnahm. Ursprünglich war sogar die Hauptorientierung des Gebäudes zur Kienzlstraße hin gerichtet. Heute ist diese aber zur Durchzugsstraße ohne Attraktivität für Fußgeher geworden.

Im Erdgeschoß des Anbaus finden nun Atelier-/Galerieflächen Platz, und große gerahmte Öffnungen bilden Eingangssituationen und Schaukästen — in Reminiszenz an die einstige Geschäftigkeit der Kienzlstraße.

### Nordwest-Fassade

Ansicht Nordwest:
Vgl. S. 240

Auf der Gebäude-„Rückseite“ gibt es im Erdgeschoß mehrere große Öffnungen (Garagentore, Wagendurchfahrten...). Diese werden erhalten, teils zur Belichtung, teils als Sitznischen und auch als Zugang zum Hof.

Entwurfsprinzip: Ehemalige Öffnungen bleiben ablesbar, auch wenn sie (teilweise) geschlossen werden — solche Elemente haben sich im Lauf der Zeit an der Nordwestfassade bereits einige ergeben.





ABB. 120 Bestand: Der Prozess des Weiter-Bauens ist ablesbar



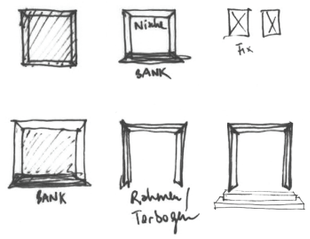



ABB. 121 Neue Fassadenelemente

### Südwest-Fassade

Ansicht Südwest:
Vgl. S. 243

Nordwest- und Südwest-Fassade behalten als halböffentliche Gebäudeseiten im Gegensatz zu den beiden Schauseiten (gegliederte Lochfassaden) einen eher geschlossen Charakter, den bestehenden Öffnungen werden keine neuen hinzugefügt (die Fenster des G‘wölb werden vergrößert).

Glasfassaden markieren an zwei Stellen neue (halb)öffentliche Zugänge: Im Durchgang in den Hof (Eingang Atelier/Aufgang Wohnen) und an der Südwestseite (Wintergarten: Eingang G‘wölb und im OG Foyer des Saals).

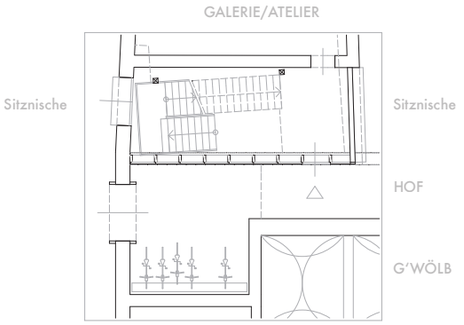



ABB. 122 Planausschnitt: Zugang Nordwestseite

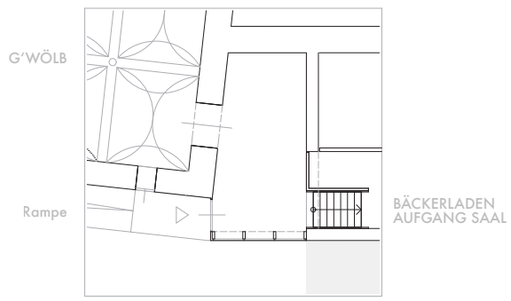



ABB. 123 Planausschnitt: Zugang Südwestseite





ABB. 124 Innenhof



## KONTEXT | UMGEBUNG

Umgebungsplan: S. 224

Im Waizenkirchner Ortszentrum soll der Gasthof Mayrhuber als lebendiges, vielschichtiges Gefüge wieder eine zentrale Rolle einnehmen. Wichtig für den Ort ist bereits jetzt der Innenhof mit seinen über und über bewachsenen Mauern und lauschigen Plätzchen, die ihm sein charakteristisches Flair verleihen. Die vielfältigen Wege und Zugänge sollen ihn noch präsenter machen; die rund um den Hof angesiedelten Funktionen sorgen für ein lebendiges Treiben: Zur einen Seite das G'wölb, zur anderen das Atelier/die Galerie, und natürlich weiterhin das Gasthaus.

Dass der Hof nun auf allen vier Seiten Zugänge hat, belebt auch die momentan völlig von der Öffentlichkeit abgeschirmten Seiten (Nordwest- und Südwest-Seite). Längs der Saal- bzw. G'wölb-Außenmauer führt nun eine flach geneigte Rampe zum neuen Wintergarten, sie kann gleichzeitig als Außenraum genutzt werden. Die daran angrenzende Fläche war einst Ladefläche für die mittlerweile nicht mehr genutzten Hallen des Nachbargebäudes. Dieses hat einen Durchgang direkt zum Marktplatz, dessen Tor momentan verschlossen ist; die Belebung des Gasthofs als Ganzes soll ein Anreiz sein, es wieder zu öffnen und noch eine weitere Verbindung herzustellen (vgl. Umgebungsplan, S. 224 und Schaubild, S. 249).

Auch die Kienzlstraße soll wieder fußgehertauglich gemacht werden - zurzeit gibt es dort nämlich einfach nichts zu sehen. Die Schaukästen und Sitznischen zum Atelier bzw. der Galerie, ein Büro (das z.B. Sozialberatungs- und Koordinationsstelle sowohl für das Haus als auch die Gemeinde sein kann) und der nun auch rückwärtig mögliche Zugang zum Hof sollen die Attraktivität für Fußgeher erhöhen.

Die neue Lebendigkeit beschränkt sich somit nicht auf das Innere des Gebäudes; sondern es belebt auch seine Umgebung: (Halb)öffentliche Flächen ziehen sich rund um das Haus und mitten hindurch.

Über seine unmittelbare Umgebung hinaus wird der Gasthof zu einem wichtigen Element für die ganze Gemeinde: Als das kulturelle Zentrum, das Waizenkirchen dringend benötigen würde, als Ort der Begegnung und ein Stück weit auch als Impulsgeber für das Entstehen neuer sozialer Netzwerke.

# Pläne




ABB. 125
UMGEBUNG
M 1:500

0 1 3 10

ABB. 126
Grundriss ERDGESCHOSS
M 1:200

0 1 5

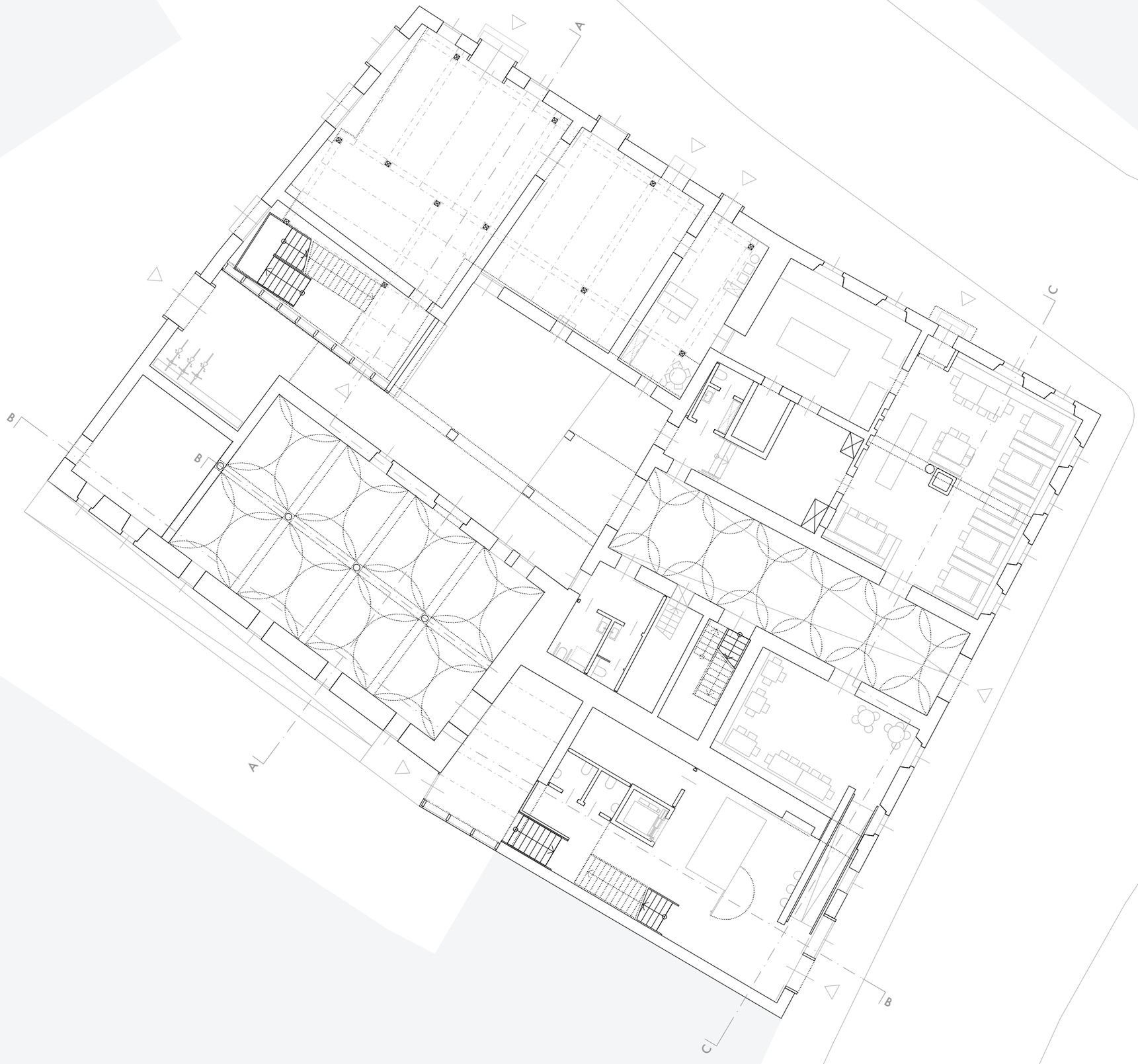


ABB. 127
Grundriss OBERGESCHOSS
M 1:200

0 1 5



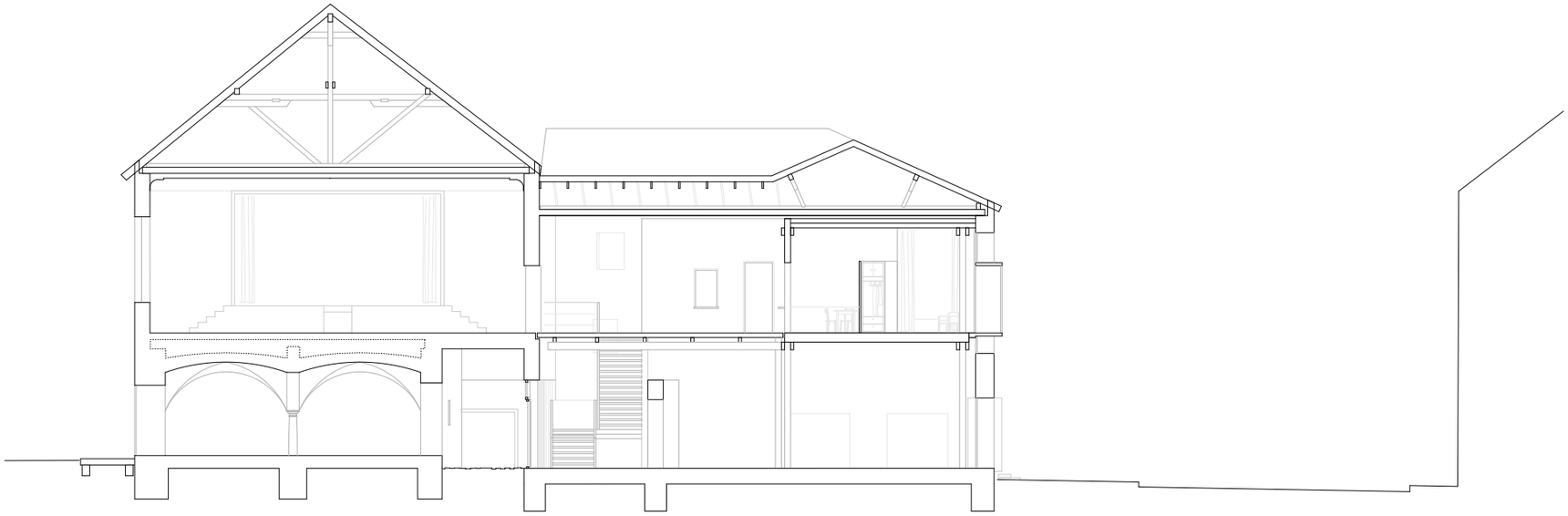


ABB. 128
Schnitt A-A
M 1:200

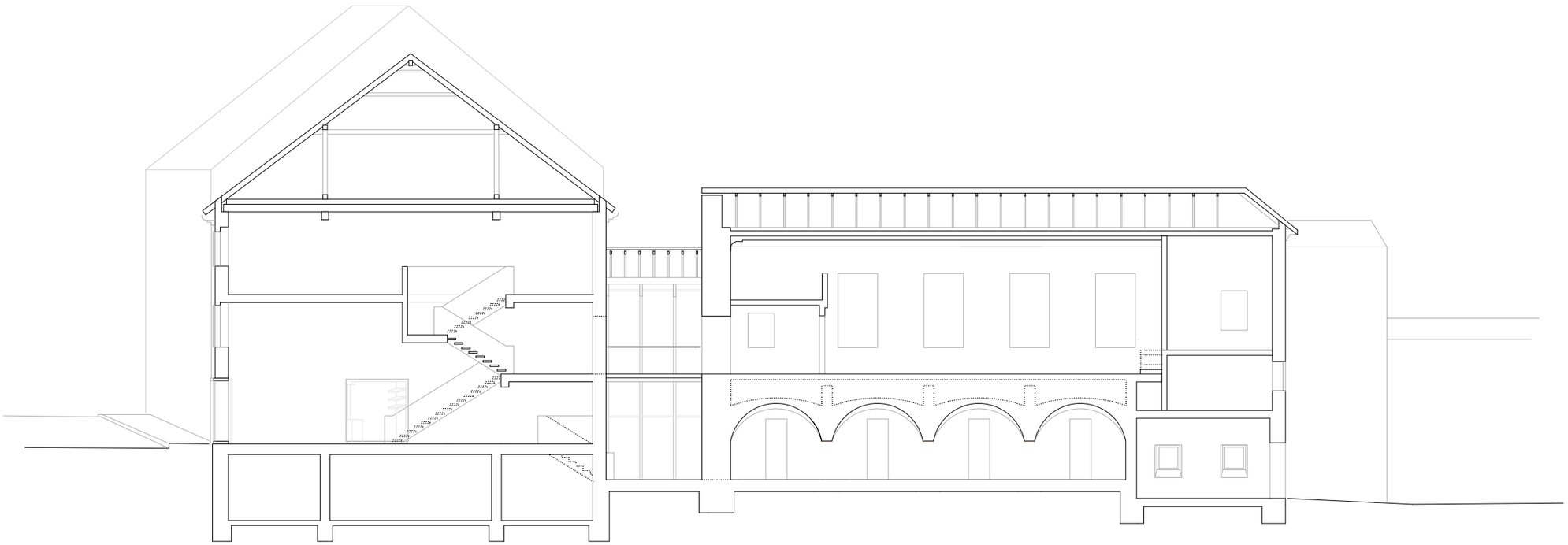


ABB. 129
Schnitt B-B
M 1:200

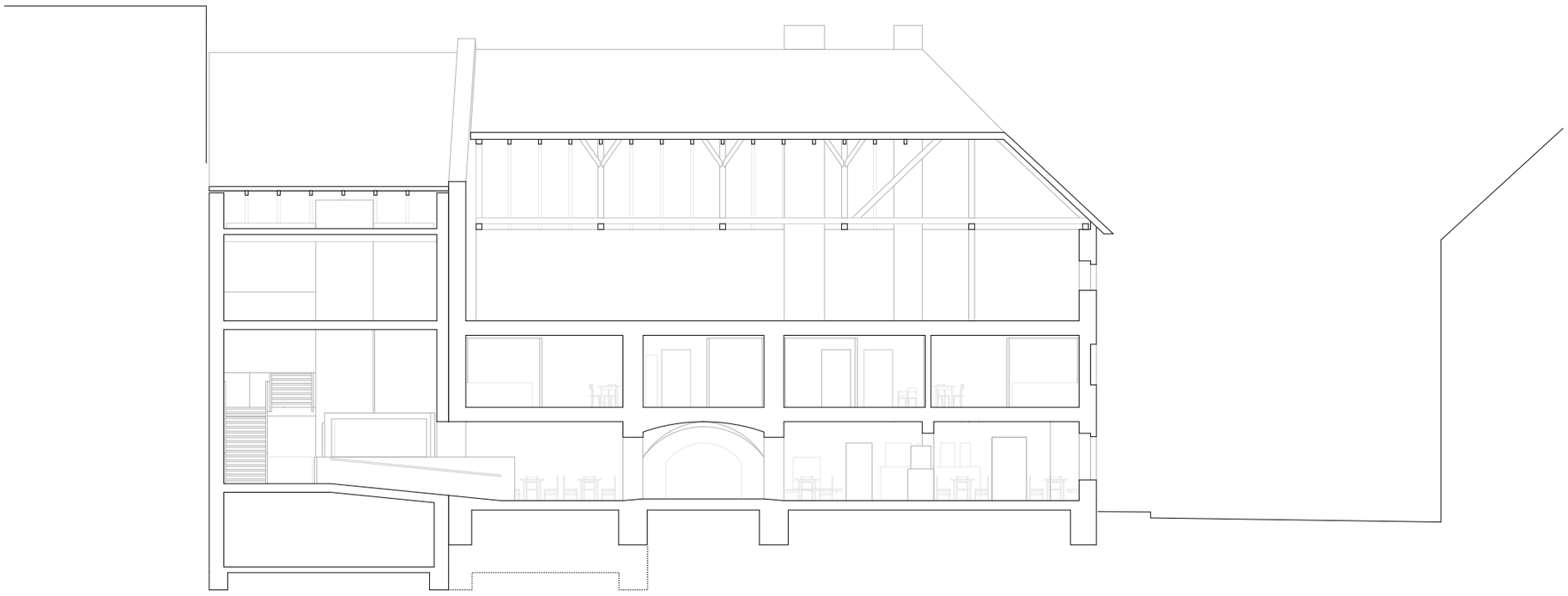


ABB. 130
Schnitt C-C
M 1:200



ABB. 131
Ansicht Südost
M 1:200



ABB. 132
Ansicht Nordost
M 1:200

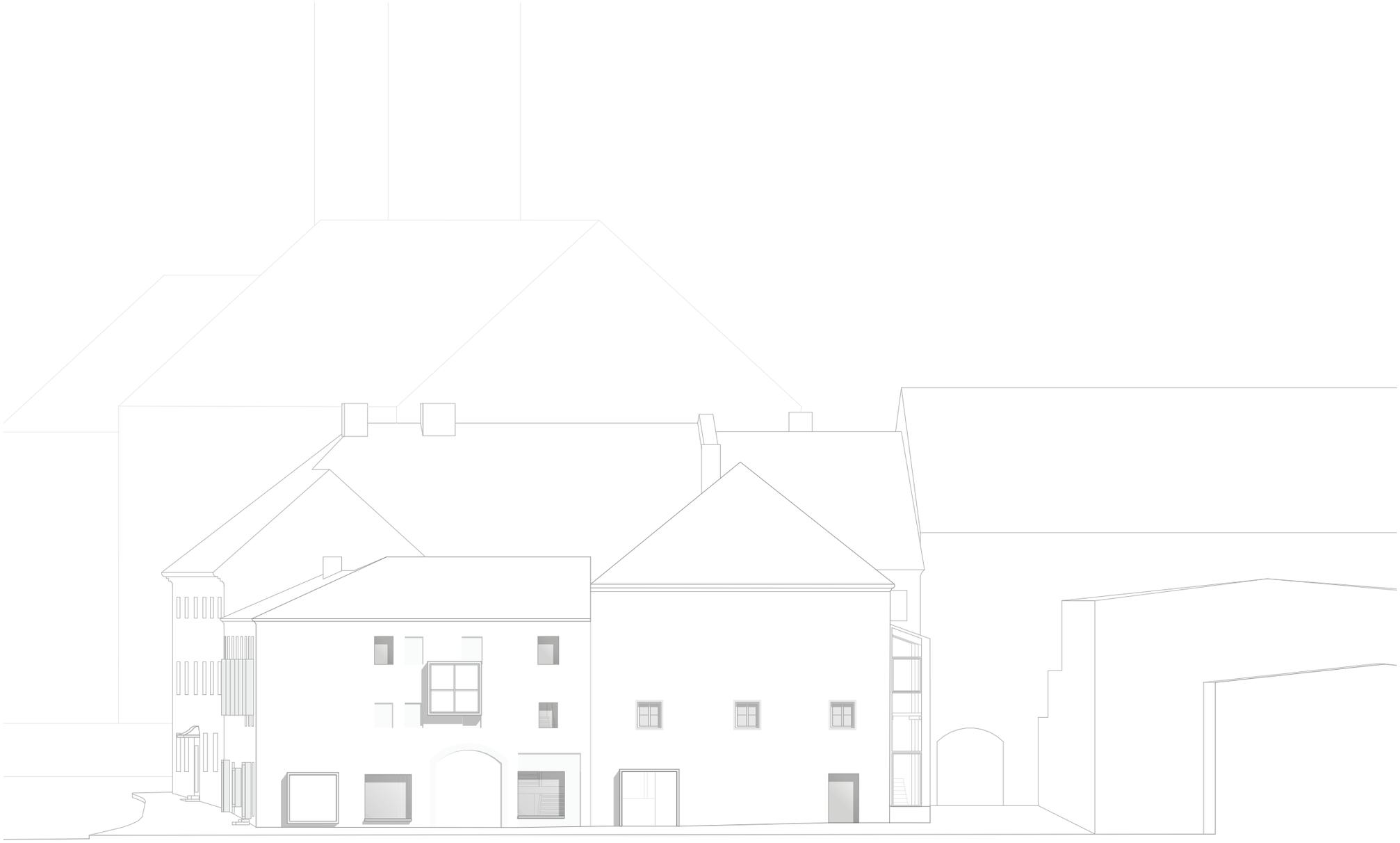


ABB. 133
Ansicht Nordwest
M 1:200



ABB. 134
Ansicht Südwest
M 1:200




ABB. 135 Bäckerladen und Aufgang zum Saal



ABB. 136 Plauderfensterbankerl



ABB. 137 Wintergarten, Außenraum und Tor zum Marktplatz

# Fazit

Was mit der Idee, ein Alterswohnprojekt zu entwerfen, begann, hat sich zu einem viel weiter gefassten Konzept entwickelt. „Wohnen im Alter“ kann nicht als isolierte Thematik gesehen werden, so vielfältig sind die Beziehungen zu anderen Bereichen. Die Wohnung selbst ist die Basis, der Ausgangspunkt — letztendlich ist sie aber immer Teil eines größeren Zusammenhangs: Im räumlichen genauso wie im sozialen Umfeld.

# Anhang

Interviews
Literaturverzeichnis
Abbildungsverzeichnis
Dank

## INTERVIEW MIT MARIA GABRIELE KERSCHUBER, MBA
## SOZIALKOORDINATORIN SHV GRIESKIRCHEN
## Datum: 20.4.2017, geführt von Clara Hamann

CH: Vielleicht können Sie mir zuerst einmal sagen: Ihr Aufgabenbereich beim SHV - Sozialkoordination - was meint das genau?

MK: Also, Case- und Caremanagement, das heißt, einerseits bin ich für Fallmanagement im Einzelfall zuständig, das ist aber schon ein Bisschen in den Hintergrund getreten, weil ich da seit 2 oder 3 Jahren eine Kollegin habe, die sich speziell um das kümmert. Das heißt, Heimplatzobjektivierungen, mobile Dienste, direkt zu den Klienten fahren. Das ist das Case-Management.

CH: Also, vor allem Beratung...

MK: Genau... Beratung, Heimplatzobjektivierung. Ich bin aber nach wie vor als direkte Vorgesetzte zuständig für die Koordinatorin für „Betreuung und Pflege", eben diese Case-Managerin, und auch für die sozialen Beratungsstellen, wo die Menschen mit zahlreichen Problemen hingehen - alles was Pflege betrifft, was finanzielle Probleme betrifft, was Mindestsicherung betrifft, was Delogierungen betrifft, was Verwahrlosung betrifft. Das sind so die großen Felder.

CH: Immer eher in Bezug auf ältere Menschen oder „durch die Bank"?

MK: Nein; Delogierungen, Finanzielles, das betrifft auch oft Junge.
Und andererseits bin ich zuständig für das Care-Management. Das besagt, dass ich für den Bezirk Grieskirchen und jetzt auch für Eferding schaue, dass wir alle Angebote haben, die es im Bezirk braucht, um ältere Menschen versorgen zu können. Das heißt, Heimplätze, mobile Dienste, Sozialberatungsstellen, Demenzberatung, betreubares Wohnen in Kooperation mit den Gemeinden, Essen auf Rädern in Kooperation mit den Gemeinden. Also, dass diese Dienste immer alle „da" sind. Und dann bin ich auch noch für Vernetzungsarbeit im Bezirk zuständig; wenn Sie schon einmal von der WEGE-Kooperation gehört haben - da bin ich auch dabei und mache Koordination mit; bin dann auch im Redaktionsteam vom WEGE-Magazin, organisiere die Bezirkskoordinationstreffen, das ist ein Zusammenschluss zwischen Gesundheits- und Sozialsystem, Planstellenmanagement Oberösterreich. Also, sie sehen, sehr sehr vielfältig. Das läuft alles zusammen bei mir. [WE.G.E. 42: Die Bezirke Wels, Grieskirchen und Eferding (Versorgungsregion 42) haben sich zu einem Netzwerk von Partnern aus der Gesundheits- und Sozialversorgung zusammengeschlossen, Anm.]

CH: Hat sich da in den letzten Jahren viel geändert? Gerade vielleicht in der Vernetzung der Dienste?

MK: Genau. Wir bemerken, das wird immer wichtiger. Planstellenmanagement wird wirklich groß geschrieben bei uns. Das fängt an mit Entlassungsmanagement aus den Krankenhäusern - dass das einfach hintan gehalten wird, dass jemand ohne Versorgung entlassen wird, dass jemand am Wochenende entlassen wird, wo kein Angehöriger zuhause war - was früher eigentlich an der Tagesordnung war. Und da arbeiten wir daran, dass das nicht mehr passiert, dass das koordiniert abläuft. Dass das Krankenhaus sich mit Heimen kurzschließt, wann es wieder zur Rücktransferierung kommt, dass Heime sich kurzschließen mit Krankenhäusern, wenn es zu einer Krankenhausaufnahme kommt, und auch zwischen mobilen Diensten und dem Krankenhaus, damit das Entlassungsmanagement funktioniert.
Das läuft nicht über mich, die schließen sich kurz. Aber ich bin diejenige, die immer wieder zu Sitzungen einlädt, das Ganze am Läufen hält. Wenn es da keinen „Kümmerer" gibt, dann versandet das.

CH: Das heißt, Sie stellen die Grundkommunikation sicher. Und konkreter im Bezug auf das Wohnen - betreutes Wohnen, Altenheime - beginnt dieser Bereich auch schon, sich ein bisschen mehr zu verknüpfen?

MK: Das ist genau das, was wir in Zukunft vorhaben. Grad heute habe ich mit meinem Chef, dem Herrn Bezirkshauptmann, gesprochen und wir haben festgestellt, dass eigentlich diese Ressource des betreuten Wohnens noch ziemlich ungenutzt ist. Es wird zwar als haarscharf als betreubares Wohnen verwendet, aber man müsste das aus meiner Sicht eigentlich noch viel mehr ausbauen. Da würde man sich zum Beispiel ganz viele Heimplätze in der Pflegestufe 3 sparen, wenn da viel mehr Betreuung vor Ort wäre. Vielleicht mit einem Bereitschaftsdienst, oder auch mit jemandem Fixen, der dort Dienst macht. Das käme viel günstiger und hätte den Vorteil, dass die Menschen dort bis an ihr Lebensende bleiben könnten und nicht mehr nochmal ins Heim übersiedeln müssten.

CH: Das heißt, man könnte das Heim überhaupt als „Station" - auslassen, wenn die mobile Betreuung und die Wohnung passt? Gibt es in diese Richtung schon eine generelle Bewegung?

MK: Nein, eben noch nicht. Aber es gibt Bestrebungen vom Land Oberösterreich, zu sagen: Muss das sein, so viele Heimplätze? Kann man das nicht anders organisieren? Muss das immer ein voller Heimplatz sein? Es ist gerade jetzt so ein Umdenken da - oder noch mehr Umdenken - dass man sagt, muss wirklich alles stationär oder im klassischen Altenpflegeheim erfolgen? Oder kann man nicht zum Beispiel geringere Pflegestufen noch auslagern und anders versorgen. Ich sage immer, es fehlt so ein Mittelding zwischen betreubarem Wohnen und Pflegeheim.

CH: Das wären dann Wohngruppen...?

MK: Genau, Wohngruppen vielleicht... Oder wie gesagt, dass man das betreubare Wohnen wirklich zu einem betreuten Wohnen macht, indem man es personalmäßig noch aufstockt. Das sind aber nur Visionen.

CH: Wer betreibt aktuell die betreubaren Wohnen, sind das eher private Betreiber?

MK: Die Organisation läuft über die Gemeinde. Und dann gibt es Hausleitungen, die von Organisationen wie Caritas, Hilfswerk oder rotes Kreuz gestellt werden, und die machen dann mehrmals pro Woche oder einmal pro Woche - je nachdem, wie es organisiert ist - zum Beispiel so Betreuungen, wo man sich trifft, Kaffee trinkt, Geburtstage feiert... und sind auch für Anliegen da. Aber diese Hausleitungen sind wirklich nur zwei oder drei Wochenstunden vor Ort.

CH: Und die Pflege kommt wieder extern?

MK: Die kommt extern, durch die mobilen Dienste. Die Hausleitungen machen Betreuung, Management und Koordination. Und die Pflege - wenn sie die Menschen brauchen - organisieren die mobilen Dienste.

CH: Wäre es vielleicht sinnvoll, wenn das Altenheim involviert wäre - wenn das vielleicht die selben Personen betreiben? Dass zum Beispiel bei Bedarf schneller jemand ins Heim wechseln kann?

MK: Genau. Dahin gehen auch meine Überlegungen. Wir haben die klasse Situation, dass zum Beispiel in Kallham das betreubare Wohnen direkt neben dem neuen Altenheim steht, in Peuerbach ist es das Gleiche. In Waizenkirchen wäre es auch nicht so weit weg. Und dahingehend gehen jetzt meine Überlegungen: Könnte man da nicht mehr Synergien schaffen? Dass das Heimpersonal vielleicht auch im betreuten Wohnen pflegerische Tätigkeiten verrichtet und - wie sie sagen - dass eben die Übersiedlung, wenn es so weit wäre, auch vielleicht leichter von statten geht, weil die Bewohner das Pflegepersonal schon besser kennen. Also, das wäre eigentlich ein ganz ein guter Ansatz. Das ist jetzt einmal eine Überlegung von mir. Ich habe zufällig diese Woche auch von der FH Oberösterreich einen Anruf bekommen - die forschen auch in diese Richtung. Und diese Professorin hat zufällig die selben Gedanken gehabt, den selben Ansatz: „Kann man das nicht irgendwie ausbauen?" Und ich habe gesagt: „Ja, ich bin auch am Überlegen!"

CH: Ich bin in der Literatur auch immer wieder auf diesen Gedankengang gestoßen...

MK: Ja, dann sind wir schon drei! (lacht)

CH: Wenn aber dann mehr Menschen, die eigentlich noch alleine leben können, nicht mehr ins Heim kommen - wird dann das Heim noch mehr zum Pflegeheim?

MK: Ja natürlich. Das ist schon so, dass das klassische Alten- und Pflegeheim wirklich zum richtigen „Pflegeheim“ wird, zumindest noch viel mehr, als es das jetzt schon ist.

CH: Mir hat zum Beispiel der Waizenkirchner Heimleiter gesagt, dass man auch heute schon sagen kann, dass das Altenheim im früher viel mehr Wohnheim war, als es das heute ist.

MK: Genau. Unsere Grundbedingungen - ab wann man überhaupt einen Heimplatz bekommen kann - machen eben diese Koordinatorinnen; die Heimplatzobjektivierung. Die fahren zu den Menschen und schauen, was haben denn die für eine Pflegestufe und was für einen Pflegebedarf? Und unter Pflegestufe 3 braucht man eine sogenannte soziale Indikation, dass man überhaupt einen Heimplatz bekommt. Das sind oft Verwahrlosungsfälle oder wirklich ganz schlechte Wohnbedingungen, wo Menschen noch ohne Fließwasser, ohne WC, Badezimmer wohnen. Das trifft man immer wieder an, so alte Häuschen, wo man dann sagt: So kann man niemanden pflegen, das ist fast nicht mehr menschenwürdig - da ist mobile Pflege einfach nicht ausreichend. Und da machen wir natürlich schon Ausnahmen. Und das dürfen wir als Koordinatoren für Betreuung und Pflege natürlich auch: Sagen, dass jemand zwar erste die Pflegestufe 2 hat, aber die soziale Indikation da ist.
Und sonst eher ab Pflegestufe drei, im Pflegefondsgesetz würde ja sogar seit 1.1.2017 die Pflegestufe 4 vorgeschrieben sein. Da sagt aber das Land Oberösterreich, dass der Trend zwar schon gegen Stufe 4 geht, aber dadurch, dass wir flächendeckend dieses Case-Management haben und das sehr sorgfältig betreiben, darf natürlich nach wie vor Pflegestufe 3 ins Heim. Es muss natürlich schon Pflegebedarf da sein, denn Sie wissen sicher: Pflegestufe 3 ist nicht immer gleich Pflegestufe 3. Bei Demenzkranken kommt man oft nicht aus. Da bricht das ganze soziale Umfeld nieder, weil die Angehörigen so belastet sind. Da muss man bei der Pflegestufe 3 schon dringend handeln und manchmal auch bei einer zweier.

CH: Das heißt, man sieht das dann als zwangsläufige Entwicklung, dass das Altenheim ein reines Pflegeheim wird und schaut, dass ansonsten alle möglichst zuhause wohnen bleiben?

MK: Genau, und mobil versorgt werden.

CH: Das wird die Heime dann wahrscheinlich verändern. Berücksichtigt man das bei den Neubauten jetzt schon?

MK: Es ist so, dass die Sozialplanung dahingehend völlig über den Haufen geworfen worden ist. Zum Beispiel war für Natternbach im regionalen Sozialplan ein Heim geplant, ist aber aus Mangel an Nachfrage - also, weil einfach kein Bedarf da war, gecancelt worden, befindet sich nicht mehr im Sozialplan. Was natürlich auch erschwerend hinzukommt, ist die 24-Stunden-Betreuung. Die hat uns auch einen völligen Strich durch unsere Sozialplanung gemacht. Das sind fast nur höhere Pflegestufen, grundsätzlich erst ab 3. Die Unterstützung durch den Staat, vom Bundessozialministerium, gibt es erst ab Stufe 3, 550€ Zuschuss. Wir haben momentan in Grieskirchen 170 24h-Pfleglinge - Eferding hat 116. Das wären fast zwei Heime!

CH: Das heißt also, wenn die 24h-Pflege von der Bevölkerung nicht so forciert werden würde, würde es mehr Wohnangebote [für ältere Menschen] geben!

MK: ...müssen! Genau, ja! Das wären - wenn ich von 90 Plätzen ausgehen würde - zwei Heime, die man zusätzlich brauchen würde.

CH: Beziehungsweise ist wahrscheinlich auch die Hemmschwelle oft groß, dass sich zum Beispiel über betreutes Wohnen gar niemand informiert...?

MK: Der Trend geht einfach in Richtung: „Ich will zu Hause gepflegt werden“.



CH: So wie ich es in meinem Umfeld erlebt habe, ist die 24h-Pflege dann der letzte Ausweg, wenn es nicht mehr anders geht, und man nicht ins Heim will.

MK: Genau.

CH: Ich könnte mir vorstellen, wenn sich die ältere Bevölkerung früher aktiv informieren würde bzw. vorbereiten würde, wie ein Umzug oder die Pflege ablaufen könnte...

MK: ...sie glauben, wenn man sie früher an solche Wohnformen gewöhnen würde, wie das betreute Wohnen, dass sie dann leichter auch ein Heim annehmen würden?

CH: Ja auch... Dass man, solange man noch selbstständig ist, schon umzieht. In ein betreutes Wohnen, oder die eigene Wohnung zumindest schon umbaut,.. Meistens wird das dann ja alles von der Familie organisiert, die 24h-Pflege,...

MK: Auf alle Fälle, ja. Der Trend muss glaube ich gehend sein, dass sich ein alter Mensch zeitgerecht Gedanken macht. Nur ist das ein ganz, ganz frommer Wunsch - das wird hinausgezögert, bis - verzeihen Sie den Ausdruck - bis fast zum bitteren Ende. Das glaubt keiner, dass die Situation eintritt, das wird verdrängt, der Kopf in den Sand gesteckt - „mich trifft das nicht“ - und wenn es dann so weit ist, ist dass immer so ein: „Boah... jetzt hat es mich auch getroffen“. Und schnell, schnell muss dann eine Versorgung aufgestellt werden.

CH: Wird die Sozialberatung eher von den Angehörigen in Anspruch genommen?

MK: Ja, genau. Die Angehörigen kommen dann auf die Sozialberatungsstellen und schildern uns meistens schon Zustände, wo es schon fünf vor zwölf ist. Wo Angehörige lange versuchen, die Betreuung zu übernehmen und dann völlig überfordert sind, oder wo mobile Dienste nicht mehr ausreichen, wo die Angehörigen in der Nacht gefordert sind. Die Beratung wird oft sehr spät in Anspruch genommen, auch die ganzen Angebote - obwohl wir immer wieder durch Vorträge, durch Schaltungen in den regionalen Medien, durch Homepages,... aber es informiert sich keiner, so lange es nicht unbedingt sein muss, das haben wir schon herausgefunden.

CH: Sie wissen also auch nicht mehr, was man da noch unternehmen könnte.

MK: Ganz ein schwieriges Thema... Und ich glaube auch, dass meine Generation da schon viel aufgeklärter ist. Aber die Generation, die das gerade wirklich braucht, negiert das teils noch völlig.

CH: Und warum? Vielleicht weil Pflege früher so ein familieninternes Thema war?

MK: Genau, die kommen noch aus einer Generation, wo die Großfamilien noch Tradition waren, wo die Herkunftsfamilie vielleicht noch so eine Großfamilie war... Teilweise kenn sie natürlich noch die erste Generation der Heime, diese „Armenhäuser“, „Verwahrungsanstalten“ und welche grauslichen Namen es da gegeben hat... Wo vielleicht ihre eigenen Großeltern gepflegt worden sind und dann sagen sie: „Um Gottes Willen, in so ein Armenhaus geh‘ ich nicht!“ - Das hören wir immer wieder. Darum ist es auch ganz wichtig, dass man gerade in Alten- und Pflegeheimen Öffentlichkeitsarbeit macht; immer wieder mal ein Tag der offenen Tür, Tag der Altenpflege,... wie es eh schon passiert. Dass man die Menschen hereinholt, „schaut her, da ist nichts Schreckliches, das ist nicht mehr, wie es vor 50, vor 100 Jahren war.“ Und die Generationen, die 5. Generation der Häuser, so wie wir es in Kallham fast schon gebaut haben - wo ein Veranstaltungssaal drin ist, ein Kindergarten, eine Arztpraxis... Da schaut man, dass die Öffentlichkeit, also die Gemeinde, auf natürliche Weise in die Häuser kommt, damit das seinen Schrecken verliert. Das ist eigentlich die Idee dahinter.

CH: ...also fast schon gar nicht mehr aus dem Hintergrund, dass die Bewohner eingebunden sind, sondern umgekehrt...?

MK: (lacht) Natürlich auch, dass die Bewohner eingebunden sind, aber im umgekehrten Sinn auch die Gemeinde!

CH: Und Tagesbetreuung?

MK: Tagesbetreuung haben wir im Bezirk heimintern, die sogenannte integrative Tagesbetreuung. In Haag am Hausruck haben wir eine solitäre Tagesbetreuung, die macht der Verein „Vital“, und wird auch vom SHV subventioniert.

CH: Bei uns im Bezirk gibt es ja noch nicht so viele Tagesplätze...

MK: Nein, das wird eher schlecht angenommen. Komischerweise wird auch der „Angehörigen-Entlastungsdienst“ schlecht angenommen. Das ist die stundenweise Betreuung, die von den mobilen Diensten gestellt wird. Und es scheitert immer an den Kosten. Es kostet natürlich etwas, je nachdem - es ist eh sozial gestaffelt, aber es scheitert oft daran, und dann sagen die Leute: „Nein, schauen wir um eine Nachbarin um,...“

CH: Und die Leute in der Tagesbetreuung, sind das eher demente Personen?

MK: Von, bis - teils, teils!

CH: Also auch Personen, die einfach nur Pflegebedarf haben.

MK: Genau. Und auch, damit sie nicht vereinsamen, damit sie Gesellschaft haben...

CH: Wissen Sie, wie das dann von den Pflegebedürftigen selbst angenommen wird?

MK: Ja also, wenn sie dann da sind, dann gefällt es ihnen schon! Weil sie „unter die Leute kommen“ und dann haben wir die Aussagen: „Ma, ich möcht‘ dann irgendwann auch ein Zimmer da!“ Also da wollen die dann oft schon nicht mehr heimgehen.

CH: Das heißt, es ziehen davon dann auch immer wieder Menschen ins Heim.

MK: Wenn sie den Pflegebedarf dann haben, ja. Ich finde das sehr gut für den sanften Heimeinzug, wenn Tagesbetreuung ausprobiert wird, wenn Kurzzeitpflege ausprobiert wird,... Dass dieser Heimeinzug nicht so etwas Traumatisches ist, sondern, dass sich der alte Mensch langsam ein- und angewöhnt. Da gibt es ja auch schon hochinteressante Studien, die besagen: Diese Heimeinzüge, die direkt vom Krankenhaus erfolgen, sind diejenigen, die am meisten Trauma verursachen. Die, die so plötzlich kommen - man kann sich von zuhause nicht mehr verabschieden! Das sind oft die Menschen, die nach kurzer Zeit schon versterben. Wir führen ja immer Statistik über die Verweildauer: Wir haben zum Beispiel im Bezirk Grieskirchen letztes Jahr acht Personen gehabt, die unter einem Monat im Heim waren. Das ist oft wirklich... - wie man so schön sagt - einen alten Baum verpflanzt man nicht. Und wenn man ihn verpflanzt, muss man damit sehr, sehr sorgfältig umgehen.

CH: ...nicht im letzten Moment...

MK: Genau, genau. Und genau dahin gehen wieder die Überlegungen von vorhin; kann man nicht im betreubaren Wohnen sozusagen ein „Heim light“ machen, damit viele das Heim vielleicht gar nicht brauchen, beziehungsweise auch, damit der Einstieg sanfter wird. Damit sie institutionelle Pflege schon gewöhnt sind.

CH: Sie haben Ihre Statistik erwähnt, gibt es da vielleicht auch Erhebungen, wie viele Menschen auch in anderen Wohnformen leben könnten, jetzt aber im Pflegeheim wohnen?

MK: Nein. Aber ich würde sagen, eher wenige. Durch die Heimplatzobjektivierung schauen wir ja im Vorfeld schon, ist das Heim wirklich das Mittel der Wahl oder gibt es noch etwas anderes? Darum heißt es ja Heimplatzobjektivierung - wir schauen, muss es denn wirklich schon sein? Weil, wenn meine Kollegin - oder in Vertretung auch ich - hinkommen und sehen, da kann man auch die mobilen Dienste noch ausbauen oder ein betreutes Wohnen ist vielleicht gescheiter, dann sagen wir eh - nein, das ist noch kein Heimplatz, überlegen Sie sich, ob Sie nicht ins betreute Wohnen ziehen oder mobile Dienste vermehrt annehmen wollen - oder mal eine Tagesbetreuung besuchen. Das klären wir im Vorfeld schon.

CH: Wie lange ist beim betreuten Wohnen denn im Schnitt die Wartezeit, wenn jemand einziehen möchte?

MK: Beim betreubaren Wohnen - das verwaltete die Gemeinde - habe ich keine genauen Zahlen. Ich weiß nur, das kommt sehr auf die Gemeinden an und darauf, wie „emotional besetzt“ das jeweilige Haus ist. Da gibt es Häuser, die haben einen sehr sehr guten Ruf - und das spricht sich ja unter alten Menschen sehr herum. Da haben wir im Bezirk welche, da gibt es eine Warteliste, und dann wiederum gibt es Häuser, wo Wohnungen leer stehen oder teilweise sogar an junge Menschen vergeben werden, damit sie überhaupt besetzt sind. Ich weiß es von meiner Mutter - in Grieskirchen hat sie ein Jahr mit dem Einzug gewartet, da wurde sie aber schon zweimal angerufen, ob sie den Platz nicht schon braucht.

CH: Also der Platz wäre schon frei gewesen.

MK: Ja, er wäre frei gewesen, aber sie hat noch gezögert. Da musste erst die Zeit reif sein.

CH: Das heißt also, in der Regel sind das sehr verträgliche Wartezeiten, man muss sich nicht Jahre vorher schon anmelden.

MK: Nein, nein,... Und wenn, dann melden sich viele an, „damit sie halt schon einmal angemeldet sind“ - pro forma.

CH: Noch einmal zurück zur 24h-Pflege - glauben Sie, das wird noch mehr? Gibt es da Statistiken, wie viele PflegerInnen überhaupt noch kommen werden in Zukunft?

MK: So eine Statistik kenne ich nicht... die Trends sind eher so, dass die Herkunftsländer der PflegerInnen immer weiter weg rücken. Früher aus Tschechien, jetzt aus der Slowakei, aus der Ukraine,... Staaten, wo die Ausbildung qualitativ - ich sage jetzt einmal „nicht mehr das ist“...

CH: Und je weiter weg die PflegerInnen wohnen, umso länger bleiben sie dann jeweils hier. Ich finde das nicht sehr sozial verträglich, wenn ein Mensch ein halbes Jahr von seiner eigenen Familie weg bleibt...

MK: Für mich grenzt das an modernes Sklaventum, sage ich ganz ehrlich. Diese Regelung, die es eigentlich sein sollte - vierzehntägig und dann wieder vierzehntägig daheim - stelle ich mir auch schon schlimm vor aus menschlicher Sicht! Aber so wie es teilweise die Agenturen handhaben - die PflegerInnen sind monatelang hier, bevor sie wieder einmal heimfahren - das finde ich echt schlimm.

CH: Und das so viel auf ausländische Pflege zurückgegriffen wird, liegt das auch wieder am Finanziellen, oder weil es bei uns zu wenige PflegerInnen gibt?

MK: Nein, ich glaube, das ist auch wieder dieser Trend: Zuhause bleiben. Das Angebot ist da, und die Menschen bleiben natürlich irsinnig gern zuhause. Das ist der Hauptgrund. Und was natürlich auch mitspielt, ist, dass das natürlich mit den 550€ gut gefördert wird. Wenn ich dann noch eine hohe Pflegestufe habe und ein bisschen etwas von der Pension zuschieße - dann ist das machbar. Und teilweise wird es auch von Familien gern angenommen, wo zum Beispiel das Haus noch nicht übergeben worden ist. Bevor die ihr Haus belehnen, oder der SHV auf‘s Grundbuch geht - nehmen die sich lieber eine 24h-Pflege und finanzieren das so. Da gibts dann Modelle, wo sogar mehrere Kinder zusammenzahlen, nur, um das Haus nicht zu verlieren.

CH: Wobei es, wenn eine zu pflegende Person zum Beispiel in einer Tagesbetreuung ist, und morgens und abends ein mobiler Dienst kommt - vielleicht sogar billiger wäre als eine 24h-Pflegekraft?

MK: Ja, auch so könnte man das lösen. Wir bemerken auch, wenn ein Familiensystem dahintersteht, also wenn eine 24h-Betreuung vor Ort ist und die Familie ist trotzdem im selben Haus, oder irgendwie in der Nähe ist, dann funktioniert das meistens sehr gut. Wo es oft problematisch ist, ist, wenn alte Menschen ganz allein mit der 24h-Pflege sind und die Familie ist - zum Beispiel - in Wien. Das ist eigentlich sehr häufig - man studiert irgendwo, man bleibt am Studienort hängen, beginnt dort zu arbeiten, etc. - die Jungen wandern ab und die Alten bleiben zurück. Und irgendwie denke ich mir, ist es schon gut, wenn gleichzeitig auch noch eine Familie da ist, die ein bisschen ein Auge drauf wirft, wie die Versorgung läuft; auch: Wie geht es den PflegerInnen? Diese Menschen werden ja eigentlich fast Teil unserer Familie! Das geht in solchen Konstellationen, wo nur die Pflegerin und die zu pflegende Person sind, oft völlig unter. Da denke ich mir, wie arm die sind.

CH: Und andere Wohnformen - wie zum Beispiel Senioren-WGs oder Generationenwohnen - ist so etwas in unserer Region auch schon im Kommen?

MK: Senioren-WGs, dieses Modell gefällt mir auch sehr gut. Da gibt es in Wels die Demenz-WG, mittlerweile sind das schon zwei. In der alten Dragonerkaserne - architektonisch ja auch sehr interessant! [Revitalisierung des historischen Gebäudekomplexes durch Einbau von Mietwohnungen, einer betreuten Wohngruppe für Menschen mit Demenz und gewerblich genutzten Flächen, ab 2009 vom Architekturbüro Luger&Maul, Anm.] Da sind zwei WGs modern in der alten Bausubstanz hergerichtet worden. Da leben Demenzkranke, mittelgradig dement. Die leben zu Zehnt - jeder hat sein Einzelzimmer, es gibt einen großen Gemeinschaftsraum, eine Gemeinschaftsküche - und bewältigen den Alltag gemeinsam. Da ist eine Fixangestellte vor Ort, meistens einE PraktikantIn, ein Zivildiener, jemand vom sozialen Jahr,... wenn jemand körperliche Pflege benötigt, kommt ein mobiler Dienst und es ist auch eine Bereitschaftspflege dort, in der Nacht. Die erste WG gibt es seit 2010, jetzt sind natürlich die Menschen, die damals mittelgradig dement eingezogen sind, älter geworden und teilweise schwer dement. Der Bereitschaftsdienst ist jetzt schon eher ein Nachtdienst, die muss jetzt schon viel auf sein. Aber - das ist auch ein sehr interessantes Projekt - man hat da auch eine Studie gemacht, das wurde von der FH Oberösterreich betreut - dass die Menschen, weil sie eben so viele sozialen Kontakt haben, und noch so gefordert sind, weil sie viel im Haushalt mithelfen - die Demenz weniger rasch fortgeschritten ist, als in einem klassischen Alten- und Pflegeheim. Und ganz viele leben jetzt nach sieben Jahren noch, nur eine Person ist verstorben und eine ist ins Altenheim gezogen.

CH: Und wer hat das initiiert?

MK: Die Stadt Wels - die Seniorenbetreuung der Stadt Wels.

CH: Und die beiden WGs hängen zusammen?

MK: Genau. Die ist aber an einem anderen Platz in der Dragonerkaserne, und auch eine eigenständige WG. Das funktioniert recht gut! Ich habe sie einmal besucht und war sehr, sehr angetan. Einfach schon vom Feeling, wenn man hineingeht - man spürt das ja sofort, ob wo eine gute Stimmung, eine gute Schwingung, eine gute innere Haltung des Personals ist - das hat mir sehr, sehr gut gefallen.

CH: Könnte man nicht solche Modelle bei der Planung eines Altenheims baulich schon mitdenken, wäre das eine Zukunftsversion?

MK: Das wäre eine Zukunftsvision. In Kallham ist das sogar im Pflegekonzept gestanden und noch nicht ausgeschlossen, dass man das in einer weiteren Ausbaustufe integriert. Es ist so, dass man so eine Demenz-WG in Zukunft ans Altenheim Kallham andocken könnte, zumindest organisatorisch und vom Personal her.

CH: Aber das heißt, von der Pflege her, ist es nicht zwingend so, dass der Demente auf der Demenzstation wohnen muss, mit Rundgang und Demenzgarten - sogar der schwer Demente kann noch in so einer WG wohnen bleiben?



MK: Genau, nur brauche ich dann halt eher einen Nacht- als einen Bereitschaftsdienst. Wie gesagt, es wäre ja sogar in der Familie möglich, wenn nicht diese Tag-Nacht-Umkehr teilweise hinzukommt, oder diese Wandertriebe, die der Familie oft sehr zu schaffen macht. Das kann ich natürlich mit professionellem Personal besser handlen - erstens kommt da jede Nacht jemand anders, da ist nicht immer der Selbe da, der schauen muss, dass er den wieder beruhigt, irgendwie zum Schlafen bringt, an seiner Wanderung hindert - beziehungsweise schaut, dass der zwar im Garten ein bisschen wandert, aber nicht irgendwie davongeht. Das verteilt sich so einfach auf mehrere Personen und zuhause scheitert es oft daran, dass es gar keine Ruhephase mehr gibt. Oft scheitert auch die 24h-Betreuung von Dementen. Da haben wir auch die Erfahrung gemacht, dass diese Betreuungen oft relativ rasch in Richtung Heimplatz gehen.

CH: Und Generationen-Wohnprojekte...?

MK: Generationenprojekte haben wir hier in der Gegend noch nicht. Ich habe mich auch schon damit beschäftigt und denke mir, das gefällt mir persönlich sehr gut - es steht und fällt halt mit der Haltung und der Einstellung der Menschen, die dort wohnen. Ich muss ein sozial eingestellter Mensch sein, ich darf mit alten Menschen kein Problem haben, ich darf mit Kindern kein Problem haben. Wenn ich irgendwo wohnen will, wo ich meine Ruhe habe, dann bin ich in einem Generationenwohnen völlig falsch. Ich halte sehr viel davon, aber man muss sich die Menschen sehr gut anschauen - wer zieht da ein? Und vor allem auch gut aufklären, was das bedeutet.

CH: Das heißt, solche Projekte sind vielleicht erfolgreicher, wenn die Leute das selbst initiieren?

MK: Ja, das sehe ich auch fast so...

CH: Ist allgemein in den Gemeinden das Verständnis für die Entwicklung einer stärkeren Vernetzung in der Pflege, alternativen Wohnmodellen wie den WGs in Wels, etc. da?

MK: Teils, teils. Da gibt es Gemeinden, die sehr aufgeschlossen sind, dann gibt es Gemeinden, die wirklich nicht aufgeschlossen und noch sehr auf dieser „alten Schiene“ sind. Es gibt Gemeinden, die verstehen nicht einmal, dass nicht jede Gemeinde ein eigenes Alten- und Pflegeheim haben kann. Da gibt es wirklich die ganze Bandbreite.

CH: Gerade ein betreubares Wohnen ist ja für die Gemeinde nicht so ein großer Aufwand im Vergleich zu einem ganzen Heim, was ja oft unfinanzierbar ist für eine Gemeinde - wie zum Beispiel in Waizenkirchen.

MK: Dort ist es eben so, dass da Gespräche gelaufen sind, man weiß aber auch noch keinen genauen Zeitpunkt und es wird abgewartet, wie der Bedarf dann wirklich ist - auch in Richtung Eferding hin. Danach richtet sich dann die Größe - das ist sozusagen das Zünglein an der Waage, wie sehr man da mit Eferding kooperiert, was mit der Leumühle passiert, wie groß man dann Waizenkirchen macht. Und Waizenkirchen [das Alten- und Pflegeheim, Anm.] hat ja jetzt nicht so eine schlechte Bausubstanz, dass man sagt, das müssen wir jetzt nächstes Jahr schon in Angriff nehmen, sondern das Heim ist ja noch gut beisammen, ist auch einmal generalsaniert worden, und ist auch nach wie vor sehr beliebt. Da sind wir sehr froh, dass wir diese Dinge da vorher noch abklären können, damit wir dann die richtige Größe festlegen können und dann wird auch der Zeitpunkt festgelegt, ab wann der SHV dann übernimmt. Aber dass wir es übernehmen, das ist fix.

CH: Wenn der SHV nun ein Altenheim als ein Projekt entwickelt - ist das dann immer stark in Zusammenarbeit mit der Gemeinde, mit dem Altenheim selbst, dem Personal...?

MK: Da ist natürlich immer die Gemeinde mit im Boot und auch die bestehende Heimleitung, die Pflegedienstleitung sind natürlich auch mit im Boot.

CH: Ist ein Altenheim immer weniger eine eigene, abgeschlossene Organisation?

MK: Es ist so: Der Sinn und Zweck vom SHV ist, dass nicht jede Gemeinde das eigene Süppchen kocht, und jeder stellt ein 30, 40-Betten haus hin - das ist total unwirtschaftlich. Sondern man schaut, dass es in den Sozialsprengeln je nach Bevölkerungsdichte so oder so viele Heimplätze gibt. Da gibt es einen Bedarfs- und Entwicklungsplan, wo man genau weiß - in der Mitte des Bezirks, die am dichtesten besiedelt ist, braucht man so viele Heimplätze, im Norden so viele,... Dann passt man das natürlich an die regionalen Gegebenheiten an - das ist dann wieder eher mein Part - und dann schaut man, wie viele braucht man jetzt tatsächlich. Das ist jetzt ein Novum, dass wir Eferding ein bisschen mit beobachten - wie entwickelt sich die Leumühle? Die wäre auch neu zu bauen, baut man sie wirklich dort wieder hin, baut man sie nach Alkoven,... Da gibt es die verschiedensten Überlegungen. Nach dem richtet sich dann die Heimgröße in Waizenkirchen. Ein Bürger, der Pflege braucht, hat ja kein „Mascherl" - es ist ja nicht so, dass dort dann Eferding ist, und der darf nicht über die Grenze drüber. In Waizenkirchen sind ja zum Beispiel viele Bewohner aus Prambachkirchen, die „sehen ja fast herüber" zu uns, da kann man ja nicht sagen, denen bleibt das Heim verschlossen. Man muss sich da viel mehr vernetzen und öffnen, diese politischen Bezirksgrenzen sind wirklich mehr oder weniger nur mehr am Papier vorhanden.

CH: In Kallham ist zum Beispiel ein Kindergarten in das neue Altenheim integriert - kommen solche Anregungen eher von den Gemeinden?

MK: Genau, ob es dort eventuell Kooperationen gibt.

CH: In Waizenkirchen steht das Altenheim ja direkt neben der Schule, könnte es da Gemeinsamkeiten, gemeinsame Funktionen geben?

MK: Genau, Essenszubereitung, Essen auf Rädern, Schulausspeisung - dass das zum Beispiel in einer gemeinsamen Küche gemacht wird, solche Kooperationen. Da denken wir dann sicher gemeinsam mit der Gemeinde über solche Entwicklungen nach.

CH: Welchen Stellenwert hat das Wohnen im Altenheim?

MK: Der Trend geht Richtung Wohnen.

CH: Obwohl immer mehr pflegebedürftige Menschen dort wohnen.

MK: Trotzdem der Trend Richtung Wohnen. Das wird uns teilweise auch angekreidet - „Warum braucht jeder Pflegebedürftige sein Einzelzimmer und sein eigenes Bad?" - solche Fragen müssen wir uns gefallen lassen.

CH: Vonseiten der Politik...?

MK: Mhm. Ich sage immer, das braucht man mich gar nicht fragen, denn jeder Mensch hat einfach Recht auf Privatsphäre, jeder Mensch hat Recht auf Intimsphäre! Natürlich werden Bäder dann teilweise nicht so genutzt, dass jemand in die Dusche gestellt wird, aber man muss sich das vorstellen! Soll das Pflegepersonal dann wieder mit Waschschüsseln quer über den Gang laufen zu einem Stationsbad, mit Leibschüsseln quer über die Station... das ist einfach nicht mehr state of the art heutzutage! Vielleicht muss man nachdenken über Badgrößen, etc. - aber ich denke mir, das Recht, dass jeder die Möglichkeit hat, die Körperpflege auf dem eigenen Zimmer zu verrichten oder verrichten zu lassen, das ist einfach eine Grundvoraussetzung heutzutage, das ist für mich gar kein Thema. In Richtung Wohnen geht es einfach. Wenn man sich die Häuser heutzutage anschaut: Es wird sehr viel auf Farben geachtet, auf gute Materialien geachtet, auf schöne Bodenbeläge geachtet, auf Deko geachtet, dass es einfach wohnlich ist! Es gibt ja keine Speisesäle mehr, das Essen wird jetzt in Wohnbereichen angereicht - dass so ein bisschen diese Familienstruktur sozusagen nachempfunden wird. In jeder Wohngruppe sind bis ca. 14 Menschen. Die Küche kommt mit dem Essen herauf, da gibt es Geschirrgeklapper, Essensduft,...

CH: ...einen Geschirrspüler...

MK: ...ein Geschirrspüler läuft, eine Kaffeemaschine,...! In modernen Heimen haben wir überall Kaffeemaschinen am Stockwerk, da wird auch das Geschirr am Stockwerk gewaschen, da wird vielleicht mal eine kalte Jause hergerichtet, da werden zu Weihnachten Kekse gebacken, zur Herbstzeit Apfelmus gemacht,... wie auch immer - das ist das, worauf man immer mehr Wert legt: Dass es wohnlich wird und - man sagt dazu Normalitätsprinzip - dass so ein Hauch von Normalität wieder einzieht. In den 70er/80er-Jahren war das ja völlig daneben - da war es mehr Krankenhaus als Pflegeheim, davon sind wir aber Gott sei Dank wieder weg.

CH: Haben Sie das Gefühl, dass für solche neuartigen Konzepte „das Geld da ist"?

MK: Es ist so, Kallham ist ja wirklich sehr, sehr schön geworden, sehr wohnlich, von den Materialien her sehr schön - ich weiß, dass diese 105.000 - die es da pro Bewohner ja gibt - äußerst, äußerst, äußerst knapp sind.

CH: Wie verhält sich Oberösterreich im Vergleich zu anderen Bundesländern, würden Sie sagen, innovativ?

MK: Es gibt sicher Bundesländer, die noch innovativer - also, innovativer - sind. Vorarlberg, ist zum Beispiel sehr innovativ. Aber es gibt auch Bundesländer, die weit, weit hinter uns sind.

CH: Also sind wir irgendwo im Mittelfeld?

MK: Ja, doch... aber schon in einem sehr, sehr guten Mittelfeld. Eher sehr weit vorne, würde ich sagen.

CH: Gibt es so etwas wie einen Plan, eine Strategie für die Zukunft?

MK: Es gibt einen regionalen Sozialplan,: Wieviele Heime wir noch brauchen - wie gesagt, der Neubau Waizenkirchen...

CH: Ich meine eher, ob es Überlegungen dazu gibt, in welche Richtung sich die Pflege generell entwickelt...

MK: Wir nehmen jetzt an einem Projekt teil, „Integrierte Versorgung Demenz". Dazu gibt es in Kallham ein Projekt, wo der Kick-Off im Mai ist. Da schaut man innerhalb des Heimes, wie man Demenzkranke so richtig gut versorgen kann. Wir haben in Kallham dazu baulich die Voraussetzung geschaffen, mit der „basalen Gruppe" (weil wir sie nicht „Demenzgruppe" nennen wollten). Da geht es um wirklich schwerst Demente, man hat beobachtet, dass schwerst Demenzkranke oft in ihren Einzelzimmern liegen und die ganzen sozialen Kontakte die sie noch haben, sind die Pflegerunden des Personals: In der Früh, mittag, am Nachmittag, am Abend und in der Nacht - das war's. Und wir haben gesagt, das ist viel zu wenig! Man muss sich vorstellen, man liegt dort und starrt auf die Decke, schrecklich! Wir haben gesagt: Was tun wir, um die sozusagen Ärmsten der Armen in ihrer letzten Phase noch gut zu unterstützen? Wir haben eine sogenannte „Tagesoase" gemacht. Sie haben ganz normal ihre Einzelzimmer - das geht von der Heimverordnung her sowieso nicht anders - es ist aber der Gemeinschaftsraum so groß konzipiert, dass man da mit Betten oder Mobilisations-Sesseln sehr bequem herausfahren kann, die da wirklich alle hinstellen kann. Dann gibts eine kleine Kochgelegenheit in der Mitte, wo man auf ganz natürliche Art und Weise Geschirrklappern hört, einen Duft riecht; wo jemand vor Ort ist, der sich um die wenigen Menschen, die in dieser Phase sind, intensiv kümmert. Mit diesem Konzept haben wir Gott sei Dank beim Projekt IVD [IVDOÖ, Integrierte Versorgung Demenz Oberösterreich, Anm.] punkten können und bekommen für eine gewisse Zeit eine halbe Personaleinheit durch dieses Projekt gefördert, die sich speziell mit den Demenzkranken dort beschäftigt. Eine halbe PE gehen wir über den Personalschlüssel drüber, das schießt der SHV zu, und dann schauen wir, wie das läuft. Was auch besonders an dem Projekt ist: Es wird multiprofessionell sein. Es kommt dann auch ein Facharzt für Neurologie und eine Psychologin für einige Stunden dazu, damit die Betreuung nicht nur pflegelastig ist, sondern auch andere Professionen mit einbezogen sind. Darauf freuen wir schon sehr! Erstens, dass wir mit dem Projekt angenommen wurden - und die baulichen Voraussetzungen sind ja auch schon da, jetzt freuen wir uns, dass wir das so mit Leben füllen können.

Wir denken ständig irgendwie nach: Was könnten wir besser machen, was könnten wir noch tun...

Was ich Ihnen auch noch sagen kann: Das mäeutische Pflegemodell leben wir auch schon in drei Häusern im Bezirk. Das ist ein sehr personenzentriertes Modell, das sich ganz individuell und wirklich speziell mit dem einzelnen Bewohner beschäftigt - was dieser Mensch wirklich braucht, was seine höchst individuellen Bedürfnisse sind. „Meäutik" heißt eigentlich „Hebammenkunst", das heißt, den Schatz, den jeder Mensch in sich hat - diese Ressourcen - zu heben. Natürlich ist das auch abhängig vom Personal, das ist eine innere Haltung. In Kallham wird das zum Beispiel schon sehr intensiv gelebt - vom alten Peuerbacher Team, das dann auch wieder nach Peuerbach weitergeht [nach der Fertigstellung des neuen Alten- und Pflegeheims Peuerbach, Anm.], das Marienheim in Gallspach hat das auch, und Pram hat auch damit angefangen. Das sind Häuser mit einem ganz, ganz guten Flair. Wenn Sie zum Beispiel nach Gallspach ins Marienheim gehen, wissen Sie genau: Irgendwie hat das Haus gute Schwingungen. Ganz, ganz klass.

## INTERVIEW MIT GERHARD MAIR
## LEITER ALTEN- UND PFLEGEHEIM WAIZENKIRCHEN
### Datum: 19.4.2017, geführt von Clara Hamann

CH: Das Altenheim Waizenkirchen wurde in den 90er-Jahre renoviert –

GM: Von 1992 bis 1995 wurde es renoviert; es wurde aufgestockt – das Dachgeschoß kam ¬als eigenes Geschoß dazu - und auch beim Küchentrakt wurde ein kleiner Teil angebaut, da sind auch noch einige Zimmer. 1995 war dann die Eröffnung.

CH: Und wann wurde das Altenheim grundsätzlich erbaut?

GM: Ursprünglich erbaut wurde es von 1967 bis 1970, zuvor war es ein altes Altenheim - oder Siechenheim oder Fürsorgeheim, wie man damals sagte. Gegeben hat es das schon lange; ich weiß nicht genau, wann das damals errichtet wurde. Das geht ziemlich weit zurück.

CH: Wieviele Zimmer hat das jetzige Heim, beziehungsweise, wie viele Bewohner?

GM: Es ist ausgelegt für 87 Bewohner, 20 Zweibettzimmer und der Rest Einzelzimmer, wobei wir in den letzten eineinhalb oder zwei Jahren die Plätze reduzieren, weil die Vergabe der Doppelzimmer als solche fast nicht mehr möglich ist.

CH: Weil die Leute das nicht wollen?

GM: Weil sie es nicht wollen; beziehungsweise ist der Hauptgrund, dass es einfach aus gesundheitlichen Gründen - oder besser gesagt von der Krankengeschichte her - einfach nicht zusammenpasst. Ein geistig Fitter mit einem Dementen – das funktioniert einfach nicht; ein Hauptproblem ist einfach die Unruhe in der Nacht. Für einige funktioniert es, aber das ist schon sehr schwer.

CH: Was war der Grund für die Renovierung in den 90ern? Dass es nicht mehr zeitgemäß war, dass es zu klein war..?

GM: Zu diesem Zeitpunkt hat es absolut nicht mehr den Anforderungen entsprochen, die Zimmergröße war teilweise ein Problem, es gab in den Zimmern keine Nasszellen,... Somit war es einfach nicht mehr möglich, die Pflege ordnungsgemäß zu machen: Das war der Hauptgrund.

CH: Nach der damaligen Renovierung hatte jedes Zimmer anfangs eine eigene Küche.

GM: Als es 1995 wiedereröffnet wurde - beziehungsweise ist es ja nicht stillgestanden, sondern in 3 Etappen umgebaut worden und war nie ganz leer – da sind viele Einzelzimmer mit Kochnischen gemacht worden. Auch da hat sich aber nach Jahren dann herausgestellt... Also, vielleicht 10 oder 12 Jahre später haben wir die ganzen Kochnischen – zwar nicht entfernt, aber die Kochplatten abgeklemmt und weggegeben. Aufgrund der Demenz - einer Krankheit vieler Bewohner. Die können mit diesen Sachen nicht mehr umgehen, und die Gefahr eines Brandes wäre zu groß.

CH: Das heißt, anfangs hat es funktioniert, weil nicht so viele demente Bewohner da waren?

GM: Es gab einfach viel weniger Demente. Die Demenzkrankheit, das können wir verfolgen, steigt seit den letzten 10 Jahren rapide. Wir haben dann einfach in jedem Zimmer die Kochnischen herausnehmen müssen, weil man durch die Bewegungen – wenn jemand verlegt wird oder der Nächste nachkommt – nie weiß, wer nachkommt. Deswegen haben wir sie generell entfernt und es war nie ein Thema, dass irgendwem etwas abginge. Es wird nicht mehr nachgefragt.

CH: Seit ein paar Jahren wird das Heim mit einer Ausnahmegenehmigung betrieben.

GM: Das Heim wurde eben 1995 eröffnet und seit 1996 gibt es die oberösterreichische Alten- und Pflegeheimverordnung. Das heißt, ein Jahr später hat das Heim nicht mehr den Anforderungen entsprochen.

CH: In Bezug auf die Zimmer?

GM: In Bezug auf die vielen Doppelzimmer: Es dürfen nur 10% der Bewohneranzahl in Doppelzimmern sein. Das heißt, wir haben zu viele Doppelzimmer. Der nächste Punkt ist: Auch die Einzelzimmer sind großteils zu klein, da ist die Quadratmetergröße vorgegeben und die meisten sind zu klein. Das ist der Grund für die Ausnahmebewilligung.

CH: Und in Bezug auf die Gemeinschaftsräume – wären diese im Hinblick auf die Vorschriften noch angemessen?

GM: Wie groß der Gemeinschaftsraum sein muss – da mir nicht bekannt, dass das festgelegt wäre. Das ist teilweise auch von der Größe her grenzwertig, und zwar deshalb: Wir haben einen Speisesaal, der hat für die damalige Zeit gepasst. Jetzt ist der Speisesaal sozusagen zu groß, der ist nicht mehr ausgelastet. Die Bewohner sind in die Tagräume gewandert. Im Speisesaal hätten wir Platz, in den Tagräumen nicht mehr.

CH: Das heißt, die Bewohner essen jetzt oben auf den Stationen?

GM: Es ist geteilt – diejenigen Bewohner, die in der Lage sind, noch selbstständig zu essen, kommen zum Essen in den Speisesaal. Alle anderen sind in den Tagräumen beziehungsweise manche, die das besonders wünschen, in den Zimmern.

CH: Jeder sucht sich also aus, wo er essen möchte?

GM: Grundsätzlich schaut man schon, dass sie in der Gemeinschaft sind; entweder im Speisesaal oder im Tagraum. Aber es gibt halt manche, die vielleicht sehr lange brauchen oder auch, wenn es für denjenigen, der vielleicht daneben sitzt, nicht mehr so angenehm ist - weil einer nicht mehr so schön essen kann -, dass derjenige dann im Zimmer isst.

CH: Vom Bürgermeister weiß ich, dass das Heim an den SHV übergeben werden soll, und dass diesbezüglich die Verhandlungen schon begonnen haben.

GM: Der Waizenkirchner Gemeinderat hat beschlossen, dass er das Heim abgeben will und der Sozialhilfeverband Grieskirchen hat den Beschluss gefasst, dass er das Heim übernehmen wird.

CH: Dass es übernommen wird, ist also schon beschlossen; und wie, wird noch verhandelt?

GM: Die Verhandlungen, wie das Ganze funktioniert, werden dann im Laufe des heurigen Jahres stattfinden.

CH: Wissen Sie, wie eine Neuplanung dann ablaufen würde – würden Sie als Heimleiter da zum Beispiel in die Planung eingebunden werden - beziehungsweise auch schon vorher, wenn es um die Definition der Voraussetzungen für ein neues Heim geht? Oder macht das alles der SHV?

GM: Das wird großteils der SHV machen, da gibt es Regionalplaner. Da wird abgestimmt – zum Beispiel für Grieskirchen und auch für Eferding - weil das ja jetzt zusammengehört - wie viele Heimplätze man in welcher Region braucht. Danach wird sich dann herausstellen, wie groß das Heim in Waizenkirchen gebaut werden wird. Es wird sicher, nehme ich an, der Amtsleiter von der Bezirkshauptmannschaft da sehr viel mitzureden haben, weil die in den letzten Jahren viel Erfahrung mit Heimbauten gesammelt haben: Peuerbach, Kallham,... Ich nehme an, dass ich zu einem gewissen Teil mit eingebunden werde, ja.

CH: Es ist ja gemeindespezifisch auch relevant, da gibt es ja Besonderheiten von Gemeinde zu Gemeinde... Anders gesagt, kann man das gleiche Heim wie in Kallham auch einfach so in Waizenkirchen bauen?

GM: Also ich gehe davon aus, dass es einen Architektenwettbewerb geben wird, und dass wir trotzdem ein bisschen etwas mitzureden haben; Ideen einbringen können. Wir schauen uns ja auch andere Heime an und da lernt man ja meistens aus dem, was vielleicht nicht ganz so gelungen ist. Dann wären das gute Chancen, dass man das in einem anderen Heim verbessert.

CH: Was wäre das zum Beispiel? Was misslingt oft?

GM: Oft hört man von Platzmangel. Wenn man schon neu baut, dann zumindest nicht zu klein! Oft in Bezug auf Funktionsräume. In neuen Heimen gibt es meistens keinen Keller mehr, man muss die Funktionsräume irgendwie unterbringen. Das ist schon wichtig, finde ich - dass man das gut plant und auch den notwendigen Raum dafür gibt.

CH: Kann man sagen, ob das eher aus finanziellen Gründen passiert, oder ob das zum Beispiel eher an einem Wissensmangel über den Funktionsablauf liegt?

GM: Ich glaube eher, dass es eher ein finanzieller Grund ist. Es ist vom Land ja vorgegeben, wie viel für ein Bewohnerzimmer - oder für einen Heimplatz - Geld aufgewendet wird, und um diesen Betrag muss alles andere auch untergebracht werden.

CH: Oft werden – wie zum Beispiel in Kallham mit der Arztpraxis und dem Kindergarten – neue Heime mit anderen Funktionen verknüpft. Wäre das für Waizenkirchen, glauben Sie, auch wichtig - oder sinnvoll? Gleich daneben ist ja zum Beispiel die Schule,...?

GM: ...

CH: ... oder ist es besser, wenn das Altenheim eine Einheit für sich ist?

GM: Grundsätzlich finde ich es gut, wenn es eine Einheit für sich ist. Man muss immer bedenken, wenn man jemanden mit einschließt, kommt es unter anderem ja auch zu Störfaktoren. Grundsätzlich sehe ich das schon positiv, wenn zum Beispiel ein Kindergarten in der Nähe ist, aber man muss immer bedenken: Wenn man andere Sachen dazugibt, wie einen Veranstaltungssaal, wo dann in der Nacht Veranstaltungen sind,... Man muss ja auch auf die Ruhe achten; beziehungsweise ergibt sich ja dann auch durch die Parkplätze vor dem Haus in der Nacht Lärm! Also, das sehe ich problematisch. Für nicht problematisch halte ich Schule und Kindergarten. Wir haben den Schulsportplatz in der Nähe und das hat sich als sehr positiv gezeigt. Dass das möglich ist, könnte ich mir für die Zukunft auch vorstellen.

CH: Das heißt also nur, wenn es vom zeitlichen Ablauf zueinander passende Funktionen sind – untertags ist was los und in der Nacht ist es ruhig?

GM: Untertags ist was los und in der Nacht ist es ruhig, ja. Beziehungsweise haben die Bewohner ja – wie das beim Schulsportplatz ist – da auch was zu sehen.

CH: Und in Bezug auf die Architektur: Was würden Sie einem Architekten für Ratschläge für die Planung eines Altenheims geben? Aus Ihrer Praxiserfahrung heraus, aber auch aus dem Vergleich alter Heime mit den neuen, die sie besichtigt haben?

GM: Wichtig sind große Räumlichkeiten was das Tagesleben betrifft, mit Wohnküche. Stützpunkt und Wohnküche in einem; dass es helle Räume sind, die man nicht in einzelne Räume teilt, sondern mit Mobiliar so wohnlich gestaltet wie möglich. Viel Licht soll hereinkommen; eine große Eingangshalle, die man eventuell mit einem angrenzenden Saal gemeinsam als großen Raum nutzen kann. Die Zimmergrößen und alles ist ja vorgegeben, da kann man nicht aus... Was natürlich trotzdem wünschenswert ist: Dass es auch von außen ein schönes Gebäude ist, das sich ins Umfeld einpasst, sich anpasst oder dazupasst; vielleicht nicht mit einem Flachdach,...

CH: Im Hinblick auf die Funktionsweise und –abläufe hat sich ja auch Einiges geändert – der Fokus liegt auf einzelnen Wohngruppen, es gibt keinen Speisesaal mehr,...

GM: Für ein neues Heim braucht man keinen gemeinsamen Speisesaal. Es ist - finde ich - vernünftig, zwei Wohngruppen mit einem gemeinsamen Stützpunkt zusammenzufassen, der gleichzeitig der Schwesternstützpunkt und die Küche für diesen Bereich ist; und gleichzeitig auch der Wohnraum, das Wohnzimmer, der Aufenthaltsraum für die Bewohner. Wobei die Küche ja nur für die Essensausgabe und die Zubereitung der kleineren Sachen ist - es gibt schon eine Großküche für das gesamte Haus, und für die Ausgabe eben die eigenen Küchen in den Stockwerken.

CH: Inwiefern ist der Zugang zur Pflege heute ein anderer als zum Beispiel 1995, als das Heim teilweise neu geplant wurde? Hat sich die Idee von Pflege insgesamt geändert?

GM: Das hat sich sicher verändert, denn 1995 waren noch viel mehr „rüstige“ Bewohner hier, die noch selbstständig essen konnten und selbstständig in den Speisesaal gegangen sind. Das ist heute kaum mehr möglich; das heißt, es braucht fast jeder eine Begleitung oder auch Hilfe beim Essen. Genauso hat sich auch der gesamte Pflegeaufwand verändert.

CH: Das heißt, es gibt heute auch mehr Pfleger im Verhältnis zu Bewohnern?

GM: Das mit Sicherheit, das ist aber in der Alten- und Pflegeheimverordnung festgelegt.

CH: - der Pflegeschlüssel. Was würden Sie sagen, wie viel Anteil das Gebäude daran hat, welches Leben die Bewohner darin führen, bzw. auch daran, wie einfach oder schwer den Pflegern die angemessene Betreuung fällt?

GM: -

CH: ... also, wenn das Heim dann neu gebaut wäre, würde das Leben darin gleich ablaufen oder würde es da Unterschiede geben?

GM: Grundsätzlich würde es ziemlich gleich ablaufen – nur mit der Verbesserung, dass, wenn der Stützpunkt groß genug ist, das Leben einfacher ist. Und vor allem für die Demenzkranken wäre es ein ganz großer Vorteil, weil sie nicht mehr eingeengt sind. Die können sich in den Räumen leichter bewegen. Für die ist es ja ganz wichtig, dass sie nicht einen Gang entlang gehen und dann anstehen, sondern dass sie die Runde gehen können – Küchenbereich, Stützpunktbereich, zum Wohnbereich, zur Ofenbank – wenn sie irgendwo gehen können, fühlen sie sich nicht eingeengt und sind ruhiger. Dieses Problem haben wir jetzt: Wenn sie in den Tagraum hineingehen, sehen sie, dass sie anstehen. Der ist zu klein, sie wollen gar nicht hinein, gehen zurück – aber der Gang ist zu finster, zu eng: Da fühlen sie sich auch nicht wohl. Das führt zu Problemen, der andere alte Bewohner versteht das aber nicht, der wird dadurch gestresst. Das ist sicher - wenn das geräumig aufgeteilt ist - viel besser ... für die Ruhe.

CH: Wieviel Prozent der Bewohner sind denn dement – ungefähr?

GM: Es gibt verschiedene Demenzstufen und nicht bei jedem ist es diagnostiziert,... ich tue mir schwer, das zu schätzen. Nach grober Schätzung denke ich: Auf jeden Fall mehr als Drittel – und das im Vergleich zu früher, wo kaum jemand dement war.

CH: Würde es in einem neuen Heim eine eigene Demenzstation geben oder ist es zielführender, auf eine Durchmischung zu achten?

GM: Wir haben uns über die letzten Jahre viel damit befasst und waren nahe dran zu sagen: Man braucht eine eigene Demenzstation. Wir haben uns verschiedene Heime angeschaut, auch Heime mit Demenzstation – aber in letzter Zeit sind wir zu dem Entschluss gekommen, keine eigene Demenzstation zu machen. Wir glauben, es ist besser, wenn man die Menschen trotzdem integriert. Das Schwierige unserer Meinung nach ist das: Kommt ein Schwerdementer von außen herein, dann ist klar: Der kommt auf die Demenzstation. Aber bei einem Heimbewohner der schon da ist: Wann ist da der Zeitpunkt, wo er auf die Demenzstation darf, muss, soll? Das ist für den Bewohner ein schwieriger Wechsel und noch schwieriger für die Angehörigen. Da ist viel Angehörigenarbeit zu leisten; und es heißt ja nicht, dass, wenn derjenige dann auf der Demenzstation ist, alles problemlos läuft! Der Weg geht also dorthin, dass man sagt: Integrieren.

CH: Dadurch, dass die Menschen im Heim jetzt viel pflegebedürftiger sind – erhöht das für andere die Hemmschwelle, ins Heim zu ziehen? Ändert sich das „Image" der Heime, wenn es heute weniger Selbstständigkeit gibt als früher?

GM: Nachdem es ja die Vorgabe gibt, dass unter der Pflegestufe 3 sowieso niemand ins Heim darf und mobil versorgt werden soll oder muss, erübrigt es sich für Rüstigere ohnehin. Aber das ist sicher für manche ein Thema, dass einer nicht ins Heim will, weil dort ja nur ... „alte" Leute sind ... wobei das größte Problem eher wieder die Demenz ist. Wenn jemand auf einen Rollator oder Rollstuhl angewiesen ist – dafür ist mehr Verständnis da als für einen Demenzkranken, der nicht weiß, was er redet.

CH: Heute ist das Verständnis ja eher „irgendwann muss man ins Heim – als sozusagen letzten Ausweg" – wäre es vielleicht sinnvoll, die Pflege vernetzter zu organisieren, damit jeder einzelne die verschiedenen Möglichkeiten schon vorher besser kennen lernen kann...?

GM: Naja, da wäre eine Möglichkeit - oder auch geplant: Eine Tagesbetreuung. Für jene Menschen, die untertags längere Zeit alleine sind, dass sie die Möglichkeit haben währendes Tages – halb- oder ganztags – ins Heim zu kommen, und dort - so gut es geht - ins Tagesgeschehen mit eingebunden werden. Sie lernen es kennen und das nimmt ihnen vielleicht die Angst vor dem Altenheim.

CH: Eine eigene Tagesgruppe?

GM: Pro Stockwerk; keine eigene Abteilung für die Tagesbetreuung. Es ist glaube ich schwierig zu wissen, ob man das auslasten kann oder nicht; vor allem bräuchte man dann dazu auch einen Dienstplan,... und dass die Nachfrage immer gleich ist, ist eher nicht der Fall. Da ist es leichter, ein bis zwei Plätze pro Stockwerk zu haben und die Leute zu integrieren.
Beziehungsweise hat man mit der Kurzzeitpflege, die es ja jetzt auch schon gibt, auch die Möglichkeit, dass jemand schon hereinschnuppern kann.

CH: Wenn gerade ein Zimmer frei ist, oder sind dafür bestimmte Zimmer vorgesehen?

GM: Wir haben nur ein Kurzzeitpflegezimmer und eben auch variable – wenn Zimmer frei sind, kann man die auch als Kurzzeitpflegezimmer vergeben.

CH: Das betreute Wohnen hier in der Gemeinde ist aber ganz eigenständig - oder gibt es da Berührungspunkte mit dem Altenheim?



GM: Das ist ganz eigenständig, damit haben wir gar nichts zu tun. Das ist auch nicht verbunden, auch nicht in der Nähe – also damit haben wir überhaupt nichts zu tun.

CH: Kommen teilweise Leute aus dem Betreuten Wohnen ins Altenheim, wenn sie dort nicht mehr wohnen können?

GM: Ist auch der Fall, ja. Wenn es dort nicht mehr geht, dann ist es eigentlich ganz gleich, wie wenn sie von zu Hause kommen. Nachdem es dort eine Gemeinschaft gibt, ist es dann meistens so, dass die anderen schon gelegentlich zu Besuch kommen. So ist halt ein bisschen eine Verbindung da, aber ansonsten hat man nichts miteinander zu tun.

## INTERVIEW MIT DI CHRISTOPH GÄRTNER
## ARCHITEKT GÄRTNER+NEURURER
### Datum: 16.5.2017, geführt von Clara Hamann

[Arch. DI Gärtner zeigt Beispiele bereits realisierter Altenheime des Büros vor]
CG: [Zeigt Beispiele bereits realisierter Altenheime des Büros vor] (…) Eines der ersten war Esternberg, das ist da oben nördlich von Schärding. Das ist immer noch schön, ich war kürzlich oben. Mittlerweile ist die Fassade vergraut, aber die sind immer noch mächtig stolz auf ihr aus und es ist sehr gut geführt - was immer sehr wichtig ist. Puchheim haben wir auch…das große Altersheim in Attnang-Puchheim ist nicht von uns; da hinten ist die Pflegestation - gewesen, früher. Das war so ein 6D-Bau von Doubrava, der war natürlich nicht mehr behindertengerecht und gar nichts; das haben wir dann neu gebaut. Das ist auch ganz interessant gewesen: Da haben wir das Material Zirbenholz probiert, das riecht sehr gut.

CH: Und hat ja sogar gesundheitliche Auswirkungen!

CG: Genau, ja! Auch auf den Gängen… Da bin ich dann eh schon bei einem Punkt: Was man sich leisten kann und was man sich nicht leisten kann. Da haben wir uns aus einem einfachen Grund leisten können, dass wir einen Grundriss mit einem Umgang entwickeln konnten. Das kann man bei den ganzen Häusern, die man da sieht [deutet auf die Broschüren der anderen Projekte] vergessen. Das sind im Prinzip Ganglösungen, wo wir schauen, dass wir dazwischen mal Licht hereinbringen und am Gangende vielleicht Licht hereinbringt. Das wissen Sie ja sicher, das Landesgesetzblatt sagt: 26 oder 27 m2 darf ich pro Bewohner verbrauchen, an Fläche. Und das ist dermaßen eng - für das Zimmer; und bei den restlichen Flächen heißt es dann insgesamt 60 m2 Maximalfläche pro Bewohner. Das beengt einen total bei den restlichen Flächen, weil da zählt alles mit: Der Veranstaltungssaal, die Aufenthaltsbereiche, die Küchen, und, und, und… Das ist einer der Gründe, warum die Häuser alle so ausschauen.
Schärding ist auch ein ganz klassisches Beispiel, zweihüftig. Gaspoltshofen ist im Prinzip auch so, Hartkirchen ist auch so, nur halt dreiflügelig. Eines bauen wir jetzt gerade in Hellmonsödt, im Mühlviertel, nördlich von Linz. Das wird so ein sternförmiges Schweizerkreuz, der Grundriss hat den Vorteil, dass wir nur sehr kurze Stichgänge haben. Aber von den Prinzipien - dieser Quadratmeterlimitierung - sind wir unglaublich eingeschränkt.

CH: Und dann kommt immer der Flügel raus, der in verschiedener Anzahl zueinander kombiniert ist.

CG: Das mit Umgang und so, auch wenn es für Demente sehr interessant wäre, das spielt es nicht. In Attnang ist ganz klar definiert: Im Ergeschoß die Dementenstation, die können da wirklich im Kreis marschieren und bewegen sich dadurch auch gut und viel. In Vöcklabruck bauen wir auch gerade eines, da oben am Pfarrfeld, wo das alte gestanden ist.
(…)
CH: Sie haben gerade schon von den Einschränkungen gesprochen - wo gibt es noch Platz, um eigene Ideen einzubringen, weil ja die Typologie, wie Sie auch gerade gesagt haben, immer sehr ähnlich ist?

CG: Also ausgehend von der „Zelle“ gibt es total rigide Einschränkungen, die sind 26 bis 27 m2 groß, mehr dürfen sie nicht, davon das Bad so und so viel, der Vorraum so und so viel und das Zimmer 17. Und beim Bad sieht man auch immer wieder, dass das eigentlich gar nicht mehr ÖNORM-gerecht ist und einer Ausnahme  bedarf, dass man es so bauen darf. [Skizziert einen typischen Bad-Grundriss] Da ist die Dusche, da das Waschbecken und da gibt es den berühmten Schmäh wegen der Anfahrbarkeit fürs WC: dieser Sockel muss - glaube ich - mindestens 15 cm sein. Da ist der Haltegriff und das ergibt dann vier Komma irgendwas Quadratmeter. 4,8 oder so. Und laut ÖNORM, mit den ganzen Abständen - von der B1600 und 1601 - würde es heißen, man kommt mindestens auf 7 m2. Das heißt, da muss jedes Land eine Ausnahmegenehmigung geben. Die Zimmerzelle ist ja auch schon relativ fad, weil es da Abstandsnormen gibt - diesen 1,50m-Wendekreis. Da agiert man eh schon immer so, dass der Wendekreis bei der Schiebetür [zum Badezimmer] hineingeht und beim Kasten geht er drunter, weil der unterfahrbar ist. Also, das System ist ausgereizt. Und dann geht es halt noch um die Achsen, die meistens um die vier Meter sind. Es gibt keine Balkone, obwohl es in der Norm auch drinsteht. Ich darf - ich dürfte maximal 16cm Parapet haben, damit die Menschen aus dem Liegen noch was sehen. In Vöcklabruck haben wir jetzt ein System gefunden, das irgendwie ganz witzig ist. Erstens ist Vöcklabruch auch wieder so ein Hybridbau zwischen Stahlbeton und Holzfertigbauweise - die Zellen sind in Holz, die Gänge sind massiv. [skizziert] …da gibts dann noch je nachdem entweder die Nische [vor den Zimmereingängen] oder nicht. Die Nische hat auch einen Quadratmetergrund. Da haben wir - wenn man die Stirnwand [der Zimmer] anschaut - folgendes probiert: Gegenüber vom Bett gibt es ein Fenster, das geht bis zur Wand und sitzt komplett am Boden unten - mit 15cm Anfahrschutz unten - und dafür gibt es ein zweites Fenster. Und das ist irsinnig lässig irgendwie: Der Gedanke ist aufgegangen! Das zweite Fenster ist hier heroben und dann kommt die Sonne herein und scheint entlang dieser Wand und gibt so ein Streiflicht, je nachdem ob es Ost- oder Westzimmer sind. Und das andere ist für die Aussicht, weil da sieht ein Liegender trotzdem noch hinaus. Wir haben im ganzen Haus - das sieht man jetzt noch nicht - diese Linie eingeführt, als neue Augenhöhe für alte Menschen. Die ist ja nicht 1,60m wie bei uns, sondern die ist bedeutend niedriger. Die gehen gebückt oder sitzen im Rollstuhl, und dann hat man auf einmal nur mehr 1,20m. Damit haben wir uns bei dem Haus ziemlich auseinandergesetzt. Aber die Möglichkeiten sind sehr beschränkt.

Einer der Hauptgründe, warum sie so beschränkt sind, ist das Budget. Das Budget ist seit - schätze ich - 2004, also über 10 Jahre, immer das Gleiche.

CH: Also mittlerweile ja eigentlich viel weniger!

CG: Genau.. der Index ist mittlerweile um 40% oder mehr gestiegen, die Kosten sind aber nie mitgezogen. Das heißt, vom Level her müssen wir immer weiter runter, weil man es einfach nicht mehr schafft.

CH: Was ist die Perspektive? Vom Geldgeber her, wie man das Altersheim denkt - was würden Sie sagen, wie lange ist ein heute gebautes Altersheim zeitgemäß?

CG: Gar nicht mehr. Das hat auch mit der Pflegestufe zu tun, die wir in den Häusern haben. Wir haben früher, als wir die ersten Häuser gebaut haben - Esternberg zum Beispiel - da hatten wir eine durchschnittliche Pflegestufe 3. Jetzt haben wir über ganz Oberösterreich verteilt 4,8.

CH: Eigentlich wäre ja 4 jetzt schon der Einstiegslevel.

CG: Ja. Das heißt, es ist auch die Belegdauer - das klingt jetzt sehr technisch, aber es ist so - die Belegdauer war einmal vier Jahre. Und jetzt sind wir bei eineinhalb. Was ich damit sagen will: Die Häuser werden immer mehr zu Sterbehäusern, zu Sterbeheimen. Und ein Sterbeheim erfordert wahrscheinlich nicht in jedem Zimmer ein Bad. Weil da wäre es wahrscheinlich klüger, zwei Pflegebäder zu machen. Das tun sie aber nicht; sie bauen ein Pflegebad für 40 Leute und dann kommen die ganzen Wickel raus, dass man die Leute so maschinell abfertigen muss, weil man das Pflegebad nicht länger als 20 Minuten oder so zur Verfügung hat. Das ist ein organisatorischer Punkt, der viel verändert. Aber die Aussage, politisch gewollt schon unter dem Landesrat Ackerl: Jedes Zimmer ist ein Einzelzimmer und jedes Zimmer hat ein Bad. Und das müsste man wahrscheinlich noch einmal überdenken - gibt es für die Anforderung eines Sterbezimmers andere Anforderungen? Eher hospizartig gedacht… Man hat dieses Wohngruppenmodell schon ein bisschen weiterentwickelt, in den Wohnbereichen; dass man sagt, die Leute arbeiten bei der Küche mit und so.. aber das ist ja auch relativ. Kochen kann von denen keiner mehr und beim Gemüseschneiden ist es gefährlich, dass er sich die Finger aufschneidet.

CH: Wenn, dann ist das dann eher ein sensorischer Eindruck oder Reiz…

CG: Ich sage mal, wenn eine Gruppe 22 Leute hat, dann sind vielleicht zwei in der Lage da mitzutun, bestenfalls vier. Dann ist wieder die Frage, wie weit geht das Personal mit.

CH: So gesehen ist das ja irgendwie auch Paradox: Die Konzepte gehen immer mehr in Richtung Wohnen und die Leute werden immer mehr pflegebedürftig.

CG: Genau, so ist es. Wobei ich immer schon gesagt habe: Ich verstehe nicht, warum man aus dem Altersheim nicht wieder einmal herauskommt! Es gibt ja keine Person, die retour geht! Und was ich tendenziell trotzdem wichtig finde, sind diese Tagesstrukturen. Das geht in eine Richtung, die glaube ich viele alte Leute wollen. Also, ich könnte mir das vorstellen; das man das selber möchte: Dass man nicht rund um die Uhr, sieben Tage die Woche, 24 Stunden im Haus sein muss - sondern, dass man sagt: Ich bin von 8 bis 4 dort, da werde ich hingebracht. Dort bin ich beschäftigt, dort hilft mir wer bei den Grundbedürfnissen, die ein Mensch hat, und dann gehe ich wieder heim in meine vier Wände.

CH: Und ich habe soziale Kontakte!
Wenn neue Heime geplant werden, werden die Tagesplätze ja immer nur als 1-2 Plätze auf den Stationen vorgesehen, das läuft halt irgendwie so mit…

CG: Die Kurzzeitpflege meinen Sie? Mit Tagesstruktur meine ich die Beschäftigungsräume, Ruheräume… keine Zimmer!

CH: Ja. Aber oft ist es ja so, dass das in die Stationen integriert ist.

CG: Ja das gibt es auch… Besser wäre glaube ich eine eigene Tagesstruktur, wo auch die Leute vom Haus untertags hingehen können, mit einem Kaffeehaus… Und dort beschäftigt werden oder mithelfen, irgendetwas zu produzieren oder zu kochen,…

CH: Die Sozialplanerin vom SHV Grieskirchen, Frau Kerschhuber, meinte, dass sie wegen der eher schwierigen Planbarkeit, wieviele Leute dann wirklich kommen, eher den Ansatz bevorzugen, einzelne Tagesplätze in den Wohngruppen vorzusehen.

CG: Möglich, dass das so ist. Aber zum Beispiel in Vöcklabruck, wo wir gerade bauen, ist eine Tagesstruktur definiert. Esternberg hat seinerzeit auch schon eine gehabt. Hartkirchen hat keine. Die haben zwar Therapieräume und ein paar öffentliche Räume, Friseur und so. Gaspoltshofen hat auch keine. Da wird es möglicherweise dann doch auf den Zimmern so gehandhabt, wie Sie gemeint haben.

CH: Aber das heißt, das ist ein Thema, dass es eigene Tageststrukturen gibt.

CG: Ich glaube, dass der Markt schon da wäre. Die Altersheimplätze an sich sind ja sehr limitiert, ich weiß nicht, 4.000 oder so in Oberösterreich, oder sind es 2.000? Und wenn man das in Relation sieht zu den alten Leuten dann ist wahrscheinlich der Bedarf für die mobilen Dienste viel ausgeprägter - und wahrscheinlich auch leistbarer.

CH: Hat es schon Projekte gegeben, wo das Altenheim mit einem betreuten Wohnen zusammengeschlossen ist?

CG: Das gibt es auch in Vöcklabruck. Im Obergeschoß sind immer zwei Einheiten zusammengeschalten, die haben alle eine eigene Küche. Die können im Bedarfsfall zugemacht werden, dann kann das zweite Bad nachgerüstet werden. Dort wird also schon ein bisschen etwas aufgebrochen, diese strengen Organisationsformen, die wir bis jetzt hatten.

CH: In Kallham könnte eine Demenz-WG noch dazugeschalten werden, wäre das dann ein Anbau?

CG: Nein, das ist schon drinnen. Eine von den Gruppen ist das. Esternberg rüsten wir jetzt gerade um, da bauen wir - das wird erst geplant - die wollen einen Teil abtrennen, und dann dort eine Dementengruppe machen. Das ist ja ganz grotesk mit den Dementen, wie die teilweise reagieren! Teilweise ist eine Fuge im Boden genug, dass einer nicht drübersteigt. Und da haben wir zum Beispiel geschaut, dass wir am Ende des Ganges Licht haben, das ist auch verpönt unter den Dementen! Wenn da einer geht, und dann kommt ihm einer entgegen, ist der schwarz. Da fürchtet er sich! Wir haben da aber jetzt trotzdem Licht gemacht, da steht eine alte Couch oder sowas… da sieht man wunderschön in die Landschaft. Aber, das was Demente wollen, ist eigentlich kein Stichgang und dann wieder zurück, sondern einen Rundgang.

CH: Was sagen Sie zu anderen Wohnformen? Ich glaube, Österreich hinkt da ein bisschen hinterher - in Dänemark, Holland ist es ganz normal, dass es auch andere Angebote gibt.

CG: Es gibt zwar jetzt das altersgerechte Wohnen, nicht mehr das betreute Wohnen wie früher, mit diesen Kleinstwohnungen; früher war das betreute Wohnen mit 50m2 Gesamteinheiten limitiert. Das gibt es jetzt nicht mehr, jetzt gibt es junges Wohnen und altes Wohnen und das möglicherweise nicht in gleichen Gebäuden. Auch wieder absurde Forderungen, weil das wäre ja eigentlich das Interessante!

Zum Beispiel gibt es das junge Wohnen, das ist auch witzig. Die haben auch diese Vorschriften, dass sie sehr kleine Wohnungen haben - macht ja nix - zum Starten ganz OK. Aber: Kein Lift - junge Menschen haben Babys! Keine Tiefgarage - also, die Jungen müssen ihr Auto ins Freie stellen. Ist eh ein Denkansatz, ob man überhaupt ein Auto braucht oder wie auch immer. Aber gerade für Starterfamilien mit einem Kind ist das eine falsche Entwicklung. Und auch, das nicht mit alten Leuten zu mischen, ist komplett verkehrt. Da gibt es so Sturschädel, die können einen Grundriss nur dann lesen, wenn alles die gleiche Nutzung hat. Und wenn es drei Nutzungen drin gibt, dann können sie das schon nicht mehr lesen. Das ist in Kallham besser; Kallham [das Sozialzentrum] hat das Altenheim, eine Arztpraxis, einen Veranstaltungssaal und einen Kindergarten - von Haus aus. Und diese Durchmischung halte ich überhaupt für besser. Wenn schon nicht andere Wohnformen… Ein Kindergarten passt gut dazu, eine Arztpraxis sowieso.

CH: Erstens, damit die alten Leute „was zum Schauen haben", aber andererseits auch, damit „die Gemeinde" ins Altenheim kommt, damit das an Schrecken verliert.

CG: Sehr wichtig ist auch die Führung der Häuser (…)

CH: Ist ein Altenheim eine Wohnung?

CG: Schwer zu sagen! Viele Leute vereinsamen sehr zu Hause, weil sie dort bleiben, nachdem der Partner verstorben ist, oder so… verlieren die sozialen Kontakte, verwahrlosen dann relativ leicht. Aber für viele Leute, die sehr eigenständig gelebt haben, ist das Altenheim keine Option, glaube ich.

CH: Es wird zwar sehr wohnlich gemacht, aber ob das Verständnis so ist, dass dort „gewohnt" wird…?

CG: Also, ich möchte es nicht. Ich möchte lieber eine Rundumbetreuung (lacht).

CH: Glauben Sie, dass in der Bevölkerung der Wunsch da wäre, dass es zum Beispiel Generationen-Wohnformen gibt?

CG: Schon, ja! Aber das setzt viel früher an. Weil wir zuerst über das Wohnen gesprochen haben… mit diesen Gesetzen vom Hainbuchner - Wege zur Wirtschaftlichkeit nennt er das - das ermöglicht keine Innovation im Wohnbau. Ich will damit sagen, das ermöglicht auch nicht, dass man einen Opa mit aufnimmt in eine Wohngemeinschaft, weil sich was dazu- oder wegschalten lässt - das funktioniert alles nicht, mit diesen Wirtschaftlichkeitsargumenten. Die ja auch nicht stimmen, nebenbei gesagt! Die sind ja sehr konstruiert.

Da gäbe es sicher sehr viel Potential, aber da muss eine andere Denke einsetzen.

CH: Die muss vielleicht aus der Bevölkerung kommen?

CG: Ich weiß nicht… die Genossenschaften denken ja zum Beispiel auch nur noch so. Ich bin morgen zum Beispiel in einer Jury, da sind - sage ich einmal - 30 Architekten oder Büros beschäftigt mit 200 Wohnungen in Linz, und ich bin überzeugt, dass die Hälfte davon alle gleich ausschauen, komplett gleich! Das ist der Model, den die Wohnbaugenossenschaften einfach drüberradieren. Da wissen sie: Das geht schnell, da können sie billig produzieren, da können sie sich noch was raushauen. Aber ein innovatives Projekt hat dann in der zweiten Runde bei einem Wettbewerb durch den Wirtschaftlichkeitsbeirat überhaupt keine Chance. Und da gibt es Beispiele, in Linz zum Beispiel gibt es in der Liebigstraße ein Altenheim, vom Christoph Karl - der übrigens auch sehr viel gebaut hat, und sehr gut! Ursprünglich haben wir gemeinsam angefangen bei den Altersheimen, als Partnerschaft.

Der hat neben dem Altersheim einen Wohnbau dazugebaut, der sehr innovativ ausgeschaut hat. Das waren zwei relativ einfache Baukörper (skizziert), die aber eine ganz eine intelligente Verschränkung gehabt haben, mit Freibereich und Eingangsbereich, und da hat sich so eine Zone entwickelt, die gibt's nach wie vor. Und da sind dann zwölf Wohnungen drinnen, übereinander. Aber: Wenn man sieht, wie das im Wettbewerb ausgesehen hat, mit den Fensteröffnungen und, und, und… Und wie das jetzt ausschaut: Jetzt sind Kunststofffenster drin, dreifachverglast, so: (zeichnet). Früher waren das zusammenhängende Fenster mit Loggien, mit Einsprüngen,… das ist alles weg.

CH: Brauchen wir nicht!

CG: Brauchen wir nicht, können wir uns nicht leisten - geht nicht durch den Wirtschaftlichkeitsbeirat. Ist so.

CH: Das heißt, in Oberösterreich wird alles so bleiben, wie es ist - in den nächsten Jahrzehnten…?

CG: Es ist auch bei diesen Wirtschaftlichkeitsbeiräten, als die entwickelt wurden, keiner von uns Architekten dabeigesessen. Das war ein pensionierter Baumeister und einer aus der Baulobby, mit einem Politiker. Die haben das zusammengeschrieben. Das tut weh - weils auch viel Geld ist, das da hineinfließt, in diesen Topf.

CH: Und gerade auch bei einem Altersheim ist das doch sehr unwirtschaftlich, wenn man die Wirtschaftlichkeit so kurzfristig sieht.

CG: Es sind auch so Dinge - wie Sie sagen, nachhaltig ist da gar nichts mehr. Da kommt ein Vollwärmeschutz drauf… und Sie sehen ja an unseren Fassaden, dass wir das sehr ungern machen, einen Vollwärmeschutz. In Vöcklabruck haben wir jetzt auch wieder keinen Vollwärmeschutz, aber das muss sich die Gemeinde selber leisten wollen. Und nachdem die eine Klimabündnisgemeinde sind, kann man bei der Ehre ansetzen und kriegt dann eine hinterlüftete Fassade. Aber sonst kriegt man Vollwärmeschutz draufgekleistert.

CH: Das heißt, es hängt schon auch viel vom Bürgermeister ab - was der will, welche Vorstellungen hat…

CG: Kommt drauf an, auch vom Budget.. Eine Stadt hat eher die Chance, was zu lukrieren! Und die kleinen Gemeinden sind ja dann in den Sozialhilfeverbänden organisiert und da redet dann nicht einer alleine.

CH: Und zum Beispiel so, wie in Kallham: Dass das eigentlich ein Sozialzentrum ist - ist diese Idee vom SHV gekommen?

CG: Ja, konkret vom SHV und von den drei Gemeinden, die das beauftragt haben. Die wollten das gemeinsam so, was auch gescheit war.

CH: Das heißt, es ist wenigstens schon der Gedanke da, dass das Altenheim ins Zentrum einer Gemeinde gehört?

CG: Doch, ja.

CH: Wann haben Sie das erste Heim gebaut?
CG: Vor 15 Jahren schätze ich.

CH: Was sind die größten Änderungen; was hat sich an Ihrer Herangehensweise geändert?

CG: Wir wissen, wie's läuft, und das ist es wahrscheinlich, warum wir die Wettbewerbe gewinnen. Aber frustrierend ist's trotzdem! So, dass wir schon oft gesagt haben, da tun wir nicht mehr mit.

CH: Ja… Man weiß also schon genau, was man alles nicht darf…!

CG: Ein zweites Standbein unseres Büros ist Bauen für behinderte Menschen. Immer schon, da haben wir 1992 begonnen, das Institut Hartheim umzubauen und komplett umzukrempeln, und dann das Schloss zu adaptieren, für andere Zwecke. Im Augenblick machen wir ein Projekt im Salzburgischen, bei Schwarzach St. Veit. Da gibt es ein Schloss Schernberg, das ist eine Behinderteneinrichtung. Ursprünglich hatte das 160 Bewohner, also relativ viel. Was dort interessant war ist: Es war ein Wettbewerb, den wir gewonnen haben. Sehr kompliziertes Verfahren - dreistufig und, und, und. Aber der Wettbewerb hätte vorgesehen, dass die 160 Bewohner an dem Standort bleiben, das war auch mit der Landesregierung schon akkordiert, es hat einen Beschluss dafür gegeben. Aber dann waren Neuwahlen und die Landesregierung hat anders ausgeschaut. Dann waren die Grünen in der Regierung und das Team Stronach, in dem Fall in der Person eines Bürgermeisters, von Goldeck, dem Herrn Maier. Und der Herr Scheldhorn, der zuständig war für die Sozialagenda, der hat das System nocheinmal in Frage gestellt. Da ist auch die Inklusionsdebatte dann aufgetaucht und war sehr fruchtbar, meiner Ansicht nach - obwohl es kompliziert war und für uns blöd, weil wir wieder von vorne angefangen haben. Wir bauen jetzt oben am Standort nur mehr für 80 Personen und in der Zwischenzeit hat es für die restlichen Personen so Satelliten gegeben - eines in Salzburg in der Lexengasse, das haben nicht wir gemacht; eines in Bischofshofen, eines in Mitterberghütten und eines in Schwarzach. Kleine Einheiten, wo in einem normalen Wohnbau zum Beispiel drei Fünfergruppen oder vier Fünfergruppen drin wohnen; behinderte Menschen. Und dadurch reduziert man oben am Standort die Gesamtanzahl - und dieses Ghetto - ein bisschen. Wobei ich trotzdem der Meinung bin, dass es ohne dem „Speziellen", ohne diese „Zentrale" nicht geht. Es sind einfach nicht alle so weit, dass sie über die Straße gehen können - flapsig gesagt. Weil sie die Gefahren nicht erkennen! Es können nicht alle kochen, es können nicht alle allein wohnen… also, sie brauchen sehr viel Betreuung. Auch dort gilt wieder: Das ist sensationell geführt, drum funktioniert das auch. Aber nur mit 130%-igem Engagement von den Betreuuern.

CH: Aber diese Satellitenwohnbauten sind gemischt - normale Wohnungen und die Wohngruppen.

CG: Genau, in Schwarzach sind zum Beispiel 18 normale Mietwohnungen und vier Wohngruppen mit fünf Personen, integriert in so einen großen Wohnbau. Das halte ich für ganz gescheit.

CH: Da geht das, und für alte Menschen geht's - noch - nicht.

CG: Da müsste das eigentlich auch relativ einfach gehen. Ich stelle mir vor, wenn das so WG-artig passiert, innerhalb einer Struktur… Das war auch einmal im Land das Ansinnen, aber nur am Behindertensektor. Man hat gesagt, eine Wohnanlage ab einer gewissen Größe muss eine solche Einheit haben. Ist inzwischen auch wieder weg; aus den Gesetzen verschwunden. Aber das würde schon Sinn machen.

CH: Und gerade in den Landgemeinden gibt es an den Marktplätzen so viele Leerstände… Grad eine Altenwohnung liegt sowieso im Erdgeschoß, das belebt.



CG: Hier bei uns genauso, der Marktplatz ist ja auch tot.

CH: Wie kann man die alten Menschen wieder mehr in die Gesellschaft integrieren?

CG: Ich glaube, man darf nicht alles über einen Kamm scheren, was die Vorschriften angeht. Wenn man im Wohnbau die Barrierefreiheit ernst nimmt, werden die Grundrisse dermaßen aufgeblasen - da wird ein Gang auf einmal 1,50m breit, weil ich in jeder Wohnung, in jedem Raum 50 cm Anfahrbereich brauche… Wenn ich fünf Wohnungen von 15 so ausstatte, dass die Möglichkeit gegeben ist. Das liegt aber auch an den Nutzern: Dass man flexibler wäre; dass man sagt, man zieht dort aus und woanders ein. Und wie sie gesagt haben, dass man Leerstände adaptiert. Die denkt man immer nur in Geschäftsflächen, leider.

CG: Und Geschäfte wollen sowieso keine mehr her.

CG: Genau. Die wollen in die Varena.
Und, wir haben ja auch alle selber viel zu groß gebaut. Jetzt sieht man's, wenn die Kinder draußen sind: Man braucht die vielen Flächen gar nicht.

CH: Das müsste man gleich so bauen, dass man es teilen kann.

CG: Genau, und dann sagt man: Da nehm' ich drei Syrer rein! Das hat dort in Ungenach sehr gut funktioniert. Die hatten dort 30 Syrer in der Hochphase der Flüchtlingszeit, die waren perfekt integriert in dieses kleine Nest! Da hat's ein Kaffeehaus gegeben miteinander, und soziale Kontakte, die gibt's heute noch. Aber dann war das so, dass einige wieder zurückgeschickt wurden und dann ist das zerbröselt, und die die dageblieben sind, die wollten dann auf einmal alle nach Wien. Auch klar, weil sie dort mehr Geld bekommen haben. Die leben dort in Mini-Wohnungen, um 800€ oder so, verrückt! Haben keine sozialen Kontakte… die verstehen das nicht, was sie daran haben, dass die Kinder im Dorf herumrennen können und Freunde haben und in die Volksschule gehen und in den Kindergarten, alles problemlos. Sogar in die Kirche haben sie gehen können. Jetzt hat sich das ziemlich aufgehört.

## INTERVIEW MIT BRIGITTE WIESINGER, MSC.
## LEITERIN ALTEN- UND PFLEGEHEIM KALLHAM
### Datum: 26.5.2017, geführt von Clara Hamann

(Das Altenheim in Peuerbach wird zur Zeit umgebaut, währenddessen sind alle BewohnerInnen und das gesamte Team in das neu eröffnete Sozialzentrum Kallham (Architektur: Gärtner+Neururer) umgezogen. Nach der Fertigstellung ziehen die Peuerbacher wieder um und das Kallhamer Altenheim wird neu belegt; Anm.)

CH: Sie waren ja zuvor in Peuerbach Heimleiterin - waren Sie auch an der Planungsphase und beim Bau von diesem Heim beteiligt?

BW: Jetzt in Kallham war ich nur ab der Mitte dabei - nicht bei der Planung, denn das Haus war eigentlich für Pram gedacht und dann inmitten der Bauphase - da war schon angefangen, die erste Obergeschoßdecke schon drin - war ein Heimleiterwechsel in Pram und die Standortentscheidung in Peuerbach ist eine andere geworden: Wir hätten nämlich vorher auf der grünen Wiese gebaut und wären dann einfach eingezogen, dann hat man sich für den selben Standort in Peuerbach entschieden. Dann hat es geheißen: Zwei Jahre Ausweichquartier in Kallham und dann wird es erst von Pram bezogen. Also, da war ich nicht bei der Planung dabei - jetzt in Peuerbach voll.

CH: Das Konzept hier ist ja eine gewissen Neuerung - hier gibt es auch eine Arztpraxis, einen Kindergarten, einen Veranstaltungssaal…Wissen Sie, wie lange darüber schon nachgedacht wurde, wie lange das schon in den Köpfen drin war?

BW: Da war der Sozialplaner noch der Herr Maier, das ist sicher 2013, 2014 gewesen.

CH: Kindergarten, Arztpraxis - gibt es auch noch andere Bereiche, wo das Altenheim mit der Gemeinde in Verbindung tritt?

BW: Es hätte eine Cafeteria gegeben, die jetzt aber leider nichts geworden ist. Die wird jetzt bei Veranstaltungsräumen von denen genutzt, die die Veranstaltung machen, da ist auch ein Catering-Raum dabei… Gedacht wäre gewesen: Cafeteria als Schnittpunkt der Kommunikation. Da haben sich aber jetzt die Bürgermeister der drei Gemeinden entschlossen, das nicht zu machen, zugunsten der Vereine. Weil ein Betreiber gestört hätte - die Vereine wollen ja selber etwas verdienen, und dann hätte der Betreiber das immer räumen oder zusperren müssen und das ist ihnen zu kompliziert geworden. Wir vermissen die Cafeteria!

CH: Das wäre gedacht gewesen für die Gemeinde UND für die Bewohner…?

BW: Das wäre so gedacht gewesen, dass da ein Betreiber ist, der zu gewissen Zeiten offen hat, und wo jeder kommen kann, wirklich jeder - von außen, von Kallham… Wenn ich Mittagspause habe, wenn ich auf einen Kaffee gehe… uns hätte das schon gefallen. Jetzt steht das leer und das ist auch für unsere Bewohner und die Angehörigen schade. Jetzt haben wir halt zwei Kaffeeautomaten und Tische hingestellt - das ist ein Hilfsprogramm. Das ist schade!

CH: Und das könnte man jetzt auch baulich nicht mehr nachrüsten…?

BW: Doch, doch, das ist alles fertig! Da müsste nur jemand reingehen und man müsste eine Einigung finden, wie das bei Veranstaltungen wäre. Wie kann der dann Zusperren oder will er dann gehen - wann sperrt denn der auf, und: Ich denke mir, wie oft sind denn dann untertags wirklich Veranstaltungen, wo ein Verein etwas verdienen will - das sind ja sowieso eher Abendveranstaltungen, wo die Cafeteria ohnehin zu ist. Da geht es dann mehr um so Sachen wie „was ist, wenn dann die Kaffeemaschine kaputt ist, wer zahlt das?“ - so wirtschaftliche Sachen - wie trennt man das?

CH: Ist für Peuerbach auch so etwas vorgesehen?

BW: Nein, das in Peuerbach wird ein reines Pflegeheim, wobei das betreute Wohnen direkt daneben ist; deswegen hat man sich auch für diesen Standort entschieden. Da ist genau die Pfarre daneben, das rote Kreuz daneben, man hat fünf Minuten in die Kirche, die Ärzte sind rundherum und man kann auch mit dem Rollstuhl zu Fuß in die Stadt hinunter.

CH: Wie funktioniert das hier, kommen Leute auch außerhalb der Veranstaltungen ins Heim? Da fehlt wahrscheinlich einfach die Cafeteria?

BW: Der Zusammenschluss mit den Bewohnern bei Veranstaltungen ist nicht gegeben. Das sind Abendveranstaltungen - wir sind ein Pflegeheim, das passt nicht. Aber es stört auch nicht. Bis jetzt haben wir das gut ausgemacht, es passt von der Lärmbelastung her. Ich weiß jetzt noch nicht, wie das im Sommer sein wird, weil man da dann auch draußen den Platz nutzt, zum Rauchen und so weiter. Bislang läuft es gut - man muss sich gut absprechen, wer putzt, etc. - das sind die kleinen Punkte.

CH: Ich habe gehört, dass es auch mit den mobilen Pflegediensten, mit dem Essen auf Rädern usw. Kooperationen gibt -

BW: Essen auf Rädern haben wir einstweilen nur die Kooperation mit Peuerbach, Steegen und Bruck-Wasen, die fahren nach wie vor täglich her und holen sich das. Essen auf Rädern für Kallham wäre angedacht, gibt es aber noch nicht. Wir wären bereit, aber die Gemeinde hat momentan noch einen anderen Lieferanten. Wo wir schon immer versuchsweise liefern, ist der Kindergarten. Die haben das momentan noch von der Hauptschule Neumarkt und immer wenn die frei haben, liefern wir - so wie heute.

CH: Woher kommt das, dass die Altenheime immer mehr kooperieren mit anderen Organisationen, zum Beispiel auch mit dem Betreuten Wohnen?



BW: Das ist eine logische Konsequenz. Wenn man ins Betreute Wohnen geht, ist irgendwann der Punkt - muss nicht sein, aber kann sein - dass man mehr braucht, als das Betreute Wohnen bieten kann. Und wenn es da schon Kooperationen gibt - zum Beispiel wir haben jetzt, bei uns ist ja auch das Betreute Wohnen direkt daneben, eine Frau, die schon täglich zum Essen herüberkommt. Die isst täglich schon im Wohngruppenbereich mit. Bei der wäre es jetzt, wenn sie noch einmal übersiedeln müsste und einen Wohngruppenplatz braucht - was ein großer Schritt ist! - nicht mehr die Tragik. Die kommt auch mittlerweile zu jeder Veranstaltung. Die hatte eigentlich totale Schwellenängste vor dem Altenheim! Das haben wir mit dem Essen abgebaut.

CH: Es ist ja grundsätzlich immer eine große Hemmschwelle: Altenheim ist so eine Art Tabu-

BW: …es ist der letzte Punkt - wir wissen das, die Leute wissen es auch, und das wollen wir vermeiden.

CH: Aber so etwas wie die Cafeteria wäre eigentlich eine riesen Einstiegshilfe.

BW: Ja, und auch für unsere Bewohner - die Integration in ein soziales Umfeld, das ganz von außen und ganz normal ist. Wir haben schon einen Normal-Alltag - aber halt einen eigenen.

CH: Gibt es Leute aus dem Ort, die sich freiwillig engagieren?

BW: Ehrenamtliche haben wir total viele. Wir haben natürlich auch unsere Ehrenamtlichen aus Peuerbach mitgenommen, die machen Fahrgemeinschaften und fahren her. Wir haben einen Musikstammtisch am Mittwoch, wo die Leute immer noch herkommen, den haben wir im Veranstaltungssaal, da machen wir dann die Tür auf. Da kanns auch sein, dass Angehörige mitgehen, da sind oft bis zu 45 Leute, die dann miteinander singen.
Die Ehrenamtlichen haben wir uns behalten! Wir haben auch eine Einzelbetreuung, zum Spazierengehen,… das ist ganz verschieden, was wir machen. Wir haben auch zwei Frauen, die nähen. Die nehmen ihre Nähmaschinen mit, setzen sich in den Wohnbereich und nähen. Und die Leute schauen zu! Und das, während die auch noch wirklich produktiv für uns Sachen flicken!

Ganz wichtig ist die Pfarre - auch da haben wir jetzt schon vor dem Einzug Kontakt mit der Pfarre aufgenommen; auch, damit die Kapelle betreut wird. In der Pfarre gibt es dann auch immer die Sozialausschüsse. Wir haben dann zum Beispiel mit dem Sozialausschuss immer den Krankensalbungsgottesdienst miteinander organisiert; wo dann die Leute von der Pfarre hergekommen sind und uns geholfen haben, das zu organisieren - das ist immer relativ groß. Solche Dinge. Wenn man da in der Nähe ist, so wie auch in Peuerbach: Da ist der Pfarrhof und der Kindergarten wirklich ganz neben dem Altenheim, und das Rote Kreuz - das ist schon sehr optimal.

CH: Wie wird mit dem Roten Kreuz zusammengearbeitet?

BW: Die machen direkt bei uns nichts, aber: Wir haben eine Kooperation mit denen, wenn ein Patient von denen ins Altenheim muss. Da bekommen wir zum Beispiel die Doku von denen, das ist total wichtig. Man muss extrem gut vernetzt sein!

CH: Und die Vernetzung  wird in letzter Zeit immer mehr, oder?

BW: Ja. Wir haben zum Beispiel auch eine Sozialberatungsstelle, das Büro ist gleich die Tür dort drüben. Da melden sich viele schon, wenn es daheim nicht mehr so gut geht. Und da wird dann gleich einmal abgeklärt, reicht die mobile Pflege noch oder brauche ich wirklich einen Altenheimplatz? Wenn das festgestellt wird, bekommen wir die dann zugewiesen.

CH: Und findet der Kontakt zum Betreuten Wohnen über die Bewohner statt oder wird der auch aktiv gesucht?

BW: Nein nein, ganz aktiv! Dass wir auf die zugehen, zum Beispiel wenn wir Maiandacht feiern: Da bringen wir eine Einladung rüber.

CH: Und eine Tagespflege gibt es bei Ihnen auch? Ist diese eine eigene Station?

BW: Nein, integriert. Wir haben drei Wohnbereiche, das heißt, gleichzeitig wären drei Tagesplätze möglich - haben wir aber nie zur selben Zeit.

CH: Das heißt, da ist nicht wirklich so eine Nachfrage da?

BW: Es ist zu wenig bekannt. Die Leute, die kommen, schätzen das nämlich schon sehr. Das ist nämlich so ein Anfang, wo man sagt, ich als Angehöriger brauche einmal Luft, zum Einkaufen, weil ich zum Frisör gehe oder weil alle meine Freundinnen auf einen Tagesausflug fahren und ich wieder nicht mitfahren kann… Oder ich arbeite halbtags, aber an diesem Tag muss ich ganztags arbeiten… Oder weil ich einen Tag in der Woche auf meine Enkelkinder aufpassen möchte, das aber mit der dementen Oma nicht schaffe. Wir bieten die Tagespflege nicht für Bettlägrige an, sondern eher für leichte bis mittlere Demenzen, die man nicht alleine lassen kann und die dann bei uns im Programm mitlaufen.

CH: Und eine eigene Tagespflegestation…?

BW: Wird derzeit vom Land nicht gefördert. Wir hätten gerne eine gebaut, jetzt beim Neubau in Peuerbach, aber das wird derzeit vom Land nicht gefördert. Darum kann man das eigentlich im Moment überhaupt nicht einplanen.

CH: Aha, weil in Vöcklabruck wird gerade eine gebaut, aber das ist kein SHV-Heim.

BW: Ganz genau. Das ist derzeit nicht in der Förderung drinnen, da müsste das die Gemeinde selbst zahlen und das macht natürlich keiner.

CH: Gibt es mit dem Veranstaltungszentrum auch irgendwelche unerwünschten Wechselwirkungen?

BW: Also, nachdem wir ein Pflegeheim sind, sage ich einmal: Ein Veranstaltungszentrum damit zu kombinieren, ist schon sehr mutig! (lacht) Besser wäre vielleicht gewesen, wenn die Allgemeinfläche -da sind zum Beispiel die Toiletten auf „unserer" Seite - ganz getrennt wäre. Weil jeder, der in einer Veranstaltung ist, muss durch die Halle und das erzeugt einfach Lärm. Garderoben und das alles da rüberzubringen, das hätte Sinn gehabt.

CH: Wie war der Umzug von alten in die neuen Räume? Nicht nur logistisch gesehen - auch, weil die Räume jetzt wahrscheinlich ja größer, heller,… sind?

BW: Prinzipiell tut es weh, wenn man etwas Vertrautes verlässt. Ich habe das Gefühl gehabt, dass das den Bewohnern auch weh getan hat, aber weniger als dem Personal - weil für uns ja die ganze Arbeit dazukam: Bis man alles wieder findet und die neuen Räume in Besitz genommen hat. Obwohl wir ein gutes Konzept hatten, aber man muss sich erst wieder einarbeiten. Wir sind zum Beispiel so organisiert, dass das Essen zwar in der Küche zubereitet wird, aber die Küche fährt damit dann hinauf in die Wohnbereiche und teilt es dort aus, und das Geschirr wird dann auch oben wieder abgewaschen. Wir haben oben eine richtige Etagenküche, wo wir nichts mehr hin- und herbringen muss. Da hört man das Geschirr klappern, wenn alles ausgeteilt wird… In der Früh wird oben das Frühstück gemacht, da riecht man den Kaffee… Und das Abendessen wird zwar angerichtet, aber zum Großteil auch oben dann hergerichtet. Das ist vom Konzept her wirklich gelungen!

CH: Das tut wahrscheinlich auch den Bewohnern gut.

BW: Ja, und das sieht man auch: Die Bereiche, wo gemeinsam gegessen wird, dort sind die Bewohner besonders gern.

CH: Und für die Betreuer ist das wahrscheinlich aber eine Mehrbelastung, nun auch noch für das Essen zuständig zu sein?



BW: Wir haben das anders umstrukturiert, jetzt gehen die Küchenmitarbeiter hinauf und schöpfen aus. Das war aber anfangs eine Herausforderung. Und eine Umstellung.
[Eine Pflegerin schaut zur Tür herein und berichtet, dass eine Bewohnerin Probleme mit dem Fliegengitter hat]

BW: Ja, Mängel beheben…das ist was! Das tue ich seit Dezember (lacht).

CH: Welche Räume oder Funktionen würden Sie sich noch wünschen für so ein Heim?

BW: Die Flächen sind ja genau vorgeschrieben. Pro Bewohner 60 Quadratmeter, und da sind nicht nur alle Aufenthaltsbereiche drin, sondern auch alles, was die Mitarbeiter betrifft. Das heißt, da ist die Küche drin, die Wäscherei, die Sozialräume, die Kapelle, die Gänge, Haustechnik, Lager,… Je kleiner das Heim, umso weniger die Allgemeinfläche und ich würde sagen, uns fehlen wirklich die Allgemeinflächen.

CH: Wieviele Betten gibt es jetzt hier?

BW: 84. Und ich würde sagen, für mich ist eine wirtschaftliche zwischen 100.. und eigentlich ideal wären 120 Plätze. Da kann ich effizient und wirtschaftlich arbeiten. Ich weiß, dass die Kleinheit für viele sehr wichtig ist, weil man dann regional viele Heime bauen kann, aber dann wird es zum Arbeiten schwierig. Die Lagerräume, die Garderoben für die Mitarbeiter: Das wird dann alles so klein, das ist ein Wahnsinn. 84 ist zu klein.

CH: Jetzt ist das Heim ja mit 84 Plätzen wahrscheinlich gut ausgelastet, aber werden nicht in Zukunft viel mehr Plätze benötigt?

BW: Derzeit gibt es - im Bezirk Grieskirchen nicht, aber in ganz Oberösterreich - viel zu viele Plätze. Das hat damit zu tun, dass der Sozialplan vielleicht nicht ganz gestimmt hat; weil man die 24-Stunden-Pflege vielleicht nicht ganz richtig eingerechnet hat. Deswegen sind in manchen Regionen zu viele Heime gebaut worden. Dass es in Zukunft zu viele Heime sind, glaube ich nicht. Denn die 24-Stunden-Pflege wird einen Plafond erreichen, und auch jetzt kriegen wir - vor allem bei schweren Demenzen - viele Fälle, wo die 24-Stunden-Pflege das nicht mehr schafft. Je älter die Leute, umso höher auch die Wahrscheinlichkeit mit den Demenzen. Also, wir haben die Leute, die sicher am Schwierigsten zu betreuen sind. Und nachdem die Altersgruppe so rasant steigt, wird man die Heime auch brauchen.

CH: Alternative Modelle - dass es zum Beispiel innerhalb einer Wohnsiedlung Pflegewohngruppen gibt, die dann mit dem Altenheim gemeinsam betrieben werden?

BW: Da muss der Standort passen: Ich muss die Wohnung mieten, und mir überlegen: Wie viele Leute kann ich mit wie viel Personal betreuen? Wie schaffe ich die Nacht? Für welche Zielgruppe mache ich das? Zum Beispiel bei einer leichten Demenz kann ich mir das gut vorstellen. Aber wir haben natürlich auch Leute, die einen verstärkten Wandertrieb haben - wo wir auch wirklich Technik brauchen, damit das funktioniert. In einem Wohnhaus kann das gefährlich werden.
Aber dass es da noch was geben MUSS in Zukunft.. das wäre für mich ganz klar! Ich finde, es ist nämlich momentan ein bisschen ein Manko: Die Zwischenphase, wo die mobile Betreuung schon zu wenig ist - wenn man da eine Betreuung hätte für mehrere Leute… wenn man zum Beispiel an ein Betreubares Wohnen noch etwas anbaut. Eine Wohngruppe, wo man dann hinkommt und man hat aber eine Betreuung. Eine Zwischenstufe.
Oder wenn man sagt, bei einem neuen Wohnhaus wird im Erdgeschoß eine Wohnung frei gelassen, die dann aber vom Personalstamm eines Heims aus mit betrieben wird. Das ist sonst zu klein, das wäre sonst zu teuer.
Oder dass zum Beispiel der Einkauf von Windeln etc. gemeinsam mit einem Heim getätigt wird.
Und die Versorgung mit Essen: Koche ich dort? Das ist eine Möglichkeit, oder ich hole mir die Diäten aus dem Heim.

CH: Kennen Sie solche Projekte in Oberösterreich?

BW: In Wien gibt es das, Caritas Socialis macht das mit Erfolg.

CH: In Wels gibt es die Demenzwohngruppen, aber unabhängig vom Heim.

BW: Ja, das sind auf jeden Fall Zukunftsmodelle. Man muss sich immer anschauen, wen nimmt man auf, und: Welche Leute arbeiten dort, welche Ausbildung haben die?

[Den Mangel an Allgemeinflächen bekomme ich nach dem Gespräch auch selbst mit. Der Gottesdienst beginnt gleich, und vor der Kapelle bildet sich ein Stau, weil die Türen aufgrund der engen Gangflächen gegeneinander aufschlagen. Zwei Herren im Rollstuhl und mehrere Damen mit Rollator stecken fest.]

## BETREUBARES WOHNEN WAIZENKIRCHEN
### Besucht am 10.10.2017

An einem sonnigen Herbsttag bin ich zum wöchentlichen Kaffeekränzchen eingeladen und bekomme dabei einen kleinen Einblick in das Leben der kleinen Hausgemeinschaft. Nach und nach kommen die Bewohnerinnen aus ihren Wohnungen herunter in den Gemeinschaftsraum, sechs sind heute dabei. So wie jeden Dienstag ist Thomas vom Roten Kreuz da.

47€ pro Monat kostet der Grundservice: 20 Stunden pro Monat ist Thomas anwesend und kann auch sonst jederzeit kontaktiert werden. In jeder Wohnung gibt es ein Notrufsystem, das aus Gegensprechanlage und einem Notrufknopf besteht, den die Bewohnerinnen eigentlich stets am Arm tragen sollten. Im Alltag mag aber keine das Armband tragen, sondern nur, wenn „etwas gefährlichere Dinge“ in der Wohnung zu tun seien. Auch nachts sei es beruhigend, das Armband neben dem Bett liegen zu haben.

Von den sechs Anwesenden hat momentan keine eine zusätzliche Betreuung oder Pflege. Von den vier anderen Bewohnerinnen bekommt eine Essen auf Rädern und eine weitere wird von der mobilen Pflege unterstützt. Den beiden geht es heute nicht so gut, darum bleiben sie in ihren Wohnungen. Mit einer wird Thomas später noch allein spazieren gehen.

Eine weitere Bewohnerin geht am Gemeinschaftsraum vorbei mit dem Rollator zur Tür hinaus. Die wolle keine Betreuung und bleibe lieber für sich. Außerdem werde sie sowieso sehr oft von Verwandten abgeholt und sei gar nicht so viel da.

Zu Beginn des Kaffeekränzchens herrscht erst einmal Trubel: Der lange Tisch wird gedeckt. Aus der großen Kredenz werden Teller und Kaffeetassen hervorgeholt. Eine Bewohnerin hat Kaffee gemacht, eine andere holt Kuchengabeln aus der Küche. Servietten dürfen auch nicht fehlen. Eine Bewohnerin stellt drei Schüsseln Selbstgebackenes auf den Tisch, Thomas bringt eine große Schachtel Schaumrollen mit.

Es gibt eine Teeküche mit Durchreiche zum Gemeinschaftraum. Dass Wasseranschluss und Geschirrspüler hingegen im Hauswirtschaftsraum auf der anderen Seite des Hauses untergebracht sind, finden alle unpraktisch. Überhaupt gäbe es doch einiges an ihrem Haus, das nicht ganz so gelungen sei: Im Gemeinschaftsraum sei es im Sommer viel zu heiß, und die Glastür nach außen lässt sich nicht öffnen.

Zwischendurch erfahre ich ein bisschen etwas über das Zusammenleben. Gemeinsam mit Thomas werden viele Ausflüge unternommen — auch wenn dafür die 20 Stunden eigentlich gar nicht ausreichen würden, oder gemeinsam Gymnastik- und Gedächtnisübungen gemacht. Einige haben noch ein eigenes Auto. Kochen tut jede für sich in der eigenen Wohnung, in der Teeküche bereiten sie manchmal gemeinsam einfache Dinge wie eine Suppe zu. Aber schnell kommen wieder andere Dinge zur Sprache: Da werden alte Weisheiten und Sprüche, Kochrezepte und alte Hausmittel zum Besten gegeben. Die Dame zu meiner linken Seite erzählt mir von Südafrika, wo sie 40 Jahre lang lebte und arbeitete. Die zu meiner Rechten verkündet, dass man als Pflegefall ja leider nicht im Betreubaren Wohnen bleiben könne. Thomas verneint: In einem weiteren Haus, das er betreut, braucht eine Bewohnerin mittlerweile ständige Betreuung und musste trotzdem nicht umziehen. Bei Bedarf kann nämlich ein Pflegebett im Wohnzimmer aufgestellt werden und das Schlafzimmer wird zum Zimmer für eine 24-Stunden-Pflegekraft.

Leisten müsse man sich das halt können!, wird dazwischengerufen.

Die Atmosphäre im Haus ist sehr angenehm. Der helle Gemeinschaftsraum ist jetzt im Herbst nicht überhitzt, sondern angenehm warm. Am Boden ein schöner, wohl schon hundertjähriger Holzboden. Die Gänge mit alten Gewölben und das Treppenhaus und sind schlicht gehalten, die Steintreppe wurde erhalten und daneben hat auch noch ein Lift Platz gefunden. Die französischen Fenster an den Gangenden lassen Licht ins Haus, davor stehen vereinzelt Zimmerpflanzen oder ein Schuhregal. Auch die Wohnungen sind hell und freundlich, mit einem hellen Holzboden, der angenehm warm unter den Füßen ist. Nur die, die in ihren Wohnungen die alten Kastenfenster haben, beklagen sich ein bisschen: Sieben Stück sei dann doch schon fast zu viel, schließlich seien die ja ganz schön aufwendig zu putzen!

Im Haus gibt es dann noch Susi, die Katze. Ihre Besitzerin gerade nicht so fit, und im Kellerabgang geht das Katzenkisterl schon über. Irgendwie sei das ja schon unverantwortlich, ein Tier mit hierher zu bringen, wenn man sich dann irgendwann nicht mehr selber drum kümmern könne, wird angemerkt. Und in der Eingangshalle vor den Postkästen sitzt ein riesiger Teddy, der Hauswächter. Aber dem sei gerade Sprechverbot erteilt worden: „Pst Pst Pst Pst“ hat jemand auf einen Zettel vor seinem pelzigen Bauch geschrieben.

# LITERATURVERZEICHNIS

## SELBSTSTÄNDIGE PUBLIKATIONEN


afo architekturforum oberösterreich/Direktion Kultur des Landes OÖ (Hg.): Ausgezeichnet. OÖ Landeskulturpreis Architektur, Salzburg 2013

Age Stiftung (Hg.): Wohnmodell Hausgemeinschaft. Informationen zum Age Award 2007, Zürich 2007

Age Stiftung (Hg.): Autonomes Wohnen in Gemeinschaft (=Age Dossier 2010), Zürich 2010

Age Stiftung (Hg.): Stationär - und mehr (=Age Dossier 2011), Zürich 2011

Age Stiftung (Hg.): Pflegewohngruppen in der Nachbarschaft (=Age Dossier 2014), Zürich 2014

Age Stiftung (Hg.): Gemeinschaftsräume für alle Generationen (=Age Dossier 2015), Zürich 2015

Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Direktion Kultur (Hg.): Denkmalwerte Denkmalpreise. Denkmalpflegepreise des Landes Oberösterreich 2002-2013, Salzburg 2013

Amt der Oö. Landesregierung, Direktion Soziales und Gesundheit, Abteilung Soziales (Hg.): Pflegevorsorge für ältere Menschen (= Oö. Sozialbericht 2016 Teil 03), Linz 2017

Barth, Arne (Hg.): Bauen für Senioren/Building for the Elderly (=Architektur und Wettbewerbe 212), Stuttgart 2007

Becker, Anette/Cachola Schmal, Peter/Haas, Claudia (Hg.): Netzwerk Wohnen. Architektur für Generationen, München 2013

BBSR Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung: Ready. Vorbereitet für altengerechtes Wohnen (= Zukunft Bauen: Forschung für die Praxis Band 01), Bonn 2014

Commenda, Ludwig: Aschach, Eferding, Waizenkirchen und Umgebung, Linz 1905

Deutscher Bundestag (Hg.): Zweiter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Wohnen im Alter und Stellungnahme der Bundesregierung zum Bericht der Sachverständigenkommission, Bonn 1998, http://dip21.bundestag.de/dip21/btd/13/097/1309750.pdf, 16.5.2017

Feddersen, Eckhard/Lüdtke, Insa: Entwurfsatlas Wohnen im Alter, Basel 2009
Feuerstein, Christiane: Altern im Stadtquartier. Formen und Räume im Wandel, Wien 2008

FGW Forschungsgesellschaft für Wohnen, Bauen und Planen (Hg.): Neue Wohnformen für Senioren in Niederösterreich. Endbericht, Wien 2002

Fleck, Martina: land.flucht Waizenkirchen, Masterarbeit, Kunstuniversität Linz 2013

Fleck, Siegfried u.a.: Waizenkirchen. Vergangenheit und Gegenwart, Mattighofen 1992

Fritz, Klaus/Wagner, Daniela: Forschungsfeld Gastronomie. Grundlagen - Einstellungen - Konsumenten, Wiesbaden 2015

Hainisch, Erwin: Oberösterreich (= DEHIO-Handbuch. Die Kunstdenkmäler Österreichs), Wien [4]1958

Heimat- und Kulturwerk Waizenkirchen (Hg.): Waizenkirchen. Das 20. Jahrhundert, Ried/I. 2000

Hinterlehner-Becker, Sibylle: Alternativen. Jenseits der Dichotomie von Pflege im Heim und Pflege daheim, Diplomarbeit, Universität Wien 2011

Hölz, Christoph/Hauser, Walter: Weiterbauen am Land. Verlust und Erhalt der bäuerlichen Kulturlandschaft in den Alpen, Innsbruck 2011

Höpflinger, François/Van Wezemael, Joris (Hg.): Wohnen im höheren Lebensalter. Grundlagen und Trends (= Age Report III), Zürich/Genf 2014

Huber, Andreas (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Basel 2008

KDA Kuratorium Deutsche Altershilfe/Bertelsmann Stiftung (Hg.): Werkstatt-Wettbewerb Quartier. Dokumentation der ausgezeichneten Beiträge, Köln 2005

Knox, Paul L./Mayer, Heike: Kleinstädte und Nachhaltigkeit. Konzepte für Wirtschaft, Umwelt und soziales Leben, Basel/Boston/Berlin 2009

LandLuft (Hg.): LandLuft Informationen, o.A. 2012

Land Oberösterreich (Hg.): Betreubares Wohnen. Hohe Lebensqualität durch Selbstständigkeit und Sicherheit, Linz 2006

Lindenthal, Julia/Mraz, Gabriele: Neues Wohnen im alten Haus. Sanierungsoptionen mit Zukunft: Vom Einfamilien- zum Mehrpersonenhaus, Wien 2015

Loeschcke, Gerhard/Pourat, Daniela: Handbuch und Planungshilfe. Altersgerecht umbauen, Berlin 2014

Lutz, H. Michael/Eichinger, Walter/Hastedt, Ingrid (Hg.): Betreutes Wohnen für Senioren – die ÖNORM CEN / TS 16118. Praxiskommentar, Wien 2012

Netzwerk: Soziales neu gestalten (Hg.): Zukunft Quartier. Lebensräume zum Älterwerden, Bd. 1, Gütersloh 2008

Neufert, Ernst: Bauentwurfslehre, Braunschweig/Wiesbaden [33]1992

Oberranzmeier, Karin: Wohnformen der Gegenwart und Zukunft für ältere Menschen in Oberösterreich, Masterarbeit, Johannes Kepler Universität Linz 2011

Pillwein, Benedikt: Neuester Wegweiser durch Linz und seine nächste Umgebung in historischer, topographischer, statistischer, commerzieller, industriöser und artistischer Beziehung, Linz 1837

Pollak, Sabine: Die Freuden des Landlebens. Zur Zukunft des ruralen Wohnens, Wien 2011

Rabinow, Paul: French DNA. Trouble in Purgatory, London/Chicago 1999

Riernößl, Julia Maria: Lebenszufriedenheit im Altenpflegeheim. Eine quantitative Studie zu Wohnbedürfnissen und Lebenszufriedenheit, Diplomarbeit, Universität Wien 2010

Sidler, Andreas (Hg.): Betreutes Wohnen mit Heimvorteil. Age Dossier 2016, Zürich 2016

Sozialministerium (Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz) (Hg.): Altern und Zukunft. Bundesplan für Seniorinnen und Senioren, Wien 2013

Sozialministerium (Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz) (Hg.): Österreichischer Pflegevorsorgebericht 2015, Wien 2016

Wierlacher, Alois (Hg.): Gastlichkeit. Rahmenthema der Kulinaristik, Berlin 2011

Winkler, Petra/Pochobradsky, Elisabeth/Wirl, Charlotte: Gesundheit und Krankheit der älteren Generation in Österreich. Bundesministerium für Gesundheit, Wien 2012

## UNSELBSTSTÄNDIGE PUBLIKATIONEN

Auer, Gerhard: Raum, Licht und Sicht. Ästhetische Aspekte altersgerechten Wohnens, in: Huber, Andreas (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Basel 2008, 189-208

Auer, Stefanie u. a.: Wohngemeinschaft versus traditionelles Pflegeheim für Personen mit Demenz. Eine vergleichende Beobachtungsstudie, in: Pflegewissenschaft 3/4 (2017), 156-165

Baltes, Paul: Das hohe Alter. Mehr Bürde oder Würde, in: fundiert Wissenschaftsmagazin Freie Universität Berlin 01 (2004), Online unter: http://www.fu-berlin.de/presse/publikationen/fundiert/archiv/2004_01/04_01_baltes/index.html, 6.10.2017

Dücker, Burckhard: Ritualitätsformen von Gastlichkeit, in: Wierlacher, Alois (Hg.): Gastlichkeit. Rahmenthema der Kulinaristik, Berlin 2011, 56-81

Eberle, Dietmar: 60 plus - Segen, Drohung oder Beginn einer neuen Zukunft?, in: Becker, Anette/Cachola Schmal, Peter/Haas, Claudia (Hg.): Netzwerk Wohnen. Architektur für Generationen, München 2013, 86-93

Ebner, Peter: Integriertes Wohnen, in: Schittich, Christian (Hg.): Im Detail. Integriertes Wohnen, München/Basel 2007, 11-23

Feuerstein, Christiane: Vernetztes Wohnen. Wohnmodelle für ältere Menschen, in: Döllmann, Peter/Demel, Roman (Hg.): Lebenslandschaften. Zukünftiges Wohnen im Schnittpunkt zwischen privat und öffentlich, Frankfurt am Main/New York 2002, 154-163

Fischer, Tatjana: Zur Zukunft des Altseins auf dem Land, in: Informationen zur Raumentwicklung, Heft 2/2016, 237-248

Frank, Ute: Urbane Impulse. Ein Laborbericht, in: Frank, Ute (u.a.): Hiatus. Architekturen für die gebrauchte Stadt, Basel 2017, 43-57

Fooken, Insa: Intimität auf Abstand. Familienbeziehungen und soziale Netzwerke, in: Niederfranke, Annette/Naegele, Gerhard/Frahm, Eckhart (Hg.): Funkkolleg Altern 2, Wiesbaden 1999, 209-243

Gepp, Joseph: Wohnst du noch oder teilst du schon?, in: Falter, 15.9.2010, 41

Gleiter, Jörg H.: Authentizität, Ritual, Aura, in: Frank, Ute (u.a.): Hiatus. Architekturen für die gebrauchte Stadt, Basel 2017, 95-98

Gnaiger, Roland: Am Ende des Wohnbaus - am Wechsel wohin?, in: Pro Senectute thema, 2 (2007), 2-17

Göschel, Albrecht: Zur Geschichte des Gemeinschaftlichen Wohnens, in: Pawlitschko, Roland (Hg.): Wohnen. Neue Architektur für den demografischen Wandel (= Wohnmodelle Bayern Band 5), München 2011, 18-23

Greiffenhagen, Sylvia: Die Gemeinschaft kehrt zurück, in: Pawlitschko, Roland (Hg.): Wohnen. Neue Architektur für den demografischen Wandel (= Wohnmodelle Bayern Band 5), München 2011, 28-31

Gutmann, Raimund: Formen des Wohnens in Gemeinschaft. Wohngruppen als „Inserts", in: Grüne Bildungswerkstatt (Hg.): Alternative Wohnformen jetzt. Eine Dokumentation eines Symposiums im Oktober 2013, Wien 2015, 21-30

Hagleitner, Tobias: Mitdafinerhus, in: Leben&Wohnen (Wochenendbeilage der Vorarlberger Nachrichten), 24./25.12.2016, 4-7

Hauser, Walter: Weiterbauen am Land, in: Hölz, Christoph/Hauser, Walter: Weiterbauen am Land. Verlust und Erhalt der bäuerlichen Kulturlandschaft in den Alpen, Innsbruck 2011, 25-29

Heidegger, Martin, in: Conrads, Ulrich/Neitzke, Peter (Hg.): Mensch und Raum. Das Darmstädter Gespräch 1951 (= Bauwelt Fundamente Bd. 94), Braunschweig 1991, 88-102

Höpflinger, François: Die zweite Lebenshälfte - Lebensperiode im Wandel, in: Huber, Andreas (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte, Basel 2008, 31-46

Hradil, Stefan: wohn:wandel. Strukturwandel, in: Schader-Stiftung (Hg.): wohn:wandel. Szenarien, Prognosen, Optionen zur Zukunft des Wohnens, Darmstadt 2001, 10-22

Huber, Andreas/Hugentobler, Margrit/Walthert-Galli, Regina: Neue Wohnmodelle in der Praxis, in: Huber, Andreas (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Basel 2008, 77-172

Imhof, Lorenz: Gesundheit und Wohnen im Alter. Eine Herausforderung für die professionelle Pflege, in: Höpflinger, François/Van Wezemael, Joris (Hg.): Wohnen im höheren Lebensalter. Grundlagen und Trends (= Age Report III), Zürich/Genf 2014, 169-177

Jäkel, Angelika: Offenheit. Dimensionen einer mehrdeutigen architektonischen Qualität, in: Frank, Ute (u.a.): Hiatus. Architekturen für die gebrauchte Stadt, Basel 2017, 179-185

Jann, Antonia: Man kann nur denken, was man kennt, und man kann nur wählen, was es gibt. Eine explorative Studie des Wohn-Handelns bei alleinlebenden Menschen unter Berücksichtigung gesellschaftlicher Faktoren, in: Höpflinger, François/Van Wezemael, Joris (Hg.): Wohnen im höheren Lebensalter. Grundlagen und Trends (= Age Report III), Zürich/Genf 2014, 159-167

Kaltenbach, Frank: Wir wollen Gebäude neu programmieren. Ein Gespräch mit Reinier de Graaf, in: Detail Zeitschrift für Architektur + Baudetail, 57. Serie 2017, 14-20

Kraft, Sabine/von Mende, Julia/Kläser, Simone: Editorial. Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein, in: archplus 176/177 (2006), 16-17

Kruse, Andreas: Wohnen im Alter - heute und in Zukunft?, in: Becker, Anette/Cachola Schmal, Peter/Haas, Claudia (Hg.): Netzwerk Wohnen. Architektur für Generationen, München 2013, 26-37

Liebsch, Burkhard: Grundformen und Spielräume einer Kultur der Gastlichkeit, in: Wierlacher, Alois (Hg.): Gastlichkeit. Rahmenthema der Kulinaristik, Berlin 2011, 31-44

Marboe, Isabella: Stadtstruktur weiter weben, in: architektur.aktuell 446, 5 (2017), 84-95

Marg, Volkwin: Sinnfällig und selbstverständlich Bauen, in: Feddersen, Eckhard/Lüdtke, Insa (Hg.): Raumverloren. Architektur und Demenz, Basel 2014, 24-27

Mensch, Kirsten: Gemeinschaftliches Wohnen, in: Becker, Anette/Cachola Schmal, Peter/Haas, Claudia (Hg.): Netzwerk Wohnen. Architektur für Generationen, München 2013, 180-185

Motel, Andreas/Künemund, Harald/Bode, Christina: Wohnen und Wohnumfeld, in: Kohli, Martin/Künemund, Harald (Hg.): Die zweite Lebenshälfte. Gesellschaftliche Lage und Partizipation im Spiegel des Alters-Survey, Opladen 2000, 124-175

Obermüller, Klara: Daheim und im Heim. Ein Erfahrungsbericht, in: Huber, Andreas (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Basel 2008, 209-216

Parr, Rolf: Gastlichkeit als Schwellensituation, in: Wierlacher, Alois (Hg.): Gastlichkeit. Rahmenthema der Kulinaristik, Berlin 2011, 156-167

Partsch, Alexandra: mitdafinerhus, in: Gemeinde Zwischenwasser (Hg.): Zwischen Frutz und Frödisch. Gemeindezeitung Zwischenwasser 1 (2016), 29

Pichler, Barbara: Aktuelle Altersbilder. „Junge Alte" und „alte Alte", in: Aner, Kirsten/Karl, Ute: (Hg.): Handbuch Soziale Arbeit und Alter, Wiesbaden 2010, 415-426

Rocneanu, Carla: Synergetische Programmierung, in: Frank, Ute (u.a.): Hiatus. Architekturen für die gebrauchte Stadt, Basel 2017, 212-222

Schenk, Herrad: Abenteuer Altern. Vom Älterwerden und Jungbleiben, in: Huber, Andreas (Hg.): Neues Wohnen in der zweiten Lebenshälfte. Basel 2008, 15-30

Siebel, Walter: Die neue Vielfalt des Wohnens, in: Pawlitschko, Roland (Hg.): Wohnen. Neue Architektur für den demografischen Wandel (= Wohnmodelle Bayern Band 5), München 2011, 14-17

Stapenhorst, Carolin: Robustheit, in: Frank, Ute (u.a.): Hiatus. Architekturen für die gebrauchte Stadt, Basel 2017, 155-164

Temel, Robert: Formen des gemeinschaftlichen Bauens, in: Grüne Bildungswerkstatt (Hg.): Alternative Wohnformen jetzt. Eine Dokumentation eines Symposiums im Oktober 2013, Wien 2015, 12-20

Thimm, Caja: Altersbilder und Wohnkulturen - Tradition baut Zukunft, in: Becker, Anette/Cachola Schmal, Peter/Haas, Claudia (Hg.): Netzwerk Wohnen. Architektur für Generationen, München 2013, 56-59

Thimm, Katja: „Seht ihr, ich habe recht gehabt". Spiegel-Gespräch mit Peter Zumthor, in: Der Spiegel 50 (2010), 144-148

Van Wezemael, Joris: Über Massstäbe und Ideologien - Gedanken zum privaten Wohnen im Alter. Ein Essay, in: Höpflinger, François/Van Wezemael, Joris (Hg.): Wohnen im höheren Lebensalter. Grundlagen und Trends (= Age Report III), Zürich/Genf 2014, 211-222

Wippermann, Peter: Sozialer Reichtum. Chance für Städte von morgen, in: Pawlitschko, Roland (Hg.): Wohnen. Neue Architektur für den demografischen Wandel (= Wohnmodelle Bayern Band 5), München 2011, 8-13

Zeyfang, Rom A. u.a.: Diabetes mellitus im Alter, in: Diabetologie und Stoffwechsel 9 (2014), 189-195

Zweifel, Christina: Alterspolitische Netzwerke in Schweizer Gemeinden, in: Höpflinger, François/Van Wezemael, Joris (Hg.): Wohnen im höheren Lebensalter. Grundlagen und Trends (= Age Report III), Zürich/Genf 2014, 201-209

## INTERNETQUELLEN

Bakker, Peter: Co-housing in The Netherlands, Juni 2009, http://bit.ly/2qY4MAL, 9.5.2017

Blanchflower, David G./Oswald, Andrew J., 2007: Is Well-Being U-Shaped Over the Life Cycle? (February 2007). NBER Working Paper No. w12935, https://ssrn.com/abstract=965127, 26.4.2017

Bundeskanzleramt Österreich: Betreutes Wohnen, www.help.gv.at/Portal.Node/hlpd/public/content/286/Seite.2860004.html, 3.5.2017

Ettinger, Karl: 1970/80er. Wer die Pensionslast schultern muss, 25.02.2016, http://diepresse.com/home/innenpolitik/4932809/197080er_Wer-die-Pensionslast-schultern-muss, 26.4.2017

Fischer, Tatjana: Neue Kollektive - eine zentrale Herausforderungen (sic!) für die zukunftsfähige Stadtplanung, in: Schrenk, M./V. Popovich, V./Zeile, P. (Hg.): Tagungsband REAL CORP 2010. Cities for Everyone: Liveable, Healthy, Prosperous - CORP (Competence Center of Urban and Regional Planning), Schwechat 2010, 463-472

Gaschke, Susanne: Entspann dich, Alter! 7.3.2011, http://www.zeit.de/2011/15/DOS-Senioren, 25.4.2017

GWG Steyr: Betreutes Wohnen Ennsleite Sonnenwiese, o.A., https://www.gwg-steyr.at/projekte/abgeschlossene-projekte/ennsleite-sonnenwiese/, 11.10.2016

Land Oberösterreich: Betreutes Wohnen (barrierefreies Wohnen im Alter), www.land-oberoesterreich.gv.at/18783.htm, 3.5.2017

Maurer-Kollenz, Manuela: Betreutes und betreubares Wohnen. Welche Wohnräume brauchen ältere Menschen?, 30.3.2015, http://www.rechtambau.at/Artikel/Betreutes-und-betreubares-Wohnen-Welche-Wohnr%C3%A4ume-brauchen-%C3%A4ltere-Menschen, 3.5.2017

Pedersen, Max: Senior Co-Housing Communities in Denmark, 26.6.2015, http://bit.ly/2qOeuIK, 9.5.2017

o.A.: http://www.gasthofmayrhuber.at/philosophie.html, 2.11.2017
Scholz, Wolf-Dieter: Vom ‚ganzen Haus' zur bürgerlichen Klein- bzw. Kernfamilie. Wandlungen in den Familienformen, 2005, http://bit.ly/2pHkqBU, 5.5.2017

Sozialhilfeverband Schärding: Vitales Wohnen ViWo, 1.5.2014, http://www.shv-schaerding.at/site/viwo/files/Folder_-St.-Marienkirchen-2014_05_01.pdf, 11.10.2017

Springer, Gudrun: Senioren-WGs. Die schwierige Suche nach älteren Mitbewohnern, 29.5.2017, http://derstandard.at/2000058355196/Senioren-WGs-Die-schwierige-Suche-nach-aelteren-Mitbewohnern, 29.5.2017

Voelpel, Sven. Wir werden im Laufe des Lebens immer glücklicher, 22.04.2017, http://www.deutschlandfunkkultur.de/altersforscher-sven-voelpel-wir-werden-im-laufe-des-lebens.990.de.html?dram:article_id=384346, 26.4.2017

Wehrmeyer, Ingken: Angst vor dem Älterwerden? Was ich von meiner 80-jährigen Freundin gelernt habe, 27.12.2016, https://editionf.com/Think-young-Das-Alter-wird-im-Kopf-gemacht, 6.10.2017

o.A.: www.wohnbund.at/wp/ueberuns, 4.5.2017

o.A.: § 6 WGG Mindestanzahl der Genossenschafter und Mindestkapital, 31.12.2016, https://www.jusline.at/6_Mindestanzahl_der_Genossenschafter_und_Mindestkapital_WGG.html, 24.5.2017

o.A.: FAQs zum Thema Baugruppen, www.gemeinsam-bauen-wohnen.org/uber-baugruppen/faq, 4.5.2017

Stadt Wels: Zweite Wohngemeinschaft für Menschen mit Demenz in der Dragonerkaserne (Mittelhof), o.A.,https://www.lebenswege-online.at/wp-content/uploads/2016/06/Praesentation-WG-Dragonerstrasze-Mittelhof-WEGE-42.pdf, 20.4.2017

Höpflinger, François: Einblicke und Ausblicke zum Wohnen im Alter, 07.2009, http://www.hoepflinger.com/fhtop/fhalter1R.html, 11.12.2017

Marboe, Isabella: Starkes Doppel, 30.4.2016, http://www.vol.at/starkes-doppel/4705445, 20.11.2017

Vollpension Wien: Social Impact, o.A., http://www.vollpension.wien/socialimpact, 9.12.2017
o.A.: https://www.caritas-steiermark.at/spenden-helfen/spenden/carla/gastronomie-kulinarisches/paulparadise, 9.12.2017

o.A.: http://www.daslorenz.at/de/Ein_inklusives_Restaurant, 9.12.2017

Bundeskanzleramt Rechtsinformationssystem: Verordnung der Oö. Landesregierung, mit der das Obere Donau- und Aschachtal“ als Europaschutzgebiet bezeichnet und mit der ein Landschaftspflegeplan für dieses Gebiet erlassen wird, o.A., https://www.ris.bka.gv.at/GeltendeFassung.wxe?Abfrage=LrOO&Gesetzesnummer=20000577&ShowPrintPreview=True, 2.10.2017

Bundesministerium für ein lebenswertes Österreich: Renaturierung Aschach, Leitenbach und Sandbach, 20.2.2014,https://www.bmlfuw.gv.at/wasser/wasser-oesterreich/foerderungen/gewaesseroekologie/aktuelle_projekte/OOEGOEKA.html, 10.11.2017

Statistik Austria: Registerzählung vom 31.10.201. Bevölkerung nach Ortschaften, 31.7.2013, http://www.statistik.at/blickgem/rg3/g40831.pdf, 10.11.2017

Oberösterreichische Nachrichten: Schul-Fusion bedeutet Aus für Fachschule in Mistelbach, 30.5.2017, http://www.nachrichten.at/oberoesterreich/Schul-Fusion-bedeutet-Aus-fuer-Fachschule-in-Mistelbach;art4,2582093, 10.11.2017

Statistik Austria: Abgestimmte Erwerbsstatistik 2015. Erwerbspendler/-innen nach Pendelziel, 25.8.2017, http://www.statistik.at/blickgem/ae3/g40831.pdf, 10.11.2017

Marktgemeinde Waizenkirchen: Geschichte Waizenkirchens, o.A., http://www.waizenkirchen.at/Freizeit_Kultur/Kultur/Unsere_Geschichte, 10.11.2017

Sickinger, Brigitte: Der Maler und das Wirtshaus: Zum 200. Geburtstag von Hans Hueber, 15.05.2013, https://tips.at/news/waizenkirchen/kultur/272208-der-maler-und-das-wirtshaus-zum-200-geburtstag-von-hans-hueber, 15.11.2017

o.A.: Prosit auf den runden Geburtstag: Mayrhubers Lokal ist 400 Jahre alt, 6.5.2009, http://www.nachrichten.at/oberoesterreich/wels/Prosit-auf-den-runden-Geburtstag-Mayrhubers-Lokal-ist-400-Jahre-alt;art67,170738, 2.11.2017



# ABBILDUNGSVERZEICHNIS

ABB. 1 Skizze: Der Gasthof. Clara Hamann

ABB. 2 Probleme älterer Menschen im Bereich der ADL, nach Altersgruppen und Geschlecht. Clara Hamann, Inhalt: Winkler, Petra/Pochobradsky, Elisabeth/Wirl, Charlotte: Gesundheit und Krankheit der älteren Generation in Österreich. Bundesministerium für Gesundheit, Wien 2012, 23

ABB. 3 Probleme älterer Menschen im Bereich der IADL, nach Altersgruppen und Geschlecht. Clara Hamann, Inhalt: Winkler, Petra/Pochobradsky, Elisabeth/Wirl, Charlotte: Gesundheit und Krankheit der älteren Generation in Österreich. Bundesministerium für Gesundheit, Wien 2012, 24

ABB. 4 Copyright Edith Maul-Röder. Edith Maul-Röder, Strichcode 2 (2007)

ABB. 5 Copyright Edith Maul-Röder. Edith Maul-Röder, Strichcode 2 (2007)

ABB. 6 Drei Wohn-Dimensionen. Clara Hamann, nach Vorlage aus: Feuerstein, Christiane/Leeb, Franziska: GenerationenWohnen. Neue Konzepte für Architektur und soziale Interaktion, München 2015, 13.

ABB. 7 Regeln für das barrierefrei anpassbare und vorbereitete Bad. Aus: BBSR 2014, 246.

ABB. 8 Mitdafinerhus. Ehem. Wirtschaftstrakt mit neuer Lärchenschalung. Benno Hagleitner, aus: Hagleitner, Tobias: Mitdafinerhus, in: Leben&Wohnen (Wochenendbeilage der Vorarlberger Nachrichten), 24./25.12.2016, 5

ABB. 9 Mitdafinerhus. Ehem. Wohntrakt mit erhaltener Schindelfassade. Benno Hagleitner, aus: Hagleitner, Tobias: Mitdafinerhus, in: Leben&Wohnen (Wochenendbeilage der Vorarlberger Nachrichten), 24./25.12.2016, 4

ABB. 10 Blick in die Gemeinschaftsküche. Benno Hagleitner, aus: Hagleitner, Tobias: Mitdafinerhus, in: Leben&Wohnen (Wochenendbeilage der Vorarlberger Nachrichten), 24./25.12.2016, 7

ABB. 11 Treppenhaus

ABB. 12 Terrasse und Eingangsbereich. Roland Gruber: akademie.landluft.at/files/akademie/gallery/zwischenwasser/IMG_6702.jpg, 17.11.2017

ABB. 13 Grundriss Erdgeschoß M1:500. Clara Hamann, nach: http://mitdafinerhus.at/wohnungen, 19.11.2017

ABB. 14 Neue und alte Haustüre; davor Sitzbank und Brunnen. Marcel Hagen, http://www.vol.at/starkes-doppel/4705445, 20.11.2017

ABB. 15 Der Neubau interpretiert Form und Proportion des Bestands. Marcel Hagen, http://www.vol.at/starkes-doppel/4705445, 20.11.2017

ABB. 16 Ansichten. Wimmer-Armellini Architekten, http://www.holzbaukunst.at/holzbau/objekt/392.html, 22.11.2017

ABB. 17 Grundriss Erdgeschoß. Wimmer-Armellini Architekten, http://www.holzbaukunst.at/holzbau/objekt/392.html, 22.11.2017

ABB. 18 Lageplan Kolpingplatz. Wimmer-Armellini Architekten, http://www.holzbaukunst.at/holzbau/objekt/392.html, 22.11.2017

ABB. 19 Übergang innen. Marcel Hagen, http://www.vol.at/starkes-doppel/4705445, 20.11.2017

ABB. 20 Übergang und Foyer. Marcel Hagen, https://www.world-architects.com/lv/projects/view/gemeinsames-wohnen-am-kolpingplatz, 20.11.2017

ABB. 21 Guckloch und Sichtdachstuhl. Marcel Hagen, http://www.vol.at/starkes-doppel/4705445, 20.11.2017

ABB. 22 Hofsituation. Marcel Hagen, https://www.world-architects.com/lv/projects/view/gemeinsames-wohnen-am-kolpingplatz, 20.11.2017

ABB. 23 Georg Matthäus Vischer: Archiducatus Austriae Superioris Geographica Descriptio facta Anno 1667. www.doris.at, 26.11.2017

ABB. 24 Der Marktplatz gegen Ende des 19. Jh. — bevor die Dächer “umgedreht” wurden. Anton Eder. Aus: Fleck 1992, 59.

ABB. 25 lebens_bilder (Olivia Wimmer): Großformatige Bilder auf Waizenkirchens Häuserfassaden. Olivia Wimmer, http://olivve.com/work/lebensbilder, 26.11.2017

ABB. 26 lebens_bilder (Olivia Wimmer): Großformatige Bilder auf Waizenkirchens Häuserfassaden. Olivia Wimmer, http://olivve.com/work/lebensbilder, 26.11.2017

ABB. 27 Tabelle: Kulturelle Veranstaltungen in Waizenkirchen. Maria Hamann und David Wagner

ABB. 28 Lageplan M 1:10.000. Clara Hamann

ABB. 29 Ausschnitt M 1:2.000. Clara Hamann

ABB. 30 Speisesaal des Alten- und Pflegeheims. Clara Hamann

ABB. 31 Aufenthaltsraum am Stockwerk. Clara Hamann

ABB. 32 Alte Volkssschule. Aus: Amt der Oberösterreichischen Landesregierung, Direktion Kultur (Hg.): Denkmalwerte Denkmalpreise. Denkmalpflegepreise des Landes Oberösterreich 2002-2013, Salzburg 2013, 103

ABB. 33 Treppenhaus. Ebda., 102

ABB. 34 Vor den Wohnungen. Ebda.

ABB. 35 Kienzlstraße um 1930. o.A., aus der Waizenkirchner Marktchronik, zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 36 Axonometrie: Bestandsgebäude nach Baujahr. Clara Hamann

ABB. 37 Gaststube um 1930. o.A., aus der Waizenkirchner Marktchronik, zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 38 Gaststube heute. o.A., http://www.gasthofmayrhuber.at/

ABB. 39 Straßenszene am Marktplatz (um 1930). o.A., aus der Waizenkirchner Marktchronik, zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 40 ca. 1896. o.A., aus der Waizenkirchner Marktchronik, zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 41 um 1905: o.A., aus: Commenda, Ludwig: Aschach, Eferding, Waizenkirchen und Umgebung, Linz 1905, 246

ABB. 42 um 1915. o.A., aus der Waizenkirchner Marktchronik, zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 43 um 1930. o.A., aus der Waizenkirchner Marktchronik, zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 44 ca. 1935. o.A., aus der Waizenkirchner Marktchronik, zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 45 ca. 1946. o.A., aus der Waizenkirchner Marktchronik, zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 46 um 1960. o.A., aus der Waizenkirchner Marktchronik, zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 47 o.A., o.A., aus der Waizenkirchner Marktchronik, zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 48 2014. Isiwal. https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Waizenkirchen_Gasthof_Lamm.jpg, 14.11.2017

ABB. 49 Bezeichnung der Baukörper. Clara Hamann

ABB. 50 Marktplatz 19: Eidenberger-Haus (ca. 1920). o.A., aus der Waizenkirchner Marktchronik, zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 51 Luftbild. Aus: Fleck 1991, 12.

ABB. 52 Bestandsanalyse. Clara Hamann

ABB. 53 Grundrisse M 1:500. Clara Hamann

ABB. 54 Axonometrie: Höhen. Clara Hamann

ABB. 55 Schnitte M 1:500. Clara Hamann

ABB. 56 Ansichten M 1:500. Clara Hamann

ABB. 57 Verortung der nachfolgenden Fotos. Clara Hamann

ABB. 58 Küche. Clara Hamann

ABB. 59 Gaststube. Clara Hamann

ABB. 60 Veranstaltungssaal. Clara Hamann

ABB. 61 Schank für den Saal. Clara Hamann

ABB. 62 Aufgang zum Saal. Clara Hamann

ABB. 63 Gang im Haupthaus, 1.OG. Clara Hamann

ABB. 64 Kienzelzimmer. Clara Hamann

ABB. 65 Fremdenzimmer. Clara Hamann

ABB. 66 Dachboden. Clara Hamann

ABB. 67 Unterbühne. Clara Hamann

ABB. 68 Innenhof. Clara Hamann

ABB. 69 G’wölb. Clara Hamann

ABB. 70 Bedienstetenzimmer. Clara Hamann

ABB. 71 Innenhof. Clara Hamann

ABB. 72 Innenhof. Clara Hamann

ABB. 73 Blick auf die Außenwand des Saals. Clara Hamann

ABB. 74 Der Weg als Charakteristikum: Auszug aus dem Skizzenbuch. Clara Hamann

ABB. 75 Konzeptskizze. Clara Hamann

ABB. 76 Konzeptskizze. Clara Hamann

ABB. 77 Konzeptskizze. Clara Hamann

ABB. 78 Konzeptskizze. Clara Hamann

ABB. 79 Diagramm. Clara Hamann

ABB. 80 Diagramm. Clara Hamann

ABB. 81 Diagramm. Clara Hamann

ABB. 82 Diagramm. Clara Hamann

ABB. 83 Umgang mit dem Bestand: Neue Fenster. Clara Hamann

ABB. 84 Materialfotos aus dem Bestand. Clara Hamann

ABB. 85 Materialcollage: Durchbruch ins Nebenhaus; rechts Holztrennwand mit Schattenfuge. Clara Hamann

ABB. 86 Materialbeispiele. Quellen:
https://www.mtextur.com/materials/19375?locale=de-CH
https://www.archdaily.com/802119/elephant-house-faye-and-walker-architecture
https://www.florim.com/en/rex/collection/la-roche-di-rex/
und eigene Darstellungen (Photoshop). Clara Hamann

ABB. 87 Bestand und Ergänzung. Clara Hamann

ABB. 88 Rampe in den Hof mit Eingängen in die Gaststube. Clara Hamann

ABB. 89 Entwurfsdiagramm. Clara Hamann

ABB. 90 Denkmalschutz. Clara Hamann

ABB. 91 Bestand | Neu. Clara Hamann

ABB. 92 Lage der Geschossdecken. Clara Hamann

ABB. 93 Fassadengliederung. Clara Hamann

ABB. 94 Zusammenfassung bestehender zu neuen Öffnungen. Clara Hamann

ABB. 95 Hinausschauen und Hineingehen: Nach außen oder innen ragende Fenstereinfassungen. Clara Hamann

ABB. 96 Fenstererker und ablesbare Lage der neuen Geschossdecken. Clara Hamann

ABB. 97 Claus en Kaan Architecten: Hoogte and Laagte Kadijk. Claus en Kaan Architecten: http://kaanarchitecten.com/work/hoogte-and-laagte-kadijk/

ABB. 98 Kienzelstraße um 1930. o.A., zur Verfügung gestellt von Kons. Siegfried Fleck

ABB. 99 Bestand: Der Prozess des Weiter-Bauens ist ablesbar. Clara Hamann

ABB. 100 Neue Fassadenelemente. Clara Hamann

ABB. 101 Planausschnitt: Zugang Nordwestseite. Clara Hamann

ABB. 102 Planausschnitt: Zugang Südwestseite. Clara Hamann

ABB. 103 Galerie/Atelier, Blick in Richtung “Büro”. Clara Hamann

ABB. 104 Entwurfsdiagramm. Clara Hamann

ABB. 105 Skizzen zur Entwurfsentwicklung: Eingang und Aufgang. Clara Hamann

ABB. 106 Entwurfsprozess. Clara Hamann

ABB. 107 Ladenbereich, Aufgang zum Saal und Übergang in die Gaststube. Clara Hamann

ABB. 108 Entwurfsdiagramm. Clara Hamann

ABB. 109 G’wölb: Mehr Tageslicht durch bodentiefe Fenster. Clara Hamann

ABB. 110 Entwurfsdiagramm. Clara Hamann

ABB. 111 Wintergarten/Foyer mit Garderobe: Blick in den Saal. Clara Hamann

ABB. 112 Entwurfsdiagramm. Clara Hamann

ABB. 113 Hofeingang mit Sitznische und Fahrradabstellplatz. Clara Hamann

ABB. 114 Entwurfsdiagramm. Clara Hamann

ABB. 115 Blick aus dem Gemeinschaftsbereich auf den Steg. Clara Hamann

ABB. 116 Entwurfsdiagramm. Clara Hamann

ABB. 117 Eingangsbereich/Waschküche: Blick in die Gemeinschaftsküche. Clara Hamann

ABB. 118 Entwurfsdiagramm. Clara Hamann

ABB. 119 Offene Wohnfläche mit zu- und wegschaltbaren Bereichen. Clara Hamann

ABB. 120 Typ 1 M 1:100 Schnitt + Grundriss. Clara Hamann

ABB. 121 Fentererker. Clara Hamann

ABB. 122 Typ 2 M 1:100 Schnitt + Grundriss. Clara Hamann

ABB. 123 Übersicht Abbruch/Neubau. Clara Hamann

ABB. 124 Innenhof. Clara Hamann

ABB. 125 Umgebung M 1:500. Clara Hamann

ABB. 126 Grundriss Erdgeschoss M 1:200. Clara Hamann

ABB. 127 Grundriss Obergeschoss M 1:200. Clara Hamann

ABB. 128 Schnitt A-A M 1:200. Clara Hamann

ABB. 129 Schnitt B-B M 1:200. Clara Hamann

ABB. 130 Schnitt C-C M 1:200. Clara Hamann

ABB. 131 Ansicht Südost M 1:200. Clara Hamann

ABB. 132 Ansicht Nordost M 1:200. Clara Hamann

ABB. 133 Ansicht Nordwest M 1:200. Clara Hamann

ABB. 134 Ansicht Südwest M 1:200. Clara Hamann

ABB. 135 Bäckerladen und Aufgang zum Saal. Clara Hamann

ABB. 136 Plauderfensterbankerl. Clara Hamann

ABB. 137 Außenraum und Tor zum Marktplatz. Clara Hamann

# DANKE

Univ.-Prof. Dipl.-Ing. Andreas Lichtblau
Petra und Günther Windischbauer
Kons. Siegfried Fleck
Michael Mayrhuber
Edith Maul-Röder
Thomas Wastlbauer
den Bewohnerinnen des Betreubaren Wohnens Waizenkirchen
Bürgermeister Wolfgang Degeneve
Josef Auinger und Josef Rabeder
Gerhard Mair und Erika Zimmerer
Dipl.-Ing. Christoph Gärtner
Maria-Gabriele Kerschhuber, MBA
Brigitte Wiesinger, MSc.
Dominik und Herbert Schlair
Edeltraud Berndorfer

alle, die das Zustandekommen dieser Arbeit ermöglicht
und unterstützt haben

... und dem Zufall.

Mein ganz besonderer Dank gilt meiner Familie und Martin:
Danke, dass ich immer so selbstverständlich
auf eure Unterstützung vertrauen kann.

Clara
Hamann

2018

Masterarbeit
Institut für Wohnbau
Technische Universität Graz